Die Zeit der Verachtung

Andrzej Sapkowski

Aus dem Polnischen von Erik Simon

*Blut an deinen Händen, Falka,*

*Blut dort überall.*

*Brenn für dein Verbrechen, Falka,*

*und verbrenn voll Qual!*

*Henkscher, bei den Nordlingen (s. d.) auch Hexer, geheime und elitäre Kaste von Priesterkriegern, wahrscheinlich Abspaltung der Druiden (s. d.). In der Vorstellung des Volkes mit magischer Kraft oder übermenschlichen Fähigkeiten ausgestattet, sollten die H. zum Kampf gegen böse Geister, Ungeheuer und alle finsteren Mächte antreten. Tatsächlich wurden sie als Meister des Waffenhandwerks von den Herrschern des Nordens in den Stammeskriegen eingesetzt, die jene gegeneinander führten. Im Kampfe fielen die H. in Trance, vermutlich durch Autohypnose oder Rauschdrogen, kämpften mit blinder Energie, völlig unempfindlich für Schmerz und sogar schwere Verwundungen, was den Aberglauben an ihre übernatürlichen Kräfte bestärkte. Die Theorie, der zufolge die H. durch Mutationen oder genetische Anpassungen entstanden, hat keine Bestätigung gefunden. Die H. sind die Helden zahlreicher Überlieferungen der Nordlinge (vgl. F. Delannoy: Mythen und Legenden des Nordens).*

Effenberg und Talbot, Encyclopaedia Maxima Mundi, Bd. XV

# Das erste Kapitel

Um sich den Lebensunterhalt als reitender Bote zu verdienen, pflegte Aplegatt den frisch eingestellten jungen Männern zu sagen, braucht man zweierlei: einen hellen Kopf und einen eisernen Hintern.

Der helle Kopf ist unerlässlich, belehrte Aplegatt die jungen Boten, denn unter der Kleidung, in dem flachen, auf der blanken Haut liegenden Lederbeutel trägt der Bote nur Nachrichten von geringerer Bedeutung, die man ohne zu zögern dem verräterischen Papier oder Pergament anvertrauen kann. Die wirklich wichtigen, geheimen Botschaften, diejenigen, von denen vieles abhängt, muss er sich merken und dem Empfänger aufsagen. Wort für Wort, und manchmal sind das schwierige Wörter. Man kann sie schlecht aussprechen und noch schlechter behalten. Um sie sich zu merken, um sich beim Aufsagen nicht zu irren, braucht man einen wahrlich hellen Kopf.

Was aber den eisernen Hintern angeht, oho, das merkt jeder Bote sehr schnell selber, wenn er drei Tage und drei Nächte im Sattel sitzen muss, hundert oder zweihundert Meilen auf der Landstraße zurücklegen, gelegentlich auch über Stock und Stein. Freilich, man sitzt nicht ständig im Sattel, manchmal steigt man ab, macht eine Erholungspause. Denn der Mensch hält viel aus, das Pferd aber weniger. Doch wenn man nach der Rast wieder aufsteigen muss, ist es, als riefe der Hintern: »Zu Hilfe, man bringt mich um!«

Aber wer braucht denn noch reitende Boten, Herr Aplegatt, wunderten sich die jungen Leute mitunter. Von Vengerberg nach Wyzima beispielsweise schafft es niemand schneller als in vier oder gar fünf Tagen, selbst wenn er auf dem schnellsten Renner galoppiert. Und wie lange braucht ein Zauberer in Vengerberg, um einem Zauberer in Wyzima eine magische Botschaft zukommen zu lassen? Eine halbe Stunde vielleicht oder nicht einmal das. Dem Boten kann das Pferd lahm werden. Ihn können Räuber oder die Eichhörnchen ermorden, Wölfe oder Greifen können ihn zerreißen. Und schon ist er weg, der Bote. Aber eine Zauberbotschaft kommt immer an, die verirrt sich nicht, verspätet sich nicht, geht nicht verloren. Wozu Boten, wenn es überall Zauberer gibt, an jedem Königshof? Boten werden nicht mehr gebraucht, Herr Aplegatt.

Eine Zeitlang hatte auch Aplegatt geglaubt, niemand bedürfe seiner mehr. Er war sechsunddreißig Jahre alt, klein, aber stark und sehnig, er scheute keine Arbeit und hatte, versteht sich, einen hellen Kopf. Er hätte eine andere Arbeit finden können, um sich und seine Frau zu ernähren, um ein paar Groschen für die Mitgift der beiden noch ledigen Töchter beiseitezulegen, um die verheiratete weiterhin zu unterstützen, deren Mann, ein hoffnungsloser Schlemihl, partout auf keinen grünen Zweig kam. Doch Aplegatt wollte keine andere Arbeit und konnte sich keine andere vorstellen. Er war königlicher berittener Bote.

Und plötzlich, nach einer langen Zeit der Vergessenheit und bedrückenden Untätigkeit, wurde Aplegatt wieder gebraucht. Die Landstraßen und Waldwege hallten abermals vom Hufschlag wider. Wie in alter Zeit durchmaßen Boten das Land, brachten Nachrichten von Stadt zu Stadt.

Aplegatt kannte den Grund. Er wusste vieles, und noch mehr hörte er. Von ihm wurde erwartet, dass er den Inhalt der übermittelten Botschaft sofort aus dem Gedächtnis löschte, ihn vergaß, damit er sich nicht einmal unter der Folter daran erinnern könnte. Doch Aplegatt erinnerte sich. Und er wusste, warum die Könige plötzlich aufgehört hatten, mit Hilfe von Magie und Magiern zu kommunizieren. Die Mitteilungen, die die Boten überbrachten, sollten vor den Zauberern geheim gehalten werden. Die Könige trauten auf einmal den Zauberern nicht mehr, vertrauten ihnen ihre Geheimnisse nicht mehr an.

Was diese plötzliche Abkühlung der Freundschaft zwischen Königen und Zauberern ausgelöst hatte, wusste Aplegatt nicht, und es kümmerte ihn auch nicht besonders. Wie die Könige waren auch die Magier seiner Ansicht nach unverständliche Wesen, unberechenbar in ihren Taten – insbesondere, wenn schwere Zeiten kamen. Und dass schwere Zeiten heraufzogen, war unmöglich zu übersehen, wenn man das Land von Stadt zu Stadt, von Schloss zu Schloss, von Königreich zu Königreich durchmaß.

Die Straßen waren voller Soldaten. Auf Schritt und Tritt traf man auf Infanterie- oder Kavalleriekolonnen, und jeder Befehlshaber, dem man begegnete, war nervös, ängstlich, aufbrausend und tat so wichtig, als hinge das Schicksal der ganzen Welt nur von ihm ab. Auch die Städte und Schlösser waren voll von Bewaffneten, Tag und Nacht herrschte dort ein fieberhaftes Treiben. Die für gewöhnlich unsichtbaren Burggrafen und Kastellane schwärmten jetzt unablässig auf den Mauern und Burghöfen umher, wütend wie Wespen vor einem Gewitter, schrien, fluchten, erteilten Befehle, verteilten Fußtritte. Tag und Nacht waren Kolonnen schwer beladener Wagen zu Festungen und Garnisonen unterwegs, wichen den Kolonnen aus, die, auf dem Rückweg, ihnen schnell, leicht und leer entgegenkamen. Herden von ausgelassenen dreijährigen Pferden, die man direkt von den Weiden herantrieb, wirbelten auf den Landstraßen Staubwolken auf. Die weder an Geschirr noch an einen gepanzerten Reiter gewöhnten Pferdchen genossen fröhlich die letzten Tage der Freiheit, machten den Pferdeknechten viel zusätzliche Arbeit und anderen Benutzern der Straßen viel Verdruss.

Kurzum, in der heißen, reglosen Luft lag Krieg.

Aplegatt richtete sich in den Steigbügeln auf, blickte um sich. Unten am Fuße der Anhöhe glitzerte ein Fluss, der sich in scharfen Wendungen zwischen Wiesen und Baumgruppen hinzog. Jenseits des Flusses, im Süden, erstreckten sich Wälder. Der Bote trieb das Pferd an. Die Zeit drängte.

Er war seit zwei Tagen unterwegs. Der königliche Befehl und die Post hatten ihn in Hagge erreicht, wo er sich nach der Rückkehr aus Dreiberg ausruhte. Er hatte die Festung nachts verlassen, war auf der Landstraße am linken Ufer des Pontar entlanggaloppiert, hatte vor Tagesanbruch die Grenze zu Temerien überquert und befand sich jetzt, am Mittag des folgendes Tages, schon am Ufer der Ismena. Wäre König Foltest in Wyzima gewesen, hätte ihm Aplegatt die Botschaft noch in der Nacht desselben Tages überbracht. Leider war der König nicht in der Hauptstadt – er weilte im Süden des Landes, in Maribor, das fast zweihundert Meilen von Wyzima entfernt lag. Aplegatt wusste das, deshalb hatte er in der Nähe von Weißbrücke die Landstraße nach Westen verlassen und war durch die Wälder geritten, in Richtung Ellander. Das war etwas riskant. In den Wäldern grassierten immer noch die aufständischen Elfen, die sich

»Scioa’tael« nannten, »Eichhörnchen«; wehe dem, der ihnen in die Hände fiel oder vor den Bogen kam. Doch ein königlicher Bote musste etwas riskieren, das war seine Pflicht.

Er überquerte den Fluss ohne Mühe – seit Juni hatte es nicht geregnet, das Wasser in der Ismena war erheblich zurückgegangen. Er hielt sich am Waldrand und gelangte zu der Straße, die von Wyzima nach Südosten führte, in Richtung der Eisenhütten, Schmieden und AnsiedlungenderZwergeim Mahakammassiv. Auf der Straße fuhren Wagen, oft von berittenen Einheiten gedeckt. Aplegatt atmete erleichtert auf. Wo sich viele Menschen befanden, gab es keine Scioa’tael. Die Kampagne gegen die mit den Menschen kämpfenden Elfen dauerte in Temerien schon ein Jahr; die Kommandos der Eichhörnchen, auf die in den Wäldern Jagd gemacht wurde, hatten sich in kleinere Gruppen geteilt, und die kleineren Gruppen hielten sich von stark frequentierten Straßen fern und legten dort keine Hinterhalte.

Noch ehe es Abend wurde, hatte er die Westgrenze des Fürstentums Ellander erreicht, die Weggabelung unweit des Dörfchens Zavada, von wo aus ein einfacher und sicherer Weg nach Maribor vor ihm lag – zweiundvierzig Meilen auf gepflasterter, verkehrsreicher Straße. An der Wegscheide lag eine Schenke. Er beschloss, dem Pferd und sich eine Rast zu gönnen. Er wusste, dass er, wenn er im Morgengrauen aufbrach, das Pferd nicht einmal besonders anzutreiben brauchte, um noch vor Sonnenuntergang die schwarz- silbernen Fahnen auf den roten Dächern der Türme des Schlosses von Maribor zu erblicken.

Er sattelte die Stute ab und versorgte sie selbst, nachdem er dem Pferdeknecht gesagt hatte, er möge seiner Wege gehen. Er war ein königlicher Bote, und ein königlicher Bote erlaubt niemandem, sein Pferd anzurühren. Er aß eine ordentliche Portion Rührei mit Wurst und ein Viertel Beutelbrot, trank ein Quart Bier. Er hörte sich Gerüchte an. Verschiedene. In der Schenke hatten Reisende aus allen Weltgegenden Einkehr gehalten.

In Dol Angra, erfuhr Aplegatt, war es wieder zu Zwischenfällen gekommen, wieder hatte sich eine Kavallerieeinheit aus Lyrien mit einem Nilfgaarder Beritt geschlagen, wieder hatte Meve, die Königin von Lyrien, lauthals Nilfgaard der Provokation bezichtigt und König Demawend von Aedirn zu Hilfe gerufen. In Dreiberg war ein redanischer Baron öffentlich hingerichtet worden, der in geheimem Kontakt zu Abgesandten des Nilfgaarder Kaisers Emhyr gestanden hatte. In Kaedwen hatten die zu einer großen Einheit vereinigten Kommandos der Scioa’tael ein Gemetzel im Fort Leyda verübt. Zur Vergeltung für dieses Massaker hatte die Bevölkerung von Ard Carraigh einen Pogrom veranstaltet und an die vierhundert in der Hauptstadt ansässige Nichtmenschen ermordet.

In Temerien, erzählten Kaufleute, die aus dem Süden kamen, herrschten Trauer und Wehklagen unter den Emigranten aus Cintra, die unter den Fahnen von Hofmarschall Vissegerd versammelt waren. Denn es hatte sich die schreckliche Nachricht vom Tode des Löwenjungen bestätigt, der Fürstentochter Cirilla, der letzten aus dem Blute von Königin Calanthe, die man die Löwin von Cintra nannte.

Es wurden noch allerlei schreckliche und unheilvolle Gerüchte erzählt. So hatten in mehreren Dörfern in der Umgebung von Aldersberg die Kühe plötzlich begonnen, aus dem Euter zu bluten, und im Morgengrauen hatte man im Nebel die Pestjungfer gesehen, deren Erscheinen Tod und Verderben kündet. In Brugge war unweit des Waldes Brokilon, des verbotenen Reiches der Walddryaden, die Wilde Jagd erschienen, ein am Himmel entlanggaloppierender Zug von Gespenstern, und die Wilde Jagd ist, wie jedermann weiß, immer ein Vorzeichen des Krieges. Vor der Halbinsel Bremervoord aber wurde ein Gespensterschiff gesichtet und auf seinem Deck ein Gespenst – ein schwarzer Ritter mit einem Helm, der mit den Flügeln eines Raubvogels verziert war ...

Der Bote hörte nicht länger zu, er war zu müde. Er ging in die gemeinschaftliche Schlafkammer, warf sich aufs Strohlager und schlief wie ein Toter.

Im Morgengrauen stand er auf. Als er auf den Hof ging, wunderte er sich ein wenig – er war nicht der Erste, der sich auf den Weg machte, und das kam selten vor. Am Brunnen stand gesattelt ein Rappe, und neben ihm am Trog wusch sich eine Frau in Männerkleidung die Hände. Als sie Aplegatts Schritte hörte, wandte sie sich um, nahm mit den nassen Händen das üppige schwarze Haar zusammen und strich es nach hinten. Der Bote verbeugte sich. Die Frau neigte leicht den Kopf.

Als er in den Stall trat, wäre er beinahe mit demzweitenFrühaufsteher zusammengestoßen, einem jungen Mädchen mit einer Samtkappe, das gerade eine Apfelschimmelstute auf den Hof führte. Das Mädchen rieb sich das Gesicht und gähnte, gegen die Flanke des Pferdes gelehnt.

»Oje«, murmelte sie und rieb sich die Augen.

»Ich werde wohl im Sattel einschlafen ... Im Handumdrehen einschlafen ... Uaaaua ...«

»Die Kälte wird dich munter machen, wenn du die Stute auf Trab bringst«, sagte Aplegatt höflich, während er den Sattel vom Balken zog. »Glück auf den Weg, Fräuleinchen.«

Das Mädchen drehte sich um und schaute ihn an, als habe sie ihn erst jetzt bemerkt. Ihre Augen waren groß und grün wie Smaragde. Aplegatt warf die Schabracke aufs Pferd.

»Glück auf den Weg habe ich gewünscht«, wiederholte er. Für gewöhnlich war er weder mitteilsam noch gesprächig, doch jetzt empfand er das Bedürfnis, mit einem Mitmenschen zu reden, auch wenn dieser Mitmensch eine gewöhnliche verschlafene Rotznase war. Vielleicht lag es an den vielen einsamen Tagen unterwegs, vielleicht auch daran, dass die Rotznase ihn ein wenig an seine mittlere Tochter erinnerte.

»Mögen die Götter euch behüten«, fügte er hinzu, »vor Unfall und schlechtem Wetter. Ihr seid ja nur zu zweit, noch dazu Weiber ... Und die Zeiten sind schlecht. Überall lauern Gefahren auf den Landstraßen ...«

Das Mädchen öffnete die grünen Augen ein Stück weiter. Der Bote fühlte, wie es ihm kalt den Rücken hinunterlief, und er erschauderte.

»Die Gefahr«, ließ sich das Mädchen plötzlich mit seltsamer, veränderter Stimme vernehmen.

»Die Gefahr ist leise. Du wirst sie nicht hören, wenn sie auf grauen Federn geflogen kommt. Ich hatte einen Traum. Der Sand ... Der Sand war heiß von der Sonne ...«

»Was?« Aplegatt erstarrte, den Sattel gegen den Bauch gestemmt. »Was redest du, Fräuleinchen? Was für ein Sand?«

Das Mädchen zuckte heftig zusammen, rieb sich das Gesicht. Die Schimmelstute warf den Kopf hin und her.

»Ciri!«, rief die schwarzhaarige Frau vom Hofe her in scharfem Tonfall, während sie Zaumzeug und Satteltaschen des Rappen zurechtrückte. »Beeil dich!«

Das Mädchen gähnte, warf Aplegatt einen Blick zu, begann zu blinzeln, als wundere sie sich über seine Anwesenheit im Stall. Der Bote schwieg.

»Ciri«, wiederholte die Frau. »Bist du da eingeschlafen?«

»Ich komme schon, Frau Yennefer!«

Als Aplegatt schließlich das Pferd gesattelt hatte und es auf den Hof führte, waren die Frau und das Mädchen schon verschwunden. Ein Hahn fing langgezogen und heiser zu krähen an, der Hund begann zu kläffen, in den Bäumen rief ein Kuckuck. Der Bote sprang in den Sattel. Plötzlich fielen ihm die grünen Augen des Mädchens ein, ihre sonderbaren Worte. Eine stille Gefahr? Graue Federn?

Heißer Sand? Das Mädchen war vielleicht nicht ganz bei Verstand, dachte er. Solche sieht man jetzt oft, wahnsinnig gewordene Mädchen, die während des Krieges von Marodeuren oder anderen Dreckskerlen misshandelt worden sind ... Ja, sie war wohl verrückt. Oder vielleicht nur verschlafen, aus dem Schlaf gerissen, noch nicht richtig wach? Merkwürdig, was für Unsinn die Leute mitunter faseln, wenn sie bei Tagesanbruch immer noch zwischen Schlaf und Wachsein schwanken ...

Abermals durchlief ihn ein Schauer, und zwischen den Schulterblättern tauchte ein Schmerz auf. Er rieb sich mit der Hand über den Rücken.

Sobald er sich auf der Straße nach Maribor befand, stieß er dem Pferd die Ferse in die Weichen und fiel in Galopp. Die Zeit drängte.

In Maribor erholte sich der Bote nicht lange – es verging kein Tag, und wieder pfiff ihm der Wind in den Ohren. Das neue Pferd, ein drosselgrauer Hengst aus einem Mariborer Gestüt, lief scharf, den Hals vorgereckt und mit dem Schweif schlagend. Die Weiden am Straßenrand huschten vorbei. Gegen Aplegatts Brust drückte der Beutel mit der Diplomatenpost. Der Hintern tat ihm weh.

»He, dass du dir den Hals brichst, Heckenreiter, verdammter!«, brüllte ihm ein Kutscher hinterher, während er das Gespann zügelte, das vom Vorbeihuschen des galoppierenden Grauen erschrocken war.

»Guckt nur, wie der losrast, als ob ihm der Tod auf den Fersen ist! Aber mach nur, mach hin, Windbeutel, reitest dem Sensenmann ja doch nicht davon!«

Aplegatt rieb sich ein Auge, das vom Luftzug zu tränen begonnen hatte.

Tags zuvor hatte er König Foltest die Briefe übergeben und dann die geheime Botschaft König Demawends aufgesagt.

»Demawend an Foltest. In Dol Angra ist alles bereit. Die Kostümtruppe wartet auf den Befehl. Voraussichtlicher Zeitpunkt: zweite Julinacht nach Neumond. Die Boote müssen zwei Tage später am anderen Ufer landen.«

Über der Landstraße flogen laut krächzend Krähenschwärme. Sie flogen nach Osten, in Richtung Mahakam und Dol Angra, in Richtung Vengerberg. Beim Reiten wiederholte der Bote in Gedanken die Worte der geheimen Botschaft, die der König von Temerien durch ihn dem König von Aedirn übermitteln ließ.

»Foltest an Demawend. Erstens: Halte die Aktion an. Die Schlauberger haben eine Zusammenkunft einberufen, sie wollen sich auf der Insel Thanedd treffen und beraten. Diese Konferenz kann vieles ändern. Zweitens: Die Suche nach dem Löwenjungen kann eingestellt werden. Es hat sich bestätigt: Das Löwenjunge lebt nicht mehr.«

Aplegatt trieb den Grauen mit der Ferse an. Die Zeit drängte.

Die enge Waldstraße war von Wagen verstopft. Aplegatt zügelte das Pferd, ließ es ruhig zum letzten Fahrzeug in der langen Kolonne trotten. Ihm war sofort klar, dass er an dem Stau nicht vorbeikommen würde. Von Umkehr konnte überhaupt keine Rede sein, der Zeitverlust wäre zu groß gewesen. In das sumpfige Dickicht auszuweichen, um die Blockade zu umgehen, war auch nicht verlockend, zumal es schon dämmerte.

»Was ist hier passiert?«, fragte er die Kutscher des letzten Wagens in der Kolonne, zwei alte Männer, von denen der eine zu dösen und der andere leblos zu sein schien. »Ein Überfall? Eichhörnchen? So redet doch! Ich habe es eilig.«

Ehe einer der Alten antworten konnte, ertönten von der im Walde verborgenen Spitze der Kolonne Schreie. Die Kutscher sprangen eilends auf die Wagen, trieben Pferde und Ochsen mit Peitschenhieben und auserlesenen Flüchen voran. Die Kolonne kam träge in Fahrt. Der dösende Greis wachte auf, wackelte mit dem Bart, schnalzte den Maultieren zu und hieb ihnen die Zügel auf die Hintern. Der leblos aussehende Greis erwachte zum Leben, schob die Strohmütze aus den Augen und schaute Aplegatt an.

»Guckt euch den an«, sagte er. »Eilig hat er’s. He, Söhnchen, du hast Glück. Bist grade rechtzeitig rangaloppiert.«

»Nu.« Der andere Greis wackelte mit dem Bart und trieb die Maultiere an. »Grade rechtzeitig. Wenn du um Mittag rum gekommen wärst, hättst du auf freie Fahrt warten müssen. Wir haben’s alle eilig, aber warten mussten wir.

Wie soll man fahren, wenn die Straße zu ist?«

»Die Straße war geschlossen? Was ist denn das für eine Mode?«

»Hier ist ’n schlimmer Menschenfresser aufgetaucht, Söhnchen. Hat ’nen Ritter angefallen, der allein mit dem Knappen die Straße langgeritten ist. Das Ungeheuer soll dem Ritter den Kopf mitsamt Helm abgerissen haben, dem Pferd den Bauch aufgeschlitzt. Der Knappe konnte abhaun, hat andauernd gequatscht, wie fürchterlich es war, dass die ganze Straße im Blut schwamm ...«

»Was war das für ein Monstrum?«, fragte Aplegatt und zügelte das Pferd, um weiter mit den Kutschern des einherzuckelnden Wagens reden zu können. »Ein Drache?«

»Nein, kein Drache«, sagte der zweite Greis, der mit der Strohmütze. »’s heißt, ’ne Mandigora oder so. Der Knappe hat gesagt, ’s war ’ne fliegende Bestie, mächtig gewaltig.

Und hartnäckig! Ich hab mir gedacht, die frisst den Ritter und fliegt weg, aber keine Spur! Hat sich da auf die Straße gesetzt, das Mistvieh, und sitzt da, zischt, bleckt die Zähne ... Na, und das hat die Straße zugemacht wie’n Korken die Flasche, denn wenn wer gekommen ist und das Vieh gesehen hat, der hat den Wagen stehenlassen und ist weg, was das Zeug hält. Da standen dann die Wagen ’ne halbe Meile lang, und rundrum ist, wie du ja selber siehst, Söhnchen, bloß Dickicht und Morast, da kommt man nicht rum und nicht zurück.«

»So viele Leute!«, sagte der Bote abfällig.

»Und stehen da wie angewurzelt! Sie hätten sich Äxte und Spieße greifen müssen und das Biest von der Straße vertreiben oder erschlagen.«

»Nu, ’n paar haben’s versucht«, sagte der Alte, der die Zügel in der Hand hielt, und trieb die Maultiere an, denn die Kolonne kam in Fahrt.

»Drei Zwerge von der Wachmannschaft eines Kaufmanns und mit ihnen vier Rekruten, die nach Carreras zur Festung unterwegs waren, zu den Truppen. Die Zwerge hat die Bestie grässlich zugerichtet, und die Rekruten ...«

»... haben Fersengeld gegeben«, beendete der andere Greis den Satz, worauf er saftig und weit ausspuckte und zielsicher die Lücke zwischen den Hinterteilen der Maultiere traf.

»Fersengeld gegeben, kaum dass sie die Mandigora gesehn haben. Einer hat sich wohl sogar eingemacht. Oh, schau, schau, Söhnchen, das ist er! Dort!«

»Was soll das«, sagte Aplegatt leicht entnervt,

»wollt ihr mir den Hosenscheißer zeigen? Der ist mir egal ...«

»Nicht doch! Der Kadaver! Der Kadaver von dem Ungeheuer! Die Soldaten legen ihn auf einen Wagen! Seht ihr?«

Aplegatt richtete sich in den Steigbügeln auf.

Trotz der hereinbrechenden Dunkelheit und den sich drängenden Gaffern sah er, wie Soldaten einen riesigen fahlgelben Körper trugen. Die Fledermausflügel und der Skorpionschwanz schleiften über den Boden. Mit Hau-ruck-Rufen hoben die Soldaten den Kadaver höher und wälzten ihn auf den Wagen. Die vorgespannten Pferde, offensichtlich vom Gestank nach Blut und Aas beunruhigt, tänzelten, ruckten an der Deichsel.

»Nicht stehenbleiben!«, schrie der Berittführer, der die Soldaten befehligte, die beiden Alten an. »Weiterfahren! Nicht die Durchfahrt versperren!«

Der Kutscher trieb die Maultiere vorwärts, der Wagen sprang in den Radspuren. Aplegatt stieß das Pferd mit der Ferse, zog gleichauf.

»Die Soldaten haben die Bestie wohl erlegt?«

»Woher denn«, widersprach einer der Alten.

»Die Soldaten, wie sie gekommen sind, haben bloß die Leute angeschnauzt. Mal ›bleib stehn‹, mal ›fahr zurück‹, mal so, mal so. Mit dem Ungeheuer hatten sie’s nicht eilig. Sie haben einen Hexer kommen lassen.«

»Einen Hexer?«

»So war’s«, versicherte ihm der zweite Greis.

»Jemandem ist eingefallen, dass er im Dorf einen Hexer gesehen hatte, da haben sie ihn geholt. Der hatte weiße Haare, ’ne widerwärtige Visage und ’n mächtig gewaltiges Schwert auf’m Rücken. Und ’s ist keine Stunde vergangen, da hat vorn jemand geschrien, dass wir gleich weiterfahrn können, weil der Hexer die Bestie erledigt hat. Da ging’s endlich weiter, und grad da bist du, Söhnchen, aufgekreuzt.«

»Ha«, sagte Aplegatt nachdenklich. »So viele Jahre bin ich schon auf den Straßen unterwegs, aber einen Hexer habe ich noch nicht getroffen. Hat jemand gesehen, wie er dieses Ungeheuer erledigt hat?«

»Ich hab’s gesehen!«, rief ein junger Mann mit wirrem Haarschopf, der auf der anderen Seite des Wagens herangeritten kam. Er ritt ohne Sattel und lenkte die dürre falbe Mähre mit der Kandare. »Alles hab ich gesehen! Weil ich bei den Soldaten war, ganz vorn!«

»Seht ihn euch an, die Rotznase«, sagte der Alte, der kutschierte. »Noch grün hinter den Ohren, und spuckt große Töne. Willst’n paar übergezogen kriegen?«

»Lasst ihn, Vater«, schaltete sich Aplegatt ein.

»Gleich kommt die Weggabelung, da reite ich nach Carreras, aber vorher möchte ich noch wissen, wie das mit diesem Hexer war. Red, Kleiner.«

»Also das war so«, begann der junge Mann rasch, während er im Schritt neben dem Wagen ritt, »dass dieser Hexer zum Befehlshaber der Soldaten kam. Er sagte, er heißt Gerant. Der Befehlshaber darauf, er kann heißen, wie er will, er soll sich lieber an die Arbeit machen. Und zeigte ihm, wo das Ungeheuer saß. Der Hexer ging näher ran, schaute ein bisschen. Bis zu dem Ungeheuer waren es gut hundert Schritt, vielleicht sogar mehr, aber er schaute bloß von weitem und sagte gleich, dass das eine selten große Mantikora ist und er sie umbringt, wenn man ihm zweihundert Kronen bezahlt.«

»Zweihundert Kronen?« Dem zweiten Greis blieb die Luft weg. »Was denn, war der denn ganz bescheuert?«

»Das hat der Herr Befehlshaber auch gesagt, bloß etwas hässlicher. Drauf der Hexer, dass es so viel kosten muss und dass es ihm gleich ist, soll doch das Ungeheuer ruhig bis zum jüngsten Tag auf der Straße sitzen. Drauf der Befehlshaber, dass er so viel nicht rausrücken wird, da wartet er lieber, bis das Geschöpf von selber wegfliegt. Der Hexer aber drauf, dass es nicht wegfliegen wird, weil es hungrig und wütend ist. Und wenn es wegfliegt, kommt es gleich wieder, weil das sein Jagdterro ... terret ... terretor ...«

»Fasel nicht, du Rotznase!«, sagte der Alte, der kutschierte, ärgerlich und versuchte ohne ersichtlichen Erfolg, sich in die Finger zu schneuzen, in denen er gleichzeitig die Zügel hielt. »Sag nur, was war!«

»Sag ich doch! Der Hexer also hat gesagt: Das Ungeheuer wird nicht wegfliegen, sondern die ganze Nacht lang den toten Ritter fressen, langsam, weil der Ritter ’ne Rüstung anhat und schwer rauszuklauben ist. Da kamen die Kaufleute und fingen an, den Hexer zu bereden, so und so, dass sie sammeln wollen und ihm hundert Kronen geben. Aber der Hexer sagt ihnen darauf, dass die Bestie nämlich Mantikora heißt und sehr gefährlich ist, also können sie sich diese hundert Kronen in den Hintern stecken, dafür riskiert er nicht seinen Hals. Da wurde nun der Befehlshaber wütend und sagte, dass das nun mal Sache eines Hundes und eines Hexers ist, den Hals zu riskieren, und dass der Hexer genau dazu da ist wie der Arsch zum Scheißen. Aber die Kaufleute hatten, scheint’s, Angst, dass der Hexer böse wird und seiner Wege geht, denn sie gingen auf hundertfünfzig hoch. Und der Hexer zog sein Schwert und ging die Straße lang zu der Stelle, wo das Untier saß. Und der Befehlshaber machte hinter ihm her ein Zeichen gegen das Böse und spuckte aus und sagte, dass er nicht versteht, wieso die Erde solche abartige Teufelsbrut trägt. Drauf sagte einer von den Kaufleuten zu ihm, dass das Militär ja wohl, statt im Wald auf Elfen Jagd zu machen, die Straßen von Ungeheuern säubern könnte, und dann bräuchte es keine Hexer zu geben und ...«

»Schweif nicht ab«, unterbrach ihn einer der Alten, »sondern erzähl, was du gesehen hast.«

»Ich«, brüstete sich der junge Mann, »habe auf das Pferd des Hexers aufgepasst, eine Fuchsstute mit einer weißen Blesse.«

»Zum Kuckuck mit der Stute! Aber wie der Hexer das Ungeheuer erschlagen hat, hast du das gesehen?«

»Ähm ...«, druckste der junge Mann. »Hab ich nicht ... Ich wurde nach hinten gedrängt. Alle brüllten laut und machten die Pferde scheu, da ...«

»Ich hab’s ja gesagt« – der Alte spuckte verächtlich aus –, »dass er einen Scheißdreck gesehen hat, der Rotzlöffel.«

»Aber ich habe den Hexer gesehen, wie er zurückgekommen ist!«, plusterte sich der Bursche auf. »Und der Befehlshaber, der alles mitangesehen hatte, war ganz weiß im Gesicht und sagte leise zu den Soldaten, dass das magische Zauberei ist oder Elfentricks, denn ein gewöhnlicher Mensch kann nicht so schnell mit dem Schwert sein ... Der Hexer aber, der nahm das Geld von den Kaufleuten, stieg auf seine Stute und ritt davon.«

»Hmm ...«, murmelte Aplegatt. »Wo ist er denn langgeritten? Auf der Straße nach Carreras? Wenn ja, hole ich ihn vielleicht ein, ich möchte ihn mir anschauen ...«

»Nein«, sagte der junge Mann. »Er ist an der Weggabelung nach Dorian abgebogen. Er hatte es eilig.«

Der Hexer träumte selten etwas, und sogar an diese seltenen Träume konnte er sich nach dem Erwachen nie erinnern. Nicht einmal, wenn es Albträume waren – und für gewöhnlich waren es Albträume.

Auch diesmal war es einer, doch diesmal erinnerte sich der Hexer zumindest an ein Bruchstück davon. Aus einem zusammengeballten Wirbel irgendwelcher unklarer, aber beunruhigender Gestalten, sonderbarer, aber feindseliger Szenen und unverständlicher, aber bedrohlicher Worte und Geräusche hob sich plötzlich ein deutliches und sauberes Bild hervor. Ciri. Eine andere als die, die er von Kaer Morhen in Erinnerung hatte. Ihre aschblonden Haare, die im Galopp wehten, waren länger – so, wie sie sie getragen hatte, als er ihr zum ersten Mal begegnet war, im Brokilon. Als sie an ihm vorbeiritt, wollte er schreien, doch er brachte keinen Ton heraus. Er wollte ihr nachlaufen, doch ihm war, als sei er bis zur Mitte der Schenkel in erstarrendem Teer versunken. Ciri aber schien ihn nicht zu sehen, galoppierte weiter, in die Nacht hinein, zwischen die missgestalteten Erlen und Weiden, die wie lebendig ihre Kronen bewegten. Und er sah, dass sie verfolgt wurde. Dass ein Rappe hinter ihr hersprengte und darauf ein Reiter in schwarzer Rüstung, den Helm mit den Flügeln eines Raubvogels verziert.

Er konnte sich nicht rühren, nicht schreien. Er konnte nur zuschauen, wie der geflügelte Ritter Ciri einholte, sie bei den Haaren packte, vom Sattel riss und weitergaloppierte, sie hinter sich herschleifte. Er konnte nur zuschauen, wie Ciris Gesicht vor Schmerz blau anlief und ein stummer Schrei sich ihrem Munde entrang. Aufwachen, befahl er sich, außerstande, den Albtraum zu ertragen. Aufwachen! Sofort aufwachen!

Er erwachte.

Lange blieb er reglos liegen, in Gedanken bei dem Traum. Dann stand er auf. Er holte den Beutel unter dem Kopfkissen hervor, zählte rasch die Zehnkronenstücke durch. Hundertfünfzig von der Mantikora gestern. Fünfzig für den Nebling, den er auf Geheiß eines Dorfschulzen in der Gegend von Carreras getötet hatte. Und fünfzig für den Werwolf, für den ihn die Siedler aus Burdorff bezahlt hatten.

Fünfzig für den Werwolf. Viel, denn es war eine leichte Arbeit gewesen. Der Werwolf hatte sich nicht verteidigt. In eine Höhle gejagt, aus der es keinen Ausweg gab, war er auf die Knie gesunken und hatte den Schwerthieb erwartet. Er hatte dem Hexer leidgetan.

Doch er brauchte das Geld.

Es verging keine Stunde, und schon schritt er durch die Straßen der Stadt Dorian, suchte die bekannte Gasse und das bekannte Schild.

Die Aufschrift auf dem Schild lautete:

»Codringher und Fenn, Rechtskonsultation und –beistand«. Geralt wusste jedoch nur zu gut, dass das, was Codringher und Fenn taten, in der Regel ausgesprochen wenig mit Recht zu tun hatte, während die beiden Teilhaber selbst zahlreiche Gründe hatten, jeglichen Kontakt sowohl mit dem Recht als auch mit seinen Vertretern zu vermeiden. Er hegte auch ernste Zweifel, ob jemand von den Klienten, die in das Büro kamen, wusste, was das Wort

»Konsultation« bedeutet.

Im unteren Teil des kleinen Gebäudes gab es keinen Eingang – nur ein solide verriegeltes Tor, das wohl in eine Remise oder einen Stall führte. Um zur Eingangstür zu gelangen, musste man sich hinter das Haus begeben, den morastigen Hof voller Enten und Hühner betreten, von dort aus eine Treppe hinauf und dann über eine enge Galerie und durch einen dunklen Korridor gehen. Erst dann stand man vor der soliden Mahagonitür mit den Eisenbeschlägen und dem Türklopfer aus Messing in Form eines Löwenkopfes.

Geralt klopfte an, worauf er rasch zurückwich. Er wusste, dass der in die Tür eingebaute Mechanismus durch in den Beschlägen verborgene Löcher zwanzig Zoll lange Stahlnadeln verschießen konnte. Theoretisch schossen die Nadeln nur hervor, wenn sich jemand am Schloss zu schaffen machte beziehungsweise wenn Codringher oder Fenn auf die Auslösevorrichtung drückte, doch Geralt hatte sich schon vielfach davon überzeugen können, dass es keine unfehlbaren Mechanismen gibt und dass ein jeder manchmal sogar dann in Aktion tritt, wenn er es nicht soll. Und umgekehrt.

In der Tür befand sich sicherlich irgendeine Vorrichtung, die die Besucher identifizierte, wahrscheinlich eine magische. Nach dem Klopfen fragte nie jemand von innen nach dem Namen. Die Tür ging auf, und Codringher stand darin. Immer Codringher, niemals Fenn.

»Grüß dich, Geralt«, sagte Codringher.

»Komm herein. Du brauchst dich nicht so an den Rahmen zu drücken, die Vorrichtung habe ich abgebaut. Vor ein paar Tagen ist etwas darin kaputtgegangen. Sie ist mir nichts, dir nichts losgegangen und hat einen Hausierer durchlöchert. Nur herein. Willst du etwas von mir?«

»Nein.« Der Hexer trat in das geräumige, düstere Vorzimmer, wo es wie üblich leicht nach Kater stank. »Nicht von dir. Von Fenn.«

Codringher lachte laut auf und bestätigte damit den Verdacht des Hexers, dass Fenn eine hundertprozentig mythische Gestalt war, die dazu diente, Büttel, Gerichtsvollzieher, Steuereintreiber und andere Codringher verhasste Personen irrezuführen.

Sie kamen ins Büro, wo es heller war, denn es war ein Giebelzimmer – die gut vergitterten Fenster hatten den größten Teil des Tages Sonne. Geralt nahm in dem für Besucher vorgesehenen Sessel Platz. Gegenüber, hinter dem Schreibtisch aus Eichenholz, machte Codringher es sich in einem Polstersessel bequem, der Mann, der sich »Advokat« nennen ließ und dem nichts unmöglich war. Wenn jemand Schwierigkeiten, Sorgen, Probleme hatte – ging er zu Codringher. Und sogleich erhielt dieser Jemand Beweise für Betrügereien und Unterschlagungen seines Kompagnons auf die Hand. Oder einen Bankkredit ohne Sicherheiten und Bürgschaften. Als Einziger auf einer langen Liste von Gläubigern bekam er sein Eigentum von einer Firma, die Konkurs angemeldet hatte. Er trat ein Erbe an, obwohl der reiche Onkel gedroht hatte, ihm keinen roten Heller zu vermachen. Er gewann einen Erbschaftsprozess, weil selbst die nächsten Verwandten plötzlich auf ihre Ansprüche verzichteten. Sein Sohn kam aus dem Knast, freigesprochen entweder wegen erwiesener Unschuld oder aus Mangel an Beweisen, denn wenn es Beweise gegeben hatte, waren sie auf rätselhafte Weise verschwunden, und die Zeugen übertrafen einander im Widerruf ihrer früheren Aussagen. Der Mitgiftjäger, der sich die Tochter zu angeln versuchte, wandte seine Zuneigung plötzlich einer anderen zu. Der Geliebte der Ehefrau oder der Entführer der Tochter zog sich bei einem Unfall komplizierte Brüche dreier Extremitäten zu, darunter mindestens einer oberen. Und ein geschworener Feind oder sonst eine unleidliche Person hörte auf zu schaden – in der Regel verschwand er spurlos. Ja, wenn jemand Probleme hatte, fuhr er nach Dorian, lief hurtig zur Firma »Codringher und Fenn« und klopfte an die Mahagonitür. In der Tür stand immer der »Advokat« Codringher, klein, schmächtig und grauhaarig, mit dem ungesunden Teint eines Menschen, der selten an die frische Luft kommt. Codringher führte den Besucher ins Büro, setzte sich in den Sessel, nahm einen großen schwarz-weißen Kater auf den Schoß und streichelte ihn. Beide – Codringher und der Kater – musterten den Klienten mit unangenehmen, beunruhigenden Blicken aus gelblichgrünen Augen.

»Ich habe deinen Brief erhalten.« Codringher und der Kater musterten Geralt mit gelblichgrünem Blick. »Außerdem hat mich auch Rittersporn besucht. Er ist vor ein paar Wochen durch Dorian gekommen. Er hat mir einiges von deinen Misshelligkeiten erzählt. Aber er hat sehr wenig gesagt. Zu wenig.«

»Wirklich? Du überraschst mich. Das wäre der erste mir bekannte Fall, wo Rittersporn nicht zu viel gesagt hätte.«

»Rittersporn« – Codringher lächelte nicht –

»hat nicht viel gesagt, weil er auch nicht viel wusste. Aber er hat weniger gesagt, als er wusste, weil du ihm verboten hast, über bestimmte Dinge zu reden. Woher dieses Misstrauen? Und das gegenüber einem Berufskollegen?«

Geralt war leicht indigniert. Codringher hätte vorgegeben, es nicht zu bemerken, doch das konnte er nicht, denn der Kater hatte es bemerkt. Er riss die Augen auf, entblößte die weißen Eckzähne und fauchte fast lautlos.

»Reiz meinen Kater nicht«, sagte der Advokat und streichelte den Kater, um ihn zu beruhigen. »Dich irritiert die Bezeichnung Kollege? Aber es stimmt ja. Ich bin auch ein Hexer. Ich befreie die Leute auch von Ungeheuern und von ungeheuren Schwierigkeiten. Und ich tue es auch für Geld.«

»Es gibt gewisse Unterschiede«, murmelte Geralt, noch immer unter dem feindseligen Blick des Katers.

»Gibt es«, gab Codringher zu. »Du bist ein anachronistischer Hexer, und ich bin ein moderner, der mit der Zeit geht. Darum wirst du bald arbeitslos sein, und ich werde gedeihen. Striegen, Wyverns, Endriagen und Werwölfe wird es auf der Welt bald nicht mehr geben. Aber Hundsfötte gibt es immer.«

»Aber du befreist ja größtenteils gerade die Hundsfötte von den Schwierigkeiten, Codringher. Arme Leute in Schwierigkeiten können sich deine Dienste nicht leisten.«

»Deine Dienste können sich arme Leute ebenso wenig leisten. Arme Leute können sich nie irgendwas leisten, darum sind sie ja arm.«

»Das ist unerhört logisch. Und so neu, dass einem die Luft wegbleibt.«

»Das hat die Wahrheit so an sich. Und wahr ist nun mal, dass unsere Berufe mit der Hundsfötterei stehen und fallen. Wobei deiner schon fast ausgestorben ist, meiner aber reell und immer kräftiger gedeiht.«

»Gut, gut. Kommen wir zur Sache.«

»Höchste Zeit.« Codringher nickte, wobei er den Kater streichelte, der sich anspannte und laut zu miauen begann, während er ihm die Krallen ins Knie hieb. »Und wir wollen diese Angelegenheiten in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit erledigen. Erstens: Mein Honorar, Kollege Hexer, beträgt zweihundertfünfzig Nowigrader Kronen. Verfügst du über solch eine Summe? Oder zählst du dich vielleicht auch zu den armen Schluckern, die Schwierigkeiten haben?«

»Zuerst wollen wir uns überzeugen, ob du dir diese Summe verdient hast.«

»Die Überzeugung«, sagte der Advokat kalt, musst du ausschließlich auf die eigene Person beschränken und dich damit sehr beeilen. Wenn du dich aber überzeugt hast, leg das Geld auf den Tisch. Dann gehen wir zu den folgenden, weniger wichtigen Fragen über.«

Geralt band den Beutel vom Gürtel los und warf ihn klirrend auf den Schreibtisch. Der Kater sprang mit einem jähen Satz von Codringhers Schoß und schoss davon. Der Advokat steckte den Geldbeutel in die Schublade, ohne den Inhalt zu überprüfen.

»Du hast meinen Kater erschreckt«, sagte er mit echtem Vorwurf.

»Entschuldige. Ich dachte, das Klingen von Münzen ist das Letzte, was deinen Kater erschrecken kann. Sag, was du herausgefunden hast.«

»Dieser Rience«, begann Codringher, »der dich so sehr interessiert, ist eine ziemlich geheimnisvolle Gestalt. Ich konnte nur feststellen, dass er zwei Jahre an der Zauberschule in Ban Ard studiert hat. Dort wurde er hinausgeworfen, nachdem man ihn bei kleineren Diebstählen erwischt hatte. Unweit der Schule warteten wie üblich die Werber des Nachrichtendienstes von Kaedwen. Rience ließ sich anwerben. Was er für den Geheimdienst von Kaedwen getan hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Aber aus der Schule ausgestoßene Zauberer werden für gewöhnlich als Mörder ausgebildet. Passt das?«

»Wie die Faust aufs Auge. Red weiter.«

»Die nächste Information stammt aus Cintra. Herr Rience hat dort im Knast gesessen. Auf Anordnung von Königin Calanthe.«

»Wofür hat er gesessen?«

»Stell dir vor: wegen Schulden. Er hat nicht lange gebrummt, weil jemand ihn freigekauft hat, die Schulden mitsamt Zinsen bezahlt. Die Transaktion wurde durch Vermittlung einer Bank abgewickelt, die Anonymität des Wohltäters gewahrt. Ich habe versucht, zu verfolgen, von wem das Geld kam, habe aber nach der vierten Bank in Folge aufgegeben. Wer Rience freigekauft hat, war ein Profi. Und ihm war sehr daran gelegen, anonym zu bleiben.«

Codringher verstummte, begann heftig zu husten, wobei er ein Taschentuch vor den Mund hielt.

»Und plötzlich, gleich nach dem Krieg, tauchte Herr Rience in Sodden, in Angren und in Brugge auf«, fuhr er fort, nachdem er sich den Mund abgewischt und einen Blick auf das Taschentuch geworfen hatte. »Bis zur Unkenntlichkeit verändert, zumindest, was sein Verhalten angeht und die Menge an Bargeld, über das er verfügte und mit dem er um sich warf. Denn was den Namen betrifft, hat sich der sorglose Hundesohn keine Mühe gemacht – er nannte sich weiterhin Rience. Und als Rience begann er, intensiv nach einer bestimmten Person zu suchen, genauer gesagt, einem Persönchen. Er suchte die Druiden vom angrenischen Kreis auf, diejenigen, die sich der Kriegswaisen angenommen hatten. Die Leiche eines der Druiden wurde etwas später in einem Wald nahebei gefunden, massakriert und mit Spuren von Folterungen. Dann tauchte Rience im Flussland auf ...«

»Ich weiß«, warf Geralt ein. »Ich weiß, was er mit der Bauernfamilie im Flussland gemacht hat. Für zweihundertfünfzig Kronen hatte ich mehr erwartet. Neu war für mich bisher nur die Information über die Zauberschule und den Geheimdienst von Kaedwen. Den Rest kenne ich. Ich weiß, dass Rience ein rücksichtsloser Mörder ist. Ich weiß, dass er ein arroganter Fatzke ist, der sich nicht die Mühe macht, falsche Namen anzunehmen. Ich weiß, dass er in jemandes Auftrag arbeitet. In wessen, Codringher?«

»Im Auftrag irgendeines Zauberers. Es war ein Zauberer, der ihn damals aus dem Knast freikaufte. Du hast mir selber mitgeteilt und Rittersporn hat bestätigt, dass Rience Magie verwendet. Echte Magie, nicht die Kunststückchen, die ein von der Akademie geworfener Schüler kennen mag. Also unterstützt ihn jemand, rüstet ihn mit Amuletten aus, gibt ihm wahrscheinlich insgeheim Unterricht. Manche von den offiziell praktizierenden Magiern haben solche geheimen Schüler und Faktoten, um illegale oder schmutzige Dinge zu erledigen. Im Jargon der Zauberer wird derlei als ›an der Leine agieren‹ bezeichnet.«

»An der Leine eines Zauberers würde Rience Tarnmagie einsetzen. Er aber verändert weder Namen noch Erscheinungsbild. Er hat sich nicht einmal der Hautverfärbung entledigt, nachdem ihn Yennefer verbrannt hatte.«

»Gerade das spricht dafür, dass er an der Leine agiert.« Codringher hustete, wischte sich den Mund mit dem Tuch ab. »Denn eine magische Tarnung ist keine Tarnung, nur Dilettanten benutzen so was. Wenn sich Rience unter einem magischen Schirm oder einer Illusionsmaske verbergen würde, würde das jeder magische Alarm sofort melden, und solche Alarme sind gegenwärtig praktisch in jedem Stadttor eingerichtet. Und Zauberer spüren Illusionsmasken unfehlbar. In der größten Menschenmenge, im größten Gedränge würde Rience die Aufmerksamkeit jedes Zauberers auf sich ziehen, als ob ihm aus dem Munde Flammen schlügen und aus dem Hintern Rauchwolken. Ich wiederhole: Rience handelt im Auftrag eines Zauberers, und zwar so, dass er nicht die Aufmerksamkeit anderer Zauberer auf sich zieht.«

»Manche halten ihn für einen Nilfgaarder Spion.«

»Das weiß ich. Das glaubt zum Beispiel Dijkstra, der Chef des redanischen Geheimdienstes. Dijkstra irrt sich selten, man kann also annehmen, dass er auch diesmal recht hat. Doch das eine schließt das andere nicht aus. Das Faktotum eines Zauberers kann gleichzeitig Nilfgaarder Spion sein.«

»Was bedeuten würde, dass irgendein offiziell praktizierender Zauberer mit Hilfe eines geheimen Faktotums für Nilfgaard spioniert.«

»Unsinn.« Codringher hustete, betrachtete aufmerksam das Taschentuch. »Ein Zauberer sollte für Nilfgaard spionieren? Wie käme er dazu? Für Geld? Lächerlich. Weil er auf große Macht unter der Regierung des siegreichen Kaisers Emhyr hofft? Noch lächerlicher. Es ist kein Geheimnis, dass Emhyr var Emreis die ihm untertanen Zauberer kurzhält. Zauberer werden in Nilfgaard genauso funktionell betrachtet wie, sagen wir, Stallburschen. Und sie haben nicht mehr Macht als Stallburschen. Würde einer von unseren übermütigen Magiern beschließen, für den Sieg des Kaisers zu kämpfen, bei dem er zum Stallburschen würde? Philippa Eilhart, die Wisimir von Redanien die königlichen Erlasse diktiert? Sabrina Glevissig, die den König Henselt beim Reden unterbricht, mit der Faust auf den Tisch schlägt und sagt, er solle den Mund halten und zuhören? Vilgefortz von Roggeveen, der unlängst Demawend von Aedirn wissen ließ, er habe momentan keine Zeit für ihn?«

»Kürzer, Codringher. Wie ist das also mit Rience?«

»Wie üblich. Der Nilfgaarder Geheimdienst versucht an den Zauberer heranzukommen, indem er das Faktotum zur Mitarbeit anheuert. Nach allem, was ich weiß, würde Rience die Nilfgaarder Florins nicht verachten und seinen Meister ohne zu zögern verraten.«

»Jetzt bist du es, der Unsinn redet. Sogar unsere übermütigen Zauberer würden auf der Stelle merken, dass man sie verrät, und der entlarvte Rience würde am Galgen baumeln. Wenn er Glück hätte.«

»Du bist ein Kind, Geralt. Entlarvte Spione hängt man nicht, sondern benutzt sie. Man füttert sie mit Falschinformationen, versucht, Doppelagenten aus ihnen zu machen ...«

»Langweile das Kind nicht, Codringher. Mich interessiert nicht, was in Geheimdiensten oder in der Politik hinter den Kulissen abläuft. Rience ist mir auf den Fersen, ich will wissen, warum und in wessen Auftrag. Wie sich zeigt, im Auftrag irgendeines Zauberers. Wer ist dieser Zauberer?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber in Kürze werde ich es wissen.«

»In Kürze«, stieß der Hexer hervor, »ist für mich zu spät.«

»Das kann ich keineswegs ausschließen«, sagte Codringher in ernstem Ton. »Du bist in eine ekelhafte Bredouille hineingeraten, Geralt. Gut, dass du dich an mich gewandt hast, ich kann Leute aus Bredouillen herausholen. Im Grunde habe ich dich schon herausgeholt.«

»Wirklich?«

»Wirklich.« Der Advokat legte das Tuch an den Mund und begann zu husten. »Denn weißt du, Kollege, außer dem Zauberer und vielleicht Nilfgaard ist noch eine dritte Partei im Spiel. Es haben mich, stell dir vor, Agenten der Geheimdienste von König Foltest aufgesucht. Sie hatten Probleme. Der König hat ihnen befohlen, eine gewisse verschwundene Fürstentochter zu suchen. Als sie merkten, dass das ziemlich schwierig ist, beschlossen die Agenten, einen Spezialisten für schwierige Fälle hinzuzuziehen. Nachdem sie das Problem umrissen hatten, deuteten sie dem Spezialisten an, dass ein gewisser Hexer allerlei über die gesuchte Fürstentochter wissen könne. Ja, vielleicht wisse er sogar, wo sie sich befindet.«

»Und was tat der Spezialist?«

»Anfangs drückte er seine Verwunderung aus. Er wunderte sich nämlich, dass man besagten Hexer nicht eingelocht hatte, um dann auf herkömmliche Weise alles zu erfahren, was er weiß, und sogar eine Menge, was er nicht weiß, sondern sich ausdenkt, um die Fragendenzufriedenzustellen.Die Agenten erwiderten, das habe ihnen ihr Chef verboten. Hexer, erläuterten die Agenten, haben ein so empfindliches Nervensystem, dass sie unter der Folter augenblicklich sterben oder, wie sie sich bildlich ausdrückten, sie der Schlag trifft. Weshalb ihnen aufgetragen sei, den Hexer aufzuspüren, doch auch das habe sich als schwierig erwiesen. Der Spezialist lobte die Agenten, dass sie so vernünftig

waren, und sagte, sie sollten in zwei Wochen wiederkommen.«

»Kamen sie?«

»Klar doch. Und da hat der Spezialist, der dich schon als seinen Klienten betrachtete, den Agenten unwiderlegliche Beweise präsentiert, dass der Hexer Geralt nichts mit der Suche nach der Fürstentochter zu tun hatte, nicht hat und nicht haben kann. Der Spezialist hatte nämlich Augenzeugen für den Tod der Fürstentochter Cirilla gefunden, der Enkelin von Königin Calanthe, der Tochter von Prinzessin Pavetta. Cirilla ist vor drei Jahren in einem Flüchtlingslager in Angren gestorben. An Diphtherie. Das Kind hat vor dem Tode schrecklich gelitten. Du wirst es nicht glauben, aber die temerischen Agenten hatten Tränen in den Augen, als sie sich die Berichte meiner Augenzeugen anhörten.«

»Ich habe auch Tränen in den Augen. Die temerischen Agenten, wie ich annehme, konnten oder wollten dir nicht mehr als zweihundertfünfzig Kronen bieten?«

»Dein Sarkasmus tut mir im Herzen weh, Hexer. Ich habe dich aus der Bredouille geholt, und du, statt mir zu danken, verletzt mich.«

»Ich danke und bitte um Entschuldigung. Warum hat König Foltest den Agenten aufgetragen, Ciri zu suchen, Codringher? Was sollen sie tun, wenn sie sie finden?«

»Du bist vielleicht beschränkt. Sie umbringen, versteht sich. Sie gilt als Prätendentin auf den Thron von Cintra, aber bezüglich dieses Thrones hat man andere Pläne.«

»Das geht nicht zusammen, Codringher. Der Thron von Cintra ist mitsamt dem königlichen Palast, der Stadt und dem ganzen Land verbrannt. Jetzt herrscht dort Nilfgaard. Foltest weiß das genau, die anderen Könige auch. Auf welche Weise kann Ciri Anspruch auf einen Thron erheben, den es nicht gibt?«

»Komm.« Codringher stand auf. »Wir wollen gemeinsam versuchen, eine Antwort auf diese Frage zu finden. Bei der Gelegenheit werde ich dir einen Vertrauensbeweis geben ... Was interessiert dich so an diesem Porträt, wenn ich fragen darf?«

»Dass es durchlöchert ist, als ob ein Specht mehrere Jahre darauf herumgehackt hätte«, sagte Geralt, während er das Bild in dem vergoldeten Rahmen betrachtete, das an der Wand gegenüber dem Schreibtisch des Advokaten hing. »Und dass es einen Ausbund von einem Idioten darstellt.«

»Das ist mein dahingegangener Vater.« Codringher verzog leicht das Gesicht. »Ein Ausbund von einem Idioten. Ich habe das Porträt hier aufgehängt, um ihn immer vor Augen zu haben. Als Warnung. Komm, Hexer.«

Sie gingen ins Vorzimmer. Der Kater, der mitten auf dem Sofa lag und selbstvergessen eine in seltsamem Winkel vorgereckte Hinterpfote leckte, verschwand beim Anblick des Hexers sofort im Dunkel des Korridors.

»Warum können dich Katzen so gar nicht leiden, Geralt? Hat es etwas zu tun mit ...«

»Ja«, fiel der Hexer ihm ins Wort. »Hat es.«

Eine Platte der Mahagonitäfelung glitt lautlos zur Seite und gab einen geheimen Durchgang frei. Codringher ging voran. Die Täfelung, zweifellos magisch in Bewegung gesetzt, schloss sich hinter ihnen, hüllte sie aber nicht in Dunkelheit. Aus der Tiefe des Geheimgangs drang Licht.

In dem Zimmer am Ende des Ganges war es kalt und trocken, und in der Luft hing ein schwerer, stickiger Geruch von Staub und Kerzen.

»Du wirst meinen Mitarbeiter kennenlernen, Geralt.«

»Fenn?« Der Hexer lächelte. »Nicht möglich.«

»Doch. Gib zu, du hast vermutet, dass Fenn nicht existiert.«

»Woher denn.«

Zwischen der bis an die niedrige Decke reichendenAnsammlungvon Bücherschränken und –regalen ertönte ein Quietschen, und einen Augenblick später kam ein sonderbares Vehikel hervorgerollt. Es war ein hoher, mit Rädern versehener Sessel. Darin saß ein zwergwüchsiger Mann mit riesigem Kopf, der – unter Auslassung eines Halses – auf unproportional schmalen Schultern saß. Dem Mann fehlten beide Beine.

»Macht euch bekannt«, sagte Codringher.

»Jakob Fenn, Rechtsgelehrter, mein Teilhaber und unschätzbarer Mitarbeiter. Und das ist unser Gast und Klient ...«

»Der Hexer Geralt von Riva«, vollendete der Krüppel den Satz lächelnd. »Das konnte ich mir ohne allzu viel Mühe denken. Ich arbeite seit etlichen Monaten an dem Auftrag. Folgt mir, meine Herren.«

Sie gingen dem quietschenden Sessel nach in das Labyrinth zwischen den Regalen, die sich unter der Last von Bänden bogen, derer sich die Universitätsbibliothek in Oxenfurt nicht geschämt hätte. Die Inkunabeln mussten, wie Geralt vermutete, über mehrere Generationen von Codringhers und Fenns angehäuft worden sein. Er war froh über den erbrachten Vertrauensbeweis, freute sich, endlich Fenn kennenlernen zu können. Er zweifelte jedoch nicht daran, dass die Gestalt, wenngleich hundertprozentig real, teilweise auch mythisch war. Der mythische Fenn, zweifellos ein Alter Ego Codringhers, war in der Gegend oft gesehen worden; der an den Sessel gefesselte Rechtsgelehrte jedoch verließ wahrscheinlich niemals das Gebäude.

Die Mitte des Raumes war besonders gut beleuchtet, dort stand ein niedriges, von dem Rollsessel aus zu erreichendes Pult, auf dem sich Bücher türmten, Packen von Pergament und Velinpapier, Zettel, Tinten- und Tuscheflaschen, Federbüschel und Tausende von rätselhaften Utensilien. Freilich waren nicht alle rätselhaft. Geralt erkannte Formen zum Fälschen von Siegeln und einen Diamantschaber zum Entfernen von Schrift auf amtlichen Dokumenten. Mitten auf dem Pult lag eine kleine Repetier-Kugelarmbrust, und daneben schauten unter Samtgewebe große Vergrößerungsgläser hervor, angefertigt aus geschliffenem Bergkristall. Solche Gläser waren selten und kosteten ein Vermögen.

»Hast du etwas Neues gefunden, Fenn?«

»Nicht viel.« Der Krüppel lächelte. Sein Lächeln war nett und sehr einnehmend. »Ich habe die Liste von Riences potentiellen Auftraggebern auf achtundzwanzig Zauberer reduziert ...«

»Das lassen wir vorerst ruhen«, unterbrach ihn Codringher rasch. »Zunächst interessiert uns etwas anderes. Erkläre Geralt die Gründe, aus denen die Agenten der Vier Königreiche ausgedehnte Suchaktionen nach der verschwundenen Fürstentochter von Cintra unternehmen.«

»In den Adern des Mädchens fließt das Blut von Königin Calanthe«, sagte Fenn, als sei er überrascht, etwas derart Offensichtliches erläutern zu müssen. »Sie ist die Letzte aus der königlichen Linie. Cintra hat große strategische und politische Bedeutung. Eine verschwundene, außerhalb der Einflusssphären befindliche Kronprätendentin ist ungünstig und vielleicht sogar bedrohlich, wenn sie unter falsche Einflüsse gerät. Zum Beispiel unter den Einfluss Nilfgaards.«

»Soweit ich mich erinnere«, sagte Geralt,

»sind in Cintra Frauen von der erblichen Thronfolge ausgeschlossen.«

»Das ist wahr«, bestätigte Fenn und lächelte abermals. »Aber eine Frau kann allemal jemandes Gemahlin und Mutter eines männlichen Nachkommen werden. Die Nachrichtendienste der Vier Königreiche haben von Riences fieberhafter Suche nach der Fürstentochter erfahren und waren überzeugt, dass es genau darum geht. Also wurde beschlossen, die Fürstentochter daran zu hindern, Ehefrau und Mutter zu werden. Auf eine einfache, aber wirksame Weise.«

»Aber die Fürstentochter lebt nicht«, sagte Codringher rasch und beobachtete die Veränderungen, die die Worte des lächelnden Krüppels auf Geralts Gesicht hervorriefen.

»Die Agenten haben davon erfahren und die Suche eingestellt.«

»Vorerst eingestellt.« Der Hexer zwang sich sichtlich zu Ruhe und einem kalten Ton.

»Fälschungen haben es an sich, dass sie auffliegen. Außerdem sind die königlichen Agenten nur eine der Parteien in diesem Spiel. Die Agenten, wie ihr selber sagt, haben Ciri nachgespürt, um die Pläne anderer Nachforscher zu durchkreuzen. Jene anderen sind vielleicht weniger anfällig für Falschinformationen. Ich habe euch angeheuert, damit ihr eine Möglichkeit findet, die Sicherheit des Kindes zu gewährleisten. Was schlagt ihr vor?«

»Ich habe eine bestimmte Konzeption.« Fenn warf seinem Teilhaber einen Blick zu, fand in dessen Gesicht aber keine Anweisung zu schweigen. »Wir wollen diskret, aber weithin die Ansicht verbreiten, dass nicht nur die Fürstentochter Cirilla, sondern sogar ihre möglichen männlichen Nachkommen keinerlei Anspruch auf den Thron von Cintra haben.«

»In Cintra erbt die Kunkel nicht«, erklärte Codringher und kämpfte einen neuerlichen Hustenanfall nieder. »Ausschließlich das Schwert.«

»Genau«,bestätigtederRechtsgelehrte.

»Geralt hat das gerade selbst gesagt. Das ist uraltes Recht, nicht einmal diese Teuflin Calanthe konnte es aufheben, obwohl sie sich bemüht hat.«

»Sie hat versucht, dieses Recht mit einer Intrige zu umgehen«, sagte Codringher im Brustton der Überzeugung, worauf er sich den Mund mit dem Taschentuch abwischte. »Einer illegalen Intrige. Erklär es ihm, Fenn.«

»Calanthe war die einzige Tochter von König Dagorad und Königin Adalia. Nach dem Tode der Eltern widersetzte sie sich der Aristokratie, die in ihr ausschließlich die Frau für einen neuen König sah. Sie wollte ungeteilt herrschen und war höchstens pro forma und um des Erhalts der Dynastie willen bereit, einen Prinzgemahl zu akzeptieren, der neben ihr auf dem Thron sitzen, aber nicht mehr als ein Strohmann sein würde. Die alten Geschlechter sperrten sich dagegen. Calanthe hatte die Wahl zwischen einem Bürgerkrieg, der Abdankung zugunsten einer anderen Linie oder der Heirat mit Roegner, dem Prinzen von Ebbing. Sie wählte die dritte Lösung. Sie regierte das Land, aber an der Seite von Roegner. Klar, dass sie sich nicht zähmen oder in die Frauengemächer abschieben ließ. Sie war die Löwin von Cintra. Der Herrscher jedoch war Roegner, obwohl niemand ihn den Löwen von Cintra nannte.«

»Calanthe aber«, fügte Codringher hinzu, »tat alles Mögliche, um schwanger zu werden und einen Sohn zu gebären. Es wurde nichts draus. Sie brachte die Tochter Pavetta zur Welt, hatte dann zweimal eine Fehlgeburt, und es wurde klar, dass sie keine Kinder mehr bekommen würde. Alle Pläne gingen den Bach hinunter. Nun ja, Weiberschicksal. Eine ruinierte Gebärmutter durchkreuzt alle Ambitionen.«

Geralt verzog das Gesicht. »Du bist ekelhaft trivial, Codringher.«

»Ich weiß. Die Wahrheit war auch trivial. Denn Roegner fing an, sich nach einer jungen Königin mit entsprechend breiten Hüften umzuschauen, am besten aus einer Familie mit erwiesener Fruchtbarkeit bis zurück zur Urgroßmutter. Und Calanthe begann, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Jede Speise, jeder Kelch Wein konnte den Tod bringen, jede Jagd mit einem Unfall enden. Es spricht vieles dafür, dass die Löwin von Cintra damals die Initiative ergriffen hat. Roegner starb. Im Lande gingen gerade die Pocken um, und niemand wunderte sich über den Tod des Königs.«

»Ich verstehe allmählich«, sagte der Hexer scheinbar gleichmütig, »worauf sich die Mitteilungen stützen werden, die ihr diskret, aber weithin auszustreuen gedenkt. Ciri wird zur Enkelin einer Giftmischerin und Gattenmörderin?«

»Greif den Fakten nicht vor, Geralt. Sprich weiter, Fenn.«

»Calanthe« – der Krüppel lächelte – »rettete ihr Leben, aber von der Krone war sie nun noch weiter entfernt. Als sie nach dem Tode Roegners nach der absoluten Macht griff, widersetzte sich die Aristokratie abermals gegen die Verletzung von Recht und Herkommen. Auf dem Thron Cintras sollte ein König sitzen, keine Königin. Es wurde unmissverständlich festgelegt: Sobald die kleine Pavetta anfängt, auch nur ein wenig einer Frau zu ähneln, muss sie mit jemandem verheiratet werden, der der neue König wird. Eine neue Ehe der unfruchtbaren Königin stand nicht zur Debatte. Die Löwin von Cintra begriff, dass sie höchstens auf die Rolle der Königinmutter hoffen durfte. Zu allem Unglück konnte auch noch jemand Pavettas Mann werden, der die Schwiegermutter völlig von der Regierung verdrängt hätte.«

»Ich werde wieder trivial sein«, warnte Codringher. »Calanthe schob die Verheiratung Pavettas hinaus. Sie ließ das erste Eheprojekt scheitern, als das Mädchen zehn Jahre alt war, und das zweite mit dreizehn. Die Aristokratie durchschaute die Pläne und forderte, dass der fünfzehnte Geburtstag Pavettas ihr letzter im Jungfernstand sein müsse. Calanthe musste ihre Zustimmung geben. Doch vorher erreichte sie, worauf sie spekuliert hatte. Pavetta war zu lange Jungfrau geblieben. Schließlich begann es sie derart zu jucken, dass sie mit dem erstbesten Dahergelaufenen ins Bett ging, noch dazu einem, der in ein Ungeheuer verwunschen war. Es gab dabei gewisse übernatürlicheUmstände,gewisse Weissagungen, Zauber, Gelübde ... Ein gewisses Recht der Überraschung? Nicht wahr, Geralt? Was danach geschah, weißt du sicherlich noch. Calanthe holte einen Hexer nach Cintra, und der Hexer machte Bewegung. Ohne zu wissen, dass er gelenkt wurde, löste er den Fluch von dem Ungeheuer namens Igel und ermöglichte ihm die Heirat mit Pavetta. Damit erleichterte es der Hexer Calanthe, sich auf dem Thron zu halten. Die Verbindung Pavettas mit dem entzauberten Ungeheuer war für die Magnaten ein derart großer Schock, dass sie die plötzliche Heirat der Löwin mit Eist Tuirseach akzeptierten. Der Jarl von den Skellige-Inseln schien ihnen besser als der dahergelaufene Igel. Auf diese Weise regierte Calanthe weiterhin das Land. Wie alle Männer von den Inseln begegnete Eist der Löwin von Cintra mit zu viel Hochachtung, als dass er sich ihr irgendwie widersetzt hätte, und die Krönung langweilte ihn bloß. Er legte die Regierung ganz und gar in ihre Hände. Calanthe aber, die sich mit Arzneien und Elixieren vollstopfte, holte den Gatten Tag und Nacht zu sich ins Bett. Sie wollte bis ans Ende ihrer Tage regieren. Und wenn als Königinmutter, dann als Mutter eines eigenen Sohnes. Aber, wie ich schon sagte, wollen ist eins, doch ...«

»Du sagtest es schon. Wiederhol dich nicht.«

»Hingegen hatte Prinzessin Pavetta, die Frau des sonderbaren Igels, schon während der Hochzeitszeremonie ein verdächtig weites Kleid an. Calanthe, die resigniert hatte, änderte die Pläne. Wenn nicht ihr Sohn, dachte sie, dann sollte es der Sohn Pavettas sein. Aber Pavetta brachte eine Tochter zur Welt. Der reinste Fluch, nicht wahr? Die Prinzessin konnte jedoch noch mehr Kinder bekommen. Das heißt, sie hätte welche bekommen können. Doch es ereignete sich ein rätselhafter Unfall. Sie und dieser merkwürdige Igel kamen bei einem nicht geklärten Seeunglück ums Leben.«

»Unterstellst du nicht zu viel, Codringher?«

»Ich versuche die Situation zu klären, weiter nichts. Nach Pavettas Tod war Calanthe gebrochen, aber nicht lange. Ihre letzte Hoffnung war die Enkelin. Pavettas Tochter Cirilla. Ciri, ein leibhaftiges Teufelchen, das durch die königliche Burg tobte. Für manche ein Herzchen, weil sie so an Calanthe erinnerte, als diese ein Kind war. Für andere ... ein Wechselbalg, die Tochter eines Ungeheuers namens Igel, auf die zudem noch irgendein Hexer ein Recht zu haben meinte. Und jetzt kommen wir zum Kern der Sache: Calanthes Mündel, offensichtlich zur Nachfolgerin ausersehen, geradezu als ihre zweite Verkörperung betrachtet, das Löwenjunge vom Blute der Löwin, war schon damals nach Ansicht einiger von der Thronfolge ausgeschlossen. Cirilla war nicht wohlgeboren. Pavetta war eine Mesalliance eingegangen. Sie hatte das königliche Blut mit dem niederen Blute eines Dahergelaufenen von unbekannter Herkunft vermischt.«

»Schlau, Codringher. Aber so ist es nicht. Ciris Vater war keineswegs von niederer Herkunft. Er war ein Kronprinz.«

»Was sagst du da? Davon wusste ich nichts. Von welchem Königreich?«

»Von irgendeinem im Süden ... Von Maecht ... Ja, es war Maecht.«

»Interessant«, murmelte Codringher. »Maecht ist seit langem eine Mark von Nilfgaard. Es gehört zur Provinz Metinna.«

»Aber es ist ein Königreich«, warf Fenn ein.

»Dort herrscht ein König.«

»Dort herrscht Emhyr var Emreis«, schnitt ihm Codringher das Wort ab. »Wer immer dort auf dem Thron sitzt, tut es von Emhyrs Gnaden und nach seinem Willen. Aber wenn wir schon einmal dabei sind, dann schau nach, wen Emhyr dort zum König gemacht hat. Ich hab’s vergessen.«

»Ich suche schon.« Der Krüppel drehte die Räder seines Sessels, fuhr quietschend auf ein Regal zu, nahm ein dickes Pergamentbündel heraus und begann es durchzusehen, wobei er die gelesenen Seiten auf den Fußboden warf.

»Hmm ... Aha. Königreich Maecht. Im Wappen silberne Fische und Kronen im Wechsel im blau und rot gevierten Feld ...«

»Pfeif auf die Heraldik, Fenn. Der König, wer ist dort König?«

»Hoët, genannt der Gerechte. Erwählt durch Abstimmung ...«

»... Emhyrs von Nilfgaard«, vermutete Codringher in kaltem Ton.

»... vor neun Jahren.«

»Das ist der Falsche«, kalkulierte der Advokat rasch. »Der interessiert uns nicht. Wer war vor ihm?«

»Momentchen. Aha. Akerspaark. Er ist verstorben ...«

»Verstorben an einer schweren Lungenentzündung, nachdem in der Lunge das Stilett eines Häschers von Emhyr oder dieses Gerechten steckte.« Abermals glänzte Codringher mit Scharfsinn. »Geralt, weckt besagter Akerspaark bei dir irgendwelche Assoziationen? Könnte das der Papa von diesem Igel sein?«

»Ja«, sagte der Hexer nach kurzer Überlegung.

»Akerspaark. Ich entsinne mich, so hat Duny seinen Vater genannt.«

»Duny?«

»So hieß er. Er war ein Prinz, Sohn dieses Akerspaarks ...«

»Nein«, unterbrach ihn Fenn, den Blick auf die Pergamente geheftet. »Hier sind alle aufgezählt. Rechtmäßige Söhne: Orm, Gorm, Torm, Horm und González. Rechtmäßige Töchter: Alia, Valia, Nina, Paulina, Malvina und Argentina ...«

»Ich nehme die Vorwürfe gegen Nilfgaard und den Gerechten Hoët zurück«, teilte Codringher gewichtig mit. »Dieser Akerspaark ist nicht ermordet worden. Er hat sich einfach zu Tode gebumst. Denn sicherlich hatte er auch noch Bankerte, nicht wahr, Fenn?«

»Hatte er. Jede Menge. Aber einen Duny sehe ich hier nicht.«

»Das hatte ich auch nicht erwartet. Geralt, dein Igel war überhaupt kein Kronprinz. Selbst wenn ihn tatsächlich irgendwann dieser Beschäler Akerspaark nebenbei gezeugt haben sollte, trennte ihn vom Recht auf solch einen Titel, abgesehen von Nilfgaard, eine verdammt lange Reihe rechtmäßiger Orms, Gorms und sonstiger Gonzáleze, jeder mit eigener, sicherlich zahlreicher Nachkommenschaft. Unter formellen Gesichtspunkten ist Pavetta eine Mesalliance eingegangen.«

»Und Ciri, das Kind aus dieser Mesalliance, hat kein Recht auf den Thron?«

»Bravo.«

FenndrehtedieRäderdesSesselsund quietschte zum Pult hin. »Das ist ein Argument«, sagte er und hob den großen Kopf. »Lediglich ein Argument. Vergiss nicht, Geralt, wir kämpfen weder um die Krone für die Fürstentochter Cirilla noch darum, ihr diese Krone zu entziehen. Aus dem ausgestreuten Gerücht soll folgen, dass man das Mädchen nicht benutzen kann, um die Hand nach Cintra auszustrecken. Dass es, wenn jemand diesen Versuch unternimmt, leicht sein wird, ihn zu unterlaufen, in Frage zu stellen. Das Mädchen hört auf, eine wichtige Figur im politischen Spiel zu sein, und wird zu einem unbedeutenden Bauern. Und dann ...«

»Lassen sie sie leben«, beendete Codringher den Satz gleichmütig.

»Wie stark«, erkundigte sich Geralt, »ist dieses Argument in formaler Hinsicht?«

Fenn schaute zu Codringher, dann zu dem Hexer. »Nicht besonders stark«, gab er zu.

»Cirilla ist immer noch Calanthes Blut, wenn auch ein wenig verdünnt. Unter normalen Umständen wäre sie vielleicht wirklich von der Thronfolge ausgeschlossen worden, doch die Umstände sind nicht normal. Das Blut der Löwin hat politische Bedeutung ...«

»Das Blut ...« Geralt rieb sich die Stirn. »Was bedeutet ›ein Kind des Älteren Blutes‹, Codringher?«

»Ich verstehe nicht. Hat jemand in Bezug auf Cirilla diese Bezeichnung gebraucht?«

»Ja.«

»Wer?«

»Unwichtig. Was bedeutet es?«

»Luned aep Hen Ichaer«, sagte plötzlich Fenn und fuhr vom Pult weg. »Wörtlich wäre es nicht ›Kind‹, sondern ›Tochter des Älteren Blutes‹. Hmm ... Das Ältere Blut ... Mir ist diese Bezeichnung schon untergekommen. Ich erinnere mich nicht genau ... Es geht wohl um irgendeine Elfenweissagung. In manchen Versionen der Prophezeiung von Itlina, in den älteren, wird, glaube ich, das Ältere Blut der Elfen erwähnt, oder das Aen Hen Ichaer. Aber wir haben hier nicht den vollständigen Text dieser Weissagung. Man müsste sich an die Elfen wenden ...«

»Lassen wir das«, unterbrach ihn Codringher kalt. »Nicht zu viele Probleme, Fenn, nicht zu viele Fliegen mit einer Klappe, nicht zu viele Weissagungen und Geheimnisse. Wir danken dir fürs Erste. Mach’s gut, viel Erfolg bei der Arbeit. Geralt, erlaube. Wir gehen zurück ins Büro.«

»Zu wenig, nicht wahr?«, vergewisserte sich der Hexer, sobald sie zurück waren und Platz genommen hatten, der Advokat hinter dem Schreibtisch, er ihm gegenüber. »Das Honorar ist zu niedrig, ja?«

Codringher nahm einen sternförmigen Metallgegenstand von der Tischplatte und drehte ihn mehrmals zwischen den Fingern.

»Zu niedrig, Geralt. In Elfenweissagungen zu wühlen ist für mich verteufelt mühsam, ein Verlust an Zeit und Mitteln. Es wäre notwendig, einen Zugang zu den Elfen zu suchen, denn außer ihnen ist niemand imstande, ihre Aufzeichnungen zu verstehen. Elfenmanuskripte sind in den meisten Fällen eine verdrehte Symbolik, Akrostichen, manchmal geradezu Chiffren. Die Ältere Rede ist immer mindestens zweideutig, aber als Niederschrift kann sie auch zehn Bedeutungen haben. Die Elfen waren noch nie geneigt, jemandem zu helfen, der ihre Weissagung knacken wollte. Aber heutzutage, da in den Wäldern ein blutiger Krieg mit den Eichhörnchen im Gange ist, da es zu Pogromen kommt, ist es gefährlich, sich ihnen zu nähern. Doppelt gefährlich. Die Elfen könnten einen für einen Provokateur halten, die Menschen für einen Verräter ...«

»Wie viel, Codringher?«

Der Advokat schwieg einen Moment lang und spielte unablässig mit dem Metallstern.

»Zehn Prozent«, sagte er schließlich.

»Zehn Prozent wovon?«

»Mach dich nicht über mich lustig, Hexer. Die Sache wird ernst. Mir ist allmählich immer weniger klar, worum es hier geht, und wenn man nicht weiß, worum es geht, dann geht es garantiert um Geld. Da habe ich lieber zehn Prozent als das übliche Honorar. Du gibst mir zehn Prozent von dem, was du selbst dabei verdienst, vermindert um die schon bezahlte Summe. Schließen wir den Vertrag?«

»Nein. Ich will dich nicht in Verluste stürzen. Zehn Prozent von null ergibt null, Codringher. Ich, lieber Kollege, werde daran nichts verdienen.«

»Noch einmal: Mach dich nicht über mich lustig. Ich glaube nicht, dass es dir nicht um Gewinn geht. Ich glaube nicht, dass hinter dieser Sache keine ...«

»Es schert mich wenig, was du glaubst. Es wird keinen Vertrag geben. Und keine Prozente. Bestimme die Höhe des Honorars für das Sammeln der Informationen.«

»Jeden anderen« – Codringher begann zu husten – »würde ich vor die Tür setzen, weil ich mir sicher wäre, dass er mich hereinzulegen versucht. Aber zu dir anachronistischem Hexer passt irgendwie auf merkwürdige Weise eine altmodische und naive Uneigennützigkeit. Das ist deine Art, das ist wunderbar und pathetisch altmodisch ... sich für nichts umbringen zu lassen ...«

»Lass uns keine Zeit verlieren. Wie viel, Codringher?«

»Noch einmal so viel. Zusammen fünfhundert.«

»Tut mir leid« – Geralt schüttelte den Kopf –,

»aber solch eine Summe kann ich mir nicht leisten. Zumindest nicht momentan.«

»Ich komme auf das Angebot zurück, das ich dir schon einmal gemacht habe, zu Beginn unserer Bekanntschaft«, sagte der Advokat langsam und spielte dabei weiter mit dem Stern. »Nimm Arbeit bei mir an, und du wirst es dir leisten können. Die Information und anderen Luxus.«

»Nein, Codringher.«

»Warum?«

»Du wirst es nicht verstehen.«

»Diesmal verletzt du nicht mein Herz, sondern meinen Berufsstolz. Denn ich wiege mich in der Annahme, dass ich in der Regel alles verstehe. Unseren Berufen liegt die Hundsfötterei zugrunde, du aber ziehst immerzu die anachronistische der neuzeitlichen vor.«

Der Hexer lächelte. »Bravo.«

Codringher brach wieder in Husten aus, wischte sich den Mund ab, sah aufs Taschentuch, dann schaute er mit seinen gelbgrünen Augen auf. »Du hast einen Blick auf die Liste der Magierinnen und Magier geworfen, die auf dem Pult lag? Auf die Liste der potentiellen Auftraggeber Riences?«

»Hab ich.«

»Ich werde dir diese Liste nicht geben, ehe ich es nicht genau festgestellt habe. Lass dich von dem, was du gesehen hast, nicht irreführen. Rittersporn hat mir gesagt, dass Philippa Eilhart wahrscheinlich weiß, wer hinter Rience steht, dir dieses Wissen aber vorenthält. Philippa würde keinen X-Beliebigen decken. Hinter diesem Dreckskerl steht also jemand Bedeutendes.«

Der Hexer schwieg.

»Sieh dich vor, Geralt. Du bist in ernster Gefahr. Jemand spielt mit dir. Jemand sieht deine Züge exakt voraus, jemand lenkt sie sogar. Lass dich nicht von Arroganz und Hochmut hinreißen. Derjenige, der mit dir spielt, ist keine Striege und kein Werwolf. Das sind nicht die Gebrüder Michelet. Es ist nicht einmal Rience. Ein Kind des Älteren Blutes, verdammt. Als ob es mit dem Thron von Cintra, Zauberern, Königen und Nilfgaard nicht genug wäre, jetzt obendrein auch noch Elfen. Brich dieses Spiel ab, Hexer, halt dich heraus. Durchkreuze die Pläne, indem du etwas tust, was niemand erwartet. Zerreiß diese wahnwitzige Verbindung, lass nicht zu, dass du mit Cirilla assoziiert wirst. Überlass sie Yennefer, du selbst aber kehre nach Kaer Morhen zurück und steck die Nase nicht heraus. Verkriech dich im Gebirge. Ich aber werde in den Elfenmanuskripten kramen, in Ruhe, ohne Hast, gründlich. Und wenn ich die Information über das Kind des Älteren Blutes, wenn ich den Namen des Zauberers kenne, der sich in dieser Sache engagiert, wirst du das Geld zusammenbekommen, und wir machen den Tausch.«

»Ich kann nicht warten. Das Mädchen ist in Gefahr.«

»Das stimmt. Doch mir ist bekannt, dass man dich für ein Hindernis auf dem Weg zu ihr hält. Für ein Hindernis, das unbedingt beseitigt werden muss. In diesem Zusammenhang bist du es, der sich in Gefahr befindet. Das Mädchen werden sie sich erst vornehmen, wenn sie dich erledigt haben.«

»Oder aber, wenn ich das Spiel abbreche, mich heraushalte und mich in Kaer Morhen verkrieche. Ich habe dir zu viel bezahlt, Codringher, als dass du mir solche Ratschläge geben dürftest.«

Der Advokat drehte den Stahlstern in den Fingern. »Für die Summe, die du mir heute bezahlt hast, bin ich schon seit einiger Zeit tätig, Hexer«, sagte er und unterdrückte den Husten. »Der Rat, den ich dir gebe, ist durchdacht. Verkriech dich in Kaer Morhen, verschwinde. Und unterdessen werden die, die Cirilla suchen, sie kriegen.«

Geralt kniff die Augen zusammen und lächelte.

Codringher wurde nicht blass. »Ich weiß, was ich sage«, fuhr er fort, hielt dem Blick und dem Lächeln stand. »Die Verfolger deiner Ciri werden sie finden und mit ihr machen, was sie wollen. Dabei werden sowohl sie als auch du in Sicherheit sein.«

»Erkläre dich bitte. Und möglichst schnell.«

»Ich habe ein Mädchen gefunden. Eine Adlige aus Cintra, eine Kriegswaise. Sie ist durch die Flüchtlingslager gegangen, derzeit misst sie mit der Elle und schneidet Stoff, denn sie ist bei einem Tuchmacher in Brugge untergekommen. Sie zeichnet sich durch nichts Besonderes aus. Außer in einer Hinsicht. Sie sieht einer gewissen Miniatur ziemlich ähnlich, die das Löwenjunge von Cintra darstellt ... Willst du ihr Porträt sehen?«

»Nein, Codringher. Will ich nicht. Und ich bin mit solch einer Lösung nicht einverstanden.«

»Geralt« – die Augen des Advokaten zogen sich zu schmalen Schlitzen zusammen –, »was bewegt dich? Du willst diese deine Ciri retten ... Mir scheint, dass du dir jetzt den Luxus der Verachtung nicht leisten kannst. Nein, ich habe mich schlecht ausgedrückt. Du kannst dir den Luxus nicht leisten, die Verachtung zu missachten. Es kommt eine Zeit der Verachtung, Kollege Hexer, die Zeit einer großen, uferlosen Verachtung. Du musst dich anpassen. Was ich dir vorschlage, ist eine einfache Alternative. Jemand wird sterben, damit jemand anders leben kann. Jemand, den du liebst, bleibt am Leben. Es stirbt ein anderes Mädchen, das du nicht kennst, niemals gesehen hast ...«

»Die ich missachten kann?«, fiel ihm der Hexer ins Wort. »Soll ich für die, die ich liebe, mit Selbstverachtung bezahlen? Nein, Codringher. Lass jenes Kind in Ruhe, soll sie weiter Tuch mit der Elle abmessen. Ihr Porträt sollst du vernichten. Verbrenn es. Und für meine zweihundertfünfzig schwer verdienten Kronen, die du in die Schublade geworfen hast, gib mir etwas anderes. Information. Yennefer und Ciri haben Ellander verlassen. Ich bin mir sicher, dass du davon weißt. Ich bin mir sicher, dass du weißt, wohin sie unterwegs sind. Ich bin mir sicher, dass du weißt, ob jemand auf ihrer Fährte ist.«

Codringher trommelte mit den Fingern auf den Tisch, hustete.

»Der Wolf, taub für die Warnungen, will weiterjagen«, stellte er fest. »Er sieht nicht, dass er es ist, auf den Jagd gemacht wird, dass er genau zwischen die Fähnchen läuft, die der wahre Jäger aufgehängt hat.«

»Sei nicht banal. Sei konkret.«

»Wenn du es denn willst. Man kann sich leicht denken, dass Yennefer zur Zusammenkunft der Zauberer reist, die für Anfang Juli in den Garstang auf der Insel Thanedd einberufen ist. Sie schlägt schlaue Haken und verwendet keine Magie, ist also schwer zu finden. Vor einer Woche war sie noch in Ellander, ich habe ausgerechnet, dass sie in drei, vier Tagen die Stadt Gors Velen erreicht, von wo es nach Thanedd nur ein Schritt ist. Auf dem Weg nach Gors Velen muss sie durch die Siedlung Anchor. Wenn du sofort aufbrichst, hast du eine Chance, diejenigen abzufangen, die ihr nachreiten. Denn man reitet ihr nach.«

»Ich hoffe« – Geralt lächelte widerwärtig –,

»dass das nicht irgendwelche königlichen Agenten sind?«

»Nein«, sagte der Advokat und schaute auf den Metallstern, mit dem er spielte. »Es sind keine Agenten. Es ist aber auch nicht Rience, der klüger ist als du, denn nach deinem Kampf mit den Michelets hat er sich in irgendeinem Loch verkrochen und steckt die Nase nicht hervor. Yennefer reiten drei gedungene Häscher nach.«

»Ich nehme an, du kennst sie?«

»Ich kenne sie alle. Und darum schlage ich dir etwas vor: Lass sie in Ruhe. Reite nicht nach Anchor. Ich aber werde meine Bekanntschaften und Beziehungen nutzen. Ich werde versuchen, die Häscher zu bestechen und den Vertrag umzudrehen. Mit anderen Worten, ich hetze sie auf Rience. Wenn es gelingt ...«

Er verstummte plötzlich, machte eine heftige Bewegung. Der Stahlstern heulte im Flug auf und stieß mit einem dumpfen Geräusch in das Porträt hinein, mitten in die Stirn von Codringher senior, durchlöcherte die Leinwand und drang fast bis zur Hälfte in die Wand.

»Gut, was?«, fragte der Advokat mit breitem Lächeln. »Das nennt man einen Orion. Eine Erfindung aus Übersee. Ich übe seit einem Monat, ich treffe schon jedesmal. Es kann sich bezahlt machen. Auf dreißig Schritt tötet dieses Sternchen unfehlbar, und verstecken kann man es im Handschuh oder hinterm Hutband. Seit einem Jahr gehören die Orions zur Ausrüstung der Nilfgaarder Geheimdienste. Ha, wenn Rience für Nilfgaard spioniert, dann wird es komisch, wenn man ihn mit einem Orion in der Schläfe findet ... Was sagst du dazu?«

»Nichts. Das ist deine Angelegenheit. Die zweihundertfünfzig Kronen liegen in deiner Schublade.«

»Klar.« Codringher nickte. »Ich deute deine Worte so, dass du mir freie Hand gibst. Lass uns ein Weilchen schweigen, Geralt. Widmen wir dem raschen Tod des Herrn Rience eine Gedenkminute. Warum grinst du, zum Teufel? Hast du keinen Respekt vor der Majestät des Todes?«

»Doch. Zu großen, als dass ich ruhig zuhören könnte, wenn Idioten darüber Witze reißen. Hast du schon einmal an den eigenen Tod gedacht, Codringher?«

Der Advokat begann heftig zu husten, schaute lange auf das Taschentuch, das er sich vor den Mund gehalten hatte. Dann hob er den Blick.

»Gewiss«, sagte er leise. »Habe ich. Und zwar intensiv. Aber meine Gedanken gehen dich nichts an, Hexer. Reitest du nach Anchor?«

»Ja.«

»Ralf Blunden, genannt der Professor. Heimo Kantor. Der Kurze Yaxa. Sagen dir diese Namen etwas?«

»Nein.«

»Alle drei sind nicht schlecht mit dem Schwert. Besser als die Michelets. Ich würde also eine möglichst sichere, weitreichende Waffe vorschlagen. Zum Beispiel diese Nilfgaarder Sternchen. Wenn du willst, verkaufe ich dir ein paar. Ich habe genug davon.«

»Kaufe ich nicht. Die sind unpraktisch. Sie machen Lärm im Flug.«

»Das Pfeifen wirkt psychologisch. Es kann das Opfer vor Angst lähmen.«

»Mag sein. Oder es warnen. Ich könnte mich davor wegducken.«

»Wenn du sehen würdest, wie man nach dir wirft, sicherlich. Ich weiß, dass du einem Pfeil oder Bolzen ausweichen kannst ... Aber von hinten ...«

»Von hinten auch.«

»Das lügst du.«

»Wetten wir«, sagte Geralt kalt. »Ich drehe mich mit dem Gesicht zum Konterfei deines idiotischen Papas, und du wirfst mit diesem Orion nach mir. Wenn du triffst, hast du gewonnen. Wenn du nicht triffst, verloren. Wenn du verlierst, wirst du die Elfenmanuskripteentziffern.Wirst Information über das Kind des Älteren Blutes beschaffen. Schleunigst. Und auf Kredit.«

»Und wenn ich gewinne?«

»Beschaffst du diese Information ebenfalls und lässt sie Yennefer zukommen. Sie wird bezahlen. Du büßt nichts ein.«

Codringher zog die Schublade auf und holte einen zweiten Orion heraus. »Du rechnest damit, dass ich die Wette nicht annehme.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Nein.« Der Hexer lächelte. »Ich bin mir sicher, dass du sie annimmst.«

»Du bist ein Wagehals. Hast du vergessen? Ich pflege keine Skrupel zu haben.«

»Ich habe es nicht vergessen. Immerhin kommt die Zeit der Verachtung, und du gehst mit der Zeit und dem Fortschritt. Ich aber habe mir den Vorwurf anachronistischer Naivität zu Herzen genommen und gehe das Wagnis diesmal nicht ohne Hoffnung auf Gewinn ein. Also was ist? Die Wette gilt?«

»Sie gilt.« Codringher nahm den Stahlstern bei einer der Zacken und stand auf. »Die Neugier hat bei mir schon immer die Vernunft überwogen, ganz zu schweigen von unbegründeter Barmherzigkeit. Dreh dich um.«

Der Hexer wandte sich um. Er blickte auf das durchlöcherte Gesicht auf dem Porträt und auf den darin steckenden Orion. Dann schloss er die Augen.

Der Stern heulte auf und traf vier Zoll neben dem Bilderrahmen dumpf auf die Wand.

»Gottverdammich!«, schrie Codringher. »Du hast nicht einmal gezuckt, du Hundesohn!«

Geralt wandte sich um und lächelte. Ungewöhnlich widerwärtig. »Wozu sollte ich zucken? Ich habe gehört, dass du so wirfst, dass du nicht triffst.«

In dem Gasthof war es leer. Auf einer Bank in der Ecke saß eine junge Frau mit blauen Ringen um die Augen. Schamhaft zur Seite abgewandt, stillte sie ein Kind. Ein breitschultriger Kerl, vielleicht ihr Mann, döste daneben, den Rücken an die Wand gelehnt. Im Schatten hinter dem Ofen saß noch jemand, den Aplegatt im Halbdunkel der Stube nicht deutlich erkennen konnte.

Der Wirt hob den Kopf, bemerkte Aplegatt, sah seine Kleidung und die Blechscheibe mit dem Wappen von Aedirn auf der Brust, und seine Miene verfinsterte sich augenblicklich.

Aplegatt war derlei Begrüßungen gewöhnt. Er war königlicher Bote, ihm stand ein uneingeschränktes Angarienrecht zu. Die königlichen Erlasse waren unmissverständlich: Ein Bote hatte das Recht, in jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Gasthof und jeder Herberge ein frisches Pferd zu verlangen – und wehe dem, der es ihm verweigerte. Natürlich ließ der Bote sein eigenes Reittier zurück und gab für das neue eine Quittung – der Eigentümer konnte sich an den Amtmann wenden und eine Entschädigung verlangen. Doch das ging mal so, mal so aus. Daher wurde ein Bote stets mit Missmut und Befürchtungen beäugt – wird er ein Pferd fordern oder nicht? Wird er unseren Goldhans mitnehmen, um ihn zuschanden zu reiten? Unsere Bella, die wir vom Fohlen auf großgefüttert haben? Unseren gehätschelten Braunen? Aplegatt hatte schon des öfteren verheulte Kinder gesehen, die sich an den Liebling und Spielgefährten klammerten, wenn er aus dem Stall geführt wurde; mehr als einmal hatte er in die Gesichter von Erwachsenen geblickt, die bleich waren vom Gefühl des Unrechts und der Hilflosigkeit.

»Ein frisches Pferd brauch ich nicht«, sagte er rasch. Er hatte den Eindruck, dass der Wirt erleichtert aufatmete.

»Ich werde nur etwas essen, weil ich unterwegs hungrig geworden bin«, fügte der Bote hinzu. »Was ist im Topf?«

»Es ist noch etwas Suppe da, gleich bringe ich sie, setzt Euch. Bleibt Ihr über Nacht? Es dämmert schon.«

Aplegatt überlegte. Vor zwei Tagen hatte er Hansom getroffen, einen ihm bekannten Boten, und befehlsgemäß mit ihm die Botschaften ausgetauscht. Hansom hatte die Briefe und die Nachricht für König Demawend übernommen, war durch Temerien und Mahakam nach Vengerberg galoppiert. Aplegatt indes war mit der Post für König Wisimir von Redanien in Richtung Oxenfurt und Dreiberg geritten. Er hatte noch über dreihundert Meilen vor sich.

»Ich werde essen und weiterreiten«, entschied er. »Es ist Vollmond, und die Straße ist eben.«

»Wie Ihr wollt.«

Die Suppe, die man ihm reichte, war dünn und geschmacklos, doch der Bote achtete nicht auf derlei Kleinigkeiten. Geschmack schätzte er daheim, wenn seine Frau kochte; unterwegs aß er, was kam. Jetzt löffelte er langsam, hielt den Löffel ungeschickt in den von den Zügeln steif gewordenen Fingern.

Der Kater, der auf der Ofennische döste, hob plötzlich den Kopf, fauchte.

»Ein königlicher Bote?«

Aplegatt zuckte zusammen. Die Frage hatte der Mann im Schatten gestellt, der jetzt hervorkam und neben dem Boten stehenblieb.

Er hatte Haare weiß wie Milch, die auf der Stirn von einem Lederband zurückgehalten wurden, ein mit silbernen Nieten beschlagenes schwarzes Wams und hohe Stiefel. Über der rechten Schulter glänzte der runde Knauf eines Schwertes, das er auf dem Rücken trug.

»Wohin führt Euch der Weg?«

»Wohin des Königs Wille befiehlt«, antwortete Aplegatt kalt. Auf solche Fragen gab er niemals eine andere Antwort.

Der Weißhaarige schwieg eine Weile und musterte den Boten mit forschendem Blick. Er hatte ein unnatürlich blasses Gesicht und sonderbare dunkle Augen.

»Des Königs Wille«, sagte er schließlich mit unangenehmer, etwas heiserer Stimme, »verlangt doch sicherlich, dass du dich beeilst? Sicherlich willst du möglichst bald aufbrechen?«

»Was geht Euch das an? Wer seid Ihr, dass Ihr mich zur Eile drängt?«

»Ich bin niemand.« Der Weißhaarige lächelte widerwärtig. »Und ich dränge dich nicht zur Eile. Aber an deiner Stelle würde ich so schnell wie möglich hier fortreiten. Ich möchte nicht, dass dir etwas Böses widerfährt.«

Auf solch eine Behauptung hatte Aplegatt ebenfalls eine erprobte Antwort parat. Kurz und bündig. Friedfertig und ruhig – die aber unmissverständlich daran erinnerte, wem ein königlicher Bote diente und was dem drohte, der es wagen würde, einen solchen Boten anzutasten. Doch in der Stimme des Weißhaarigen lag etwas, was Aplegatt davon abhielt, die übliche Antwort zu geben.

»Ich muss das Pferd ausruhen lassen, mein Herr. Eine Stunde, vielleicht zwei.«

»Verstehe.« Der Weißhaarige nickte, worauf er den Kopf hob, auf von draußen hereindringende Geräusche zu lauschen schien. Aplegatt spitzte ebenfalls die Ohren, hörte aber nur die Grillen.

»Also erhol dich«, sagte der Weißhaarige und rückte den Schwertriemen zurecht, der ihm quer über die Brust lief. »Aber geh nicht nach draußen. Egal, was passiert, geh nicht hinaus.«

Aplegatt verkniff sich die Fragen. Er fühlte instinktiv, dass es so besser war. Er beugte sich über die Schüssel und widmete sich wieder dem Auffischen der wenigen Speckgrieben, die in der Suppe schwammen. Als er den Kopf hob, war der Weißhaarige schon nicht mehr in der Stube.

Wenig später wieherte draußen ein Pferd, erklang Hufgetrappel.

In den Gasthof kamen drei Männer. Bei ihrem Anblick fing der Wirt an, die Humpen schneller auszuwischen. Die Frau mit dem Säugling rückte näher an den dösenden Ehemann heran, weckte ihn mit einem Rippenstoß. Aplegatt zog den Hocker, auf dem sein Gürtel und der Dolch lagen, ein kleines Stück zu sich heran.

Die Männer traten an den Schanktisch, musterten und taxierten mit raschen Blicken die Gäste. Sie gingen langsam, klirrten mit Sporen und Waffen.

»Willkommen, die Herren.« Der Schankwirt räusperte sich und hüstelte. »Womit kann ich dienen?«

»Mit Schnaps«, sagte einer, untersetzt und kräftig, mit langen Armen wie ein Affe, bewaffnet mit zwei serrikanischen Säbeln, die ihm über Kreuz auf dem Rücken hingen.

»Trinkst du ’nen Schluck, Professor?«

»Positiv gern«, gab der zweite Mann zur Antwort und rückte auf seiner Hakennase die Brille aus geschliffenen, bläulich gefärbten Kristallen mit goldenem Rahmen zurecht.

»Wenn nur der Trunk mit keinerlei Ingredienzen falsifiziert ist.«

Der Wirt goss ein. Aplegatt bemerkte, dass seine Hände leicht zitterten. Die Männer lehnten sich mit den Rücken an die Theke, tranken ohne Eile aus den tönernen Schälchen.

»Werter Herr Wirt«, ließ sich plötzlich der mit der Brille vernehmen. »Ich suponniere, dass hier vor kurzem zwei Damen durchgekommen sind, die intensiv Richtung Gors Velen strebten?«

»Hier kommen alle möglichen Leute durch«, murmelte der Wirt.

»Die inkriminierten Damen«, sprach der mit der Brille langsam, »hättet Ihr unmöglich übersehen können. Eine von ihnen ist schwarzhaarig und von extraordinärer Schönheit. Sie reitet einen Rappen. Die andere, jüngere, hellhaarig und grünäugig, voyagiert auf einer Apfelschimmel-Stute. Waren sie hier?«

»Nein«, kam Aplegatt dem Schankwirt zuvor und spürte plötzlich Kälte im Rücken. »Waren sie nicht.«

Die graugefiederte Gefahr. Der heiße Sand ...

»Ein Bote?« Aplegatt nickte.

»Woher und wohin?«

»Woher und wohin des Königs Wille befiehlt.«

»Den Weibern, nach denen ich interrogiert habe, bist du akzidentiell unterwegs nicht begegnet?«

»Nein.«

»Du verneinst es ein bisschen schnell«, knurrte der dritte Mann, hochgewachsen und dünn wie eine Bohnenstange. Er hatte schwarze, glänzende Haare, als seien sie eingefettet.

»Ich habe aber nicht den Eindruck, dass du dein Gedächtnis besonders angestrengt hast.«

»Lass sein, Heimo.« Der mit der Brille winkte ab. »Das ist ein Bote. Mach keine Subjektionen. Welchen Namen hat diese Ansiedlung, Wirt?«

»Anchor.«

»Welche Distanz nach Gors Velen?«

»Hä?«

»Wie viel Meilen?«

»Die Meilen hab ich nicht abgemessen. Aber man braucht drei Tage.«

»Zu Pferde?«

»Mit dem Wagen.«

»He«, sagte plötzlich der Untersetzte halblaut, richtete sich auf und schaute durch die weit offene Tür auf den Hof. »Wirf da mal ’nen Blick raus, Professor. Was ist das für einer? Doch nicht etwa ...«

Der mit der Brille schaute ebenfalls nach draußen, und sein Gesicht verkrampfte sich plötzlich.

»Ja«, zischte er. »Das ist er, positiv. Wir haben vielleicht ein Glück.«

»Warten wir, bis er reinkommt?«

»Er kommt nicht herein. Er hat unsere Pferde gesehen.«

»Er weiß, dass wir ...«

»Sei still, Yaxa. Er sagt was.«

»Ihr habt die Wahl«, erklang von draußen eine etwas heisere, aber vernehmliche Stimme, die Aplegatt sofort erkannte. »Einer von euch kommt heraus und sagt mir, wer euch angeheuert hat. Dann werdet ihr hier ohne Schwierigkeiten fortreiten. Oder ihr kommt alle drei heraus. Ich warte.«

»Der Hundesohn ...«, knurrte der Schwarzhaarige. »Er weiß es. Was machen wir?«

Der mit der Brille stellte mit einer langsamen Bewegung das Schälchen auf den Schanktisch.

»Das, wofür wir bezahlt werden.«

Er spuckte in die Hände, bewegte die Finger und zog das Schwert. Daraufhin zogen auch die beiden anderen blank. Der Wirt öffnete den Mund zu einem Schrei, schloss ihn aber eilends unter dem kalten Blick durch die bläuliche Brille.

»Alle sitzen bleiben«, zischte der mit der Brille, »und keinen Mucks. Heimo, wenn es losgeht, versuch, hinter ihn zu kommen. Na dann, Jungs, Hals- und Beinbruch! Gehen wir raus.«

Es ging sofort los, als sie hinausgingen. Schläge, Fußgetrappel, Waffengeklirr. Und dann ein Schrei. Einer, bei dem einem die Haare zu Berge standen.

Der Wirt wurde weiß im Gesicht, die Frau mit den Ringen um die Augen stieß einen unterdrückten Schrei aus und presste den Säugling mit beiden Armen an ihre Brust. Der Kater in der Ofennische sprang auf die Füße, machte einen Buckel, sein Schwanz peitschte hin und her. Aplegatt rückte rasch mit dem Stuhl in die Ecke. Den Dolch hielt er auf den Knien, hatte ihn aber nicht aus der Scheide gezogen.

Draußen wieder Fußtritte gegen Bretter, Sausen und Klirren von Klingen.

»Ach, du ...«, schrie jemand wild auf, und obwohl den Schrei ein dreckiger Fluch beendete, lag in ihm eher Verzweiflung als Wut. »Du ...«

Das Sausen einer Klinge. Und sofort darauf ein hoher, durchdringender Schrei, der die Luft in Streifen zu schneiden schien. Ein Poltern, als sei ein schwerer Kornsack auf die Bretter gefallen. Vom Stall her Hufschläge, das Wiehern erschrockener Pferde.

Wieder Poltern auf den Brettern, die schweren, raschen Schritte eines Laufenden. Die Frau mit dem Säugling drückte sich an ihren Mann, der Wirt presste den Rücken gegen die Wand. Aplegatt zog den Dolch, hielt die Waffe aber noch unterm Tisch verborgen. Der rennende Mann kam geradewegs auf die Gaststube zu, es war klar, dass er gleich in der Tür stehen würde. Doch ehe er in der Tür stand, sauste eine Klinge.

Der Mann schrie auf, und gleich darauf stürzte er herein. Es sah so aus, als werde er auf die Schwelle fallen, doch er fiel nicht. Er wankte, machte langsam ein paar Schritte und brach erst dann in der Gaststube zusammen, dass der in den Dielenritzen angesammelte Staub aufwirbelte. Er fiel aufs Gesicht, kraftlos, zog die Arme an und krümmte die Beine in den Knien. Die Kristallbrille fiel klirrend zu Boden, zersprang in kleine bläuliche Splitter. Unter dem bereits reglosen Körper begann sich eine dunkle, glänzende Pfütze auszubreiten.

Niemand regte sich. Niemand schrie. In die Stube trat der Weißhaarige.

Das Schwert, das er in der Hand hielt, steckte er geschickt in die Scheide auf seinem Rücken. Er trat an den Schanktisch, ohne den am Boden liegenden Leichnam eines Blickes zu würdigen. Der Wirt kroch in sich zusammen.

»Die schlechten Menschen ...«, sagte der Weißhaarige heiser. »Die schlechten Menschen sind tot. Wenn der Büttel kommt, kann sich erweisen, dass ein Kopfgeld auf sie ausgesetzt ist. Er soll damit machen, was er für angebracht hält.«

Der Wirt nickte eifrig.

»Es könnte auch sein«, fuhr der Weißhaarige nach einer Weile fort, »dass sich die Kumpane oder Freunde dieser schlechten Menschen nach ihrem Los erkundigen. Denen sollst du sagen, dass sie der Wolf gebissen hat. Der Weiße Wolf. Und sag ihnen auch, dass sie oft zurückblicken sollen. Eines Tages werden sie hinter sich schauen und den Wolf erblicken.«

Als Aplegatt drei Tage später die Tore von Dreiberg erreichte, war es schon weit nach Mitternacht. Er war wütend, denn er steckte vor dem Stadtgraben fest und brüllte sich die Seele aus dem Leib – die Wächter schliefen wie die Ratzen und trödelten mit dem Öffnen des Tores. Er verschaffte sich Erleichterung und verfluchte sie gründlich, nach Strich und Faden und bis ins dritte Glied. Später hörte er genüsslich zu, wie der geweckte Wachführer die Vorwürfe, die Aplegatt an die Mütter, Großmütter und Urgroßmütter der Knechte gerichtet hatte, um völlig neue Einzelheiten ergänzte. Nachts zu König Wisimir vorgelassen zu werden, kam natürlich gar nicht in Frage. Das war ihm übrigens durchaus recht – er ging davon aus, sich bis zum Tagesanbruch, bis zum Morgenläuten ausschlafen zu können. Da hatte er sich geirrt. Statt ihm einen Platz zum Ausruhen zuzuweisen, brachte man ihn unverzüglich ins Wachlokal. In der Stube erwartete ihn nicht der Burgvogt, sondern jener andere, der Großmächtige und Dicke. Aplegatt kannte ihn – es war Dijkstra, der Vertraute des Königs. Dijkstra war, wie Aplegatt wusste, bevollmächtigt, Botschaften zu hören, die ausschließlich für die Ohren des Königs bestimmt waren. Aplegatt überreichte ihm die Briefe.

»Du hast eine mündliche Botschaft?«

»Ja, Herr.«

»Sprich.«

»Demawend an Wisimir«, rezitierte Aplegatt mit geschlossenen Augen. »Erstens: Die Kostümtruppe ist für die zweite Julinacht nach Neumond bereit. Achte darauf, dass Foltest nicht wortbrüchig wird. Zweitens: Die Zusammenkunft der Schlauköpfe auf Thanedd werde ich nicht in eigener Person beehren, und dir rate ich dasselbe. Drittens: Das Löwenjunge lebt nicht.«

Dijkstra verzog leicht das Gesicht, trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Hier hast du Briefe für König Demawend. Und eine mündliche Botschaft ... Spitz die Ohren und schärf dein Gedächtnis. Du wirst das deinem König Wort für Wort wiederholen. Nur ihm, keinem anderen. Keinem, verstehst du?«

»Ich verstehe, Herr.«

»Die Botschaft lautet: Wisimir an Demawend. Die Kostümtruppe unbedingt zurückhalten. Jemand hat Verrat begangen. Die Flamme hat in Dol Angra eine Armee zusammengezogen und wartet nur auf einen Vorwand. Wiederhole.«

Aplegatt wiederholte es.

»Gut.« Dijkstra nickte. »Du wirst aufbrechen, sobald die Sonne aufgeht.«

»Seit fünf Tagen bin ich unterwegs, gnädiger Herr.« Der Bote rieb sich den Hintern. »Wenn ich mich wenigstens bis Vormittag ausschlafen könnte ... Erlaubt Ihr es?«

»Kommt dein König, Demawend, jetzt nachts zum Schlafen? Schlafe ich? Schon für die Frage verdienst du eins aufs Maul, Kerl. Man wird dir zu essen geben, dann kannst du die Knochen ein wenig auf dem Stroh ausstrecken. Aber vor Sonnenaufgang reitest du los. Ich habe angeordnet, dass man dir einen Rassehengst gibt, du wirst sehen, der läuft wie ein Wirbelwind. Und schau nicht so sauer drein. Da hast du noch ein Beutelchen mit einer Extraprämie, damit du nicht erzählst, Wisimir sei ein Geizhals.«

»Danke, Herr.«

»Wenn du in den Wäldern am Pontar bist, gib acht. Dort sind Eichhörnchen gesehen worden.

Und an gewöhnlichen Räubern mangelt es in der Gegend auch nicht.«

»Oh, ich weiß, Herr. Was ich da vor drei Tagen gesehen habe ...«

»Was hast du gesehen?«

Aplegatt berichtete kurz von den Ereignissen in Anchor. Dijkstra hörte zu, die mächtigen Unterarme vor der Brust gekreuzt.

»Der Professor«, sagte er nachdenklich.

»Heimo Kantor und der Kurze Yaxa. Von einem Hexer kaltgemacht. In Anchor, auf der Straße nach Gors Velen, beziehungsweise nach Thanedd, zum Garstang ... Und das Löwenjunge lebt nicht?«

»Was sagt Ihr, Herr?«

»Unwichtig.« Dijkstra hob den Kopf.

»Zumindest für dich. Ruh dich aus. Und im Morgengrauen auf den Weg.«

Aplegatt aß, was man ihm brachte, legte sich ein wenig hin, konnte aber vor Müdigkeit kein Auge zumachen; vor Sonnenaufgang war er schon durchs Tor. Der Hengst war tatsächlich feurig, doch eigensinnig. Solche Pferde mochte Aplegatt nicht.

Auf dem Rücken, zwischen dem linken Schulterblatt und dem Rückgrat, juckte es unerträglich, womöglich hatte ihn ein Floh gebissen, als er im Stall gelegen hatte. Und er konnte sich partout nicht kratzen.

Der Hengst begann zu tänzeln, zu wiehern. Der Bote gab ihm die Sporen und ging in Galopp über. Die Zeit drängte.

»Gar’ean«, zischte Cairbre und beugte sich hinter dem Ast hervor, von dem aus er die Straße beobachtete. »En Dh’oine aen evall a stráede!«

Toruviel sprang vom Erdboden auf, griff nach dem Schwert und gürtete es sich um, stieß mit der Stiefelspitze Yaevinn gegen die Hüfte, der neben ihr döste, an die Wand der Stubbengrube gelehnt. Der Elf sprang auf, zischte, verbrannt von dem heißen Sand, auf den er die Hand gestützt hatte.

»Que suecc’s?«

»Ein Reiter auf der Straße.«

»Einer?« Yaevinn nahm Bogen und Köcher auf. »Cairbre? Nur einer?«

»Einer. Er kommt näher.«

»Dann erledigen wir ihn. Ein Dh’oine weniger.«

»Gib Ruhe.« Toruviel fasste ihn am Ärmel.

»Was haben wir davon? Wir sollten auf Kundschaft gehen und uns dann wieder dem Kommando anschließen. Sollen wir Zivilisten auf der Straße ermorden? Sieht so der Freiheitskampf aus?«

»Genau so. Rück beiseite.«

»Wenn auf der Straße ein Toter liegenbleibt, schlägt jede vorüberreitende Patrouille Alarm. Die Armee fängt an, Jagd auf uns zu machen. Sie werden die Furten bewachen; wir könnten Schwierigkeiten haben, den Fluss zu überqueren!«

»Auf diesem Weg reitet kaum jemand. Ehe sie den Leichnam finden, sind wir weit weg.«

»Dieser Reiter ist auch schon weit weg«, sagte Cairbre vom Baum herab. »Statt zu reden, hättest du schießen müssen. Jetzt erreichst du ihn nicht mehr. Es sind gut zweihundert Schritt.«

»Mit meinem Sechzigpfünder?« Yaevinn strich über den Bogen. »Mit einer dreißigzölligen Flöte? Außerdem sind es keine zweihundert Schritt. Es sind hundertfünfzig, höchstens. Mire, que spar aen’le.«

»Yaevinn, lass sein ...«

»Thaess aep, Toruviel.«

Der Elf drehte die Mütze so, dass ihn der daran befestigte Eichhörnchenschwanz nicht störte, spannte rasch den Bogen, kräftig, bis zum Ohr, zielte genau und ließ die Sehne los.

Aplegatt hörte den Pfeil nicht. Es war ein

»stiller« Pfeil, eigens mit langen, schmalen grauen Federn versehen, der Schaft mit Furchen, um die Steifheit zu erhöhen und das Gewicht zu vermindern. Die dreischneidige, rasiermesserscharfe Spitze traf den Boten voller Wucht mitten in den Rücken, zwischen dem linken Schulterblatt und dem Rückgrat. Die Schneiden waren schräg angeordnet – beim Eindringen in den Körper drehte sich die Pfeilspitze wie eine Schraube, zerfetzte das Gewebe, zerschnitt Blutgefäße und zermalmte Knochen. Aplegatt fiel vornüber auf den Hals des Pferdes und rutschte zu Boden, kraftlos wie ein Wollsack.

Der Sand der Straße war heiß, von der Sonne derart erhitzt, dass er schon dampfte. Doch der Bote spürte das nicht mehr. Er war sofort tot.

*Zu sagen, ich hätte sie gekannt, wäre eine Übertreibung. Ich glaube, außer dem Hexer und der Zauberin kannte sie niemand wirklich. Als ich sie zum ersten Mal sah, machte sie überhaupt keinen großen Eindruck auf mich, selbst unter den ziemlich unheimlichen Begleitumständen. Ich habe Leute gekannt, die behaupteten, sofort, bei der ersten Begegnung den Hauch des Todes gespürt zu haben, der dieses Mädchen umgab. Mir jedoch kam sie ganz gewöhnlich vor, aber ich wusste ja, dass sie nicht gewöhnlich war – daher habe ich mich besonders bemüht, sie eingehend zu betrachten, in ihr das Ungewöhnliche zu entdecken, zu erfühlen. Doch ich beobachtete nichts und fühlte nichts. Nichts, was die späteren tragischen Ereignisse hätte signalisieren, ankündigen, ahnen lassen können. Die Ereignisse, deren Ursache sie war. Und die Ereignisse, die sie selbst herbeiführte.*

Rittersporn, *Ein halbes Jahrhundert Poesie*

# 

# Das zweite Kapitel

Gleich an der Weggabelung, wo der Wald endete, waren zehn Stangen in die Erde gerammt. Am oberen Ende jeder Stange war ein Wagenrad befestigt. Über den Rädern drängten sich Raben und Krähen, pickten und rissen an den Leichen, die an Felgen und Speichen festgebunden waren. Ob der Höhe der Stangen und der Menge der Vögel ließ sich allerdings nur erahnen, was das für Reste waren, die auf den Rädern ruhten. Doch es waren Leichen. Es konnte nichts anderes sein.

Ciri wandte den Kopf ab und rümpfte angewidert die Nase. Der Wind kam von den Stangen, der Übelkeit erregende Gestank der sich zersetzenden Leichen hing über der Weggabelung.

»Eine bemerkenswerte Dekoration.« Yennefer beugte sich im Sattel seitwärts und spuckte auf den Boden, wobei sie vergaß, dass sie erst vor kurzem Ciri für das Gleiche scharf getadelt hatte. »Malerisch und duftend. Aber warum hier, am Rande des Walddickichts? Für gewöhnlich stellt man derlei direkt vor den Stadtmauern auf. Habe ich recht, ihr guten Leute?«

»Das sind Eichhörnchen, edle Dame«, beeilte sich einer der fliegenden Händler zu versichern, die sie an der Wegscheide eingeholt hatten. Er hielt einen Schecken zurück, der vor einen entladenen zweirädrigen Karren gespannt war. »Elfen. Dort auf den Stangen. Deshalb stehen die Stangen auch im Walde. Den anderen Eichhörnchen zur Warnung.«

»Heißt das« – die Zauberin schaute ihn an –,

»dass man lebendig gefangene Scioa’tael hierherbringt ...«

»Elfen, meine Dame, lassen sich selten lebendig fangen«, unterbrach sie der Händler.

»Und wenn die Krieger wirklich einen erwischen, dann bringen sie ihn in die Stadt, denn da wohnen die sesshaften Nichtmenschen. Wenn die sich auf dem Markt die Hinrichtung ansehen, vergeht ihnen sofort die Lust, sich den Eichhörnchen anzuschließen. Aber wenn Elfen im Kampfe getötet werden, bringt man die Leichen an Wegscheiden und hängt sie an die Stangen. Manchmal bringt man sie von weither, dass sie schon ganz verstunken sind ...«

»Wenn ich daran denke«, fauchte Yennefer,

»dass uns nekromantische Praktiken aus Respekt vor der Majestät des Todes verboten sind, aus Achtung vor den Verschiedenen, den Leichnamen, denen Ehre, Ruhe, eine rituelle und zeremonielle Bestattung gebühren ...«

»Was sagt Ihr, Herrin?«

»Nichts. Lass uns schleunigst weiterreiten, Ciri, möglichst weit weg von hier. Pfui, mir kommt es so vor, als sei ich schon ganz von diesem Gestank durchtränkt.«

»Mir auch, ojojoj«, sagte Ciri und lenkte das Pferd im Trab um den Wagen des Hausierers herum. »Lass uns Galopp reiten, ja?«

»Gut ... Ciri! Galopp, aber keinen irrsinnigen!«

Bald erblickten sie die Stadt, groß, von Mauern umringt, auf denen sich Türme mit spitzen funkelnden Dächern erhoben. Hinter der Stadt aber war das Meer zu sehen, blaugrün, wie es in den Strahlen der Morgensonne glitzerte, hier und da mit den weißen Flecken von Segeln betupft. Ciri hielt das Pferd am Rande eines sandigen Abhangs an, stellte sich in den Steigbügeln auf, sog gierig den Wind und den Geruch in die Nase.

»Gors Velen«, sagte Yennefer, als sie herangeritten kam und Seite an Seite mit ihr stehenblieb. »Endlich sind wir am Ziel. Reiten wir zurück auf die Straße.«

Auf der Landstraße verfielen sie wieder in leichten Galopp, ließen ein paar Ochsenkarren und mit Holzbündeln beladene Fußgänger zurück.

Als sie alle überholt hatten und allein waren, zügelte die Zauberin das Pferd und hielt Ciri mit einer Geste zurück. »Komm näher heran«, sagte sie. »Noch näher. Nimm die Zügel und führe mein Pferd. Ich brauche beide Hände.«

»Wozu?«

»Nimm die Zügel, bitte.«

Yennefer nahm aus einer Satteltasche einen kleinen silbernen Spiegel, rieb ihn, worauf sie leise einen Spruch sagte. Der Spiegel glitt ihr aus der Hand, schwebte ein Stück fort und blieb über dem Hals des Pferdes hängen, genau vor dem Gesicht der Zauberin.

Ciri seufzte vor Verwunderung, leckte sich die Lippen.

Die Zauberin holte einen Kamm aus der Satteltasche, nahm das Barett ab und kämmte sich eine Weile energisch die Haare. Ciri wahrte Schweigen. Sie wusste, dass man Yennefer beim Kämmen nicht stören und sie nichts fragen durfte. Die malerische und scheinbar lässige Unordnung ihrer üppigen Locken war das Ergebnis langwieriger Bemühungen und erforderte reichlich Anstrengung.

Die Zauberin langte wieder nach einer der Satteltaschen. Sie befestigte Diamantringe an den Ohren und streifte Armreifen über beide Handgelenke. Sie nahm den Schal ab und knöpfte die Bluse ein Stück auf, so dass der Hals und das schwarze Band mit dem Obsidianstern zum Vorschein kamen.

»Ha!« Ciri hielt es schließlich nicht mehr aus.

»Ich weiß, warum du das machst! Du willst hübsch aussehen, weil wir in die Stadt reiten! Stimmt’s?«

»Stimmt.«

»Und ich?«

»Was – du?«

»Ich will auch hübsch aussehen! Ich werde mich kämmen ...«

»Setz die Mütze auf«, sagte Yennefer scharf, den Blick noch immer auf den Spiegel gerichtet, der über den Ohren des Pferdes schwebte. »So, wie sie war. Und verbirg die Haare darunter.«

Ciri fauchte wütend, gehorchte aber augenblicklich. Sie hatte längst gelernt, Färbungen und Schattierungen in der Stimme der Zauberin zu unterscheiden. Sie wusste, wann man es mit einer Diskussion versuchen durfte und wann nicht.

Als Yennefer endlich die Locken auf ihrer Stirn geordnet hatte, holte sie eine Phiole von grünem Glas aus einer Satteltasche. »Ciri«, sagte sie sanfteren Tones. »Wir reisen geheim. Und die Reise ist noch nicht zu Ende. Darum musst du die Haare unter der Mütze verbergen. In jedem Stadttor gibt es Leute, die dafür bezahlt werden, dass sie die Reisenden eingehend und gründlich beobachten. Verstehst du?«

»Nein«, erwiderte Ciri dreist und zog dem Rappen der Zauberin die Zügel an. »Du hast dich so herausgeputzt, dass diesen Aufpassern vom Tor die Augen aus dem Kopf fallen werden! Ein schönes Geheimnis!«

Yennefer lächelte. »Die Stadt, zu deren Toren wir unterwegs sind, ist Gors Velen. Ich brauche mich in Gors Velen nicht zu tarnen, ich würde sagen, eher im Gegenteil. Bei dir ist es etwas anderes. Dich darf niemand in Erinnerung behalten.«

»Diejenigen, die dich angaffen, werden auch mich bemerken!«

Die Zauberin entkorkte die Phiole, aus der es nach Stachelbeeren und Flieder roch. Sie steckte den Zeigefinger in die Phiole und tupfte sich etwas von dem Inhalt unter die Augen.

»Ich glaube kaum«, sagte sie, noch immer geheimnisvoll lächelnd, »dass jemand dich beachten wird.«

Vor der Brücke stand eine lange Reihe von Reitern und Wagen, und unmittelbar vor dem Tor drängten sich die Reisenden und warteten, bis sie mit der Kontrolle an der Reihe wären. Ciri entrüstete sich und begann zu murren, verärgert von der Aussicht auf langes Warten. Yennefer jedoch richtete sich im Sattel auf und ritt im Trab los, wobei sie hoch über die Köpfe der Reisenden hinwegblickte – die wiederum traten rasch beiseite, machten Platz, verbeugten sich ehrerbietig. Die Wächter in den langen Kettenhemden hatten die Zauberin ebenfalls erblickt und machten ihr den Weg frei, ohne die Lanzenschäfte zu schonen, mit denen sie starrsinnige oder zu langsame Leute wegdrängten.

»Hierher, hierher, edle Dame!«, rief einer der Wächter, der Yennefer anstarrte und blass wurde. »Kommt hier herein, bitte schön! Beiseitetreten! Beiseite, ihr Flegel!«

Der eilends herbeigerufene Wachführer lehnte sich aus der Wachstube, finster und wütend, doch beim Anblick von Yennefer hellte sich seine Miene auf, er riss Mund und Augen auf, verneigte sich tief. »Ich heiße dich untertänigst in Gors Velen willkommen, erlauchte Herrin«, stammelte er, während er sich wieder aufrichtete und weiterglotzte. »Zu deinen Diensten ... Steht es in meiner Macht, der edlen Dame dienstbar zu sein? Soll ich eine Eskorte geben? Einen Führer? Vielleicht jemanden herbeirufen?«

»Nicht nötig.« Yennefer reckte sich im Sattel, schaute von oben auf ihn herab. »Ich bleibe nur kurz in der Stadt. Ich reise nach Thanedd.«

»Versteht sich.« Der Soldat trat von einem Fuß auf den anderen, ohne den Blick vom Gesicht der Zauberin zu wenden. Die übrigen Wächter glotzten ebenfalls. Ciri straffte sich stolz und warf den Kopf zurück, stellte jedoch fest, dass niemand sie anschaute. Als wäre sie überhaupt nicht vorhanden.

»Versteht sich«, wiederholte der Wachführer.

»Nach Thanedd, ja ... Zur Zusammenkunft. Ich verstehe, versteht sich. Dann wünsche ich also ...«

»Danke.« Die Zauberin trieb das Pferd an, offensichtlich nicht neugierig, was ihr der Wachhabende wünschen wollte. Ciri folgte ihr eilig. Die Wächter verbeugten sich vor der vorüberreitendenYennefer, Ciri würdigten sie weiterhin keines Blickes.

»Er hat dich nicht einmal nach dem Namen gefragt!«, murmelte sie, als sie Yennefer eingeholt hatte und das Pferd vorsichtig zwischen den im Straßenmorast ausgefahrenen Wagenspuren lenkte. »Und auch nicht, woher wir kommen! Hast du sie verzaubert?«

»Nicht sie. Mich.«

Die Zauberin wandte sich um, und Ciri stöhnte laut auf. Yennefers Augen verströmten veilchenblauen Glanz, und das Gesicht strahlte vor Schönheit. Blendender. Herausfordernder. Bedrohlicher. Und unnatürlicher.

»Die grüne Phiole!«, erriet Ciri sogleich. »Was war das?«

»Glamarye. Ein Elixier oder genauer eine Salbe für besondere Gelegenheiten. Ciri, musst du durch jede Pfütze auf dem Weg reiten?«

»Ich will dem Pferd die Fesseln waschen!«

»Es hat seit einem Monat nicht geregnet. Das sind Abwässer und Pferdepisse, kein Wasser.«

»Aha ... Sag mir, warum hast du dieses Elixier verwendet? War dir so viel daran gelegen ...«

»Das ist Gors Velen«, fiel ihr Yennefer ins Wort. »Eine Stadt, die ihren Wohlstand in erheblichem Maße den Zauberern verdankt. Genauer gesagt, den Zauberinnen. Und ich hatte keine Lust, mich vorzustellen und zu beweisen, wer ich bin. Es war mir lieber, dass das auf den ersten Blick offensichtlich war. Hinter diesem roten Haus biegen wir links ab. Im Schritt, Ciri, zügle das Pferd, sonst reitest du noch irgendein Kind über den Haufen.«

»Und wozu sind wir hierhergekommen?«

»Das habe ich dir schon gesagt.«

Ciri knurrte, presste die Lippen zusammen, stieß dem Pferd heftig eine Ferse in die Flanke. Die Stute tänzelte, wäre beinahe auf ein Gespann geprallt, das an ihnen vorbeifuhr. Der Kutscher stand auf dem Bock auf und holte aus, um ihr eins mit der Fuhrmannspeitsche zu geben, doch beim Anblick von Yennefer setzte er sich rasch wieder und widmete sich einer eingehenden Analyse des Zustandes seiner Treter.

»Noch so eine Eskapade«, presste Yennefer hervor, »und wir zanken uns. Du benimmst dich wie eine minderjährige Ziege. Machst mir Schande.«

»Du willst mich in irgendeine Schule geben, nicht wahr? Ich will nicht!«

»Leiser. Die Leute gaffen.«

»Dich gaffen sie an, nicht mich! Ich will in keine Schule gehen! Du hast mir versprochen, dass du immer bei mir sein wirst, und jetzt willst du mich alleinlassen! Allein! Ich will nicht allein sein!«

»Du wirst nicht allein sein. In der Schule gibt es viele Mädchen in deinem Alter. Du wirst eine Menge Schulfreundinnen haben.«

»Ich will keine Schulfreundinnen. Ich will bei dir sein und bei ... Ich dachte, dass ...«

Yennefer wandte sich heftig um. »Was dachtest du?«

»Ich dachte, wir reiten zu Geralt.« Ciri hob herausfordernd den Kopf. »Ich weiß genau, worüber du den ganzen Weg über nachgedacht hast. Und warum du nachts geseufzt hast ...«

»Genug«, zischte die Zauberin, und der Anblick ihrer flammenden Augen bewirkte, dass Ciri das Gesicht in die Pferdemähne vergrub. »Du bist gar zu frech geworden. Ich erinnere dich daran, dass die Zeit, da du dich mir widersetzen konntest, ein für allemal vorbei ist. Du hast es selbst so gewollt. Jetzt musst du gehorsam sein. Du wirst tun, was ich anordne. Hast du verstanden?«

Ciri nickte.

»Was ich anordne, wird für dich am besten sein. Immer. Und darum wirst du mir gehorchen und meine Empfehlungen ausführen. Ist das klar? Halte das Pferd an. Wir sind da.«

»Das ist diese Schule?«, murrte Ciri und ließ den Blick über die ansehnliche Fassade des Gebäudes schweifen. »Das ist ...«

»Kein Wort mehr. Steig ab. Und benimm dich, wie es sich gehört. Das ist keine Schule, die Schule befindet sich in Aretusa, nicht in Gors Velen. Das ist eine Bank.«

»Und wozu brauchen wir eine Bank?«

»Denk nach. Absteigen, habe ich gesagt. Nicht in die Pfütze! Lass das Pferd stehen, dafür gibt es Dienerschaft. Zieh die Handschuhe aus. Man betritt eine Bank nicht mit Reithandschuhen. Schau mich an. Rück die Mütze zurecht. Und das Wams. Steh gerade.

Du weißt nicht, was du mit den Händen machen sollst? Dann mach nichts mit ihnen!«

Ciri seufzte.

Die Bediensteten, die aus dem Tor des Gebäudes strömten und unter Verbeugungen ihres Amtes walteten, waren Zwerge. Ciri betrachtete sie neugierig. Obwohl sie ebenso kleinwüchsig, stämmig und bärtig waren, ähnelten sie überhaupt nicht ihrem Freund Yarpen Zigrin, ebenso wenig seinen »Jungs«. Die Diener waren Chargen, einheitlich uniformiert, gesichtslos. Und unterwürfig, was man von Yarpen und seinen Jungs partout nicht sagen konnte.

Sie gingen hinein. Das magische Elixier wirkte noch immer, so dass Yennefers Auftritt augenblicklich große Bewegung, Hin-und-her- Laufen, Verbeugungen, weitere unterwürfige Begrüßungen und Bekundungen von Dienstbereitschaft auslöste, die erst aufhörten, als ein unglaublich dicker, würdevoll gekleideter und weißbärtiger Zwerg erschien.

»Verehrte Yennefer!«, dröhnte der Zwerg und klimperte mit der goldenen Kette, die von dem mächtigen Hals bis weit unter den weißen Bart herabhing. »Was für eine Überraschung! Und was für eine Ehre! Bitte, bitte, komm ins Kontor! Und ihr, steht nicht herum, glotzt nicht! An die Arbeit, an die Rechenbretter! Wilfli, sofort eine Flasche Castel de Neuf ins Kontor, Jahrgang ... Du weißt schon, welcher Jahrgang. Hurtig, Beine in die Hand! Erlaube, erlaube, Yennefer. Es ist eine wahre Freude, dich zu sehen. Du siehst aus ... Ach, verdammt, mir bleibt die Luft weg!«

Die Zauberin lächelte. »Du hältst dich auch nicht übel, Giancardi.«

»Ja freilich. Bitte, bitte zu mir ins Kontor. Aber nein, nein, die Dame zuerst. Du kennst doch den Weg, Yennefer.«

Das Kontor war abgedunkelt und angenehm kühl, in der Luft hing ein Geruch, dessen sich Ciri vom Turm des Schreibers Jarre her erinnerte – der Geruch von Tinte, Pergament und von dem Staub, der die Eichenmöbel, Gobelins und alten Bücher bedeckte.

»Setzt euch bitte.« Der Bankier rückte für Yennefer einen schweren Sessel vom Tisch ab, ließ einen neugierigen Blick über Ciri schweifen. »Hmm ...«

»Gib ihr irgendein Buch, Molnar«, sagte die Zauberin, die den Blick bemerkt hatte, beiläufig. »Sie liebt Bücher über alles. Sie wird sich ans Ende des Tisches setzen und nicht stören. Nicht wahr, Ciri?«

Ciri hielt es nicht für angebracht, das zu bestätigen.

»Ein Buch, hm, hm«, sagte der Zwerg bekümmert und trat an eine Kommode. »Was haben wir hier? Ah, das Buch der Ein- und Ausgänge ... Nein, das ist es nicht. Zölle und Hafengebühren ... Auch nicht. Kredit und Rembours? Nein. Oh, wie kommt denn das hierher? Weiß der Teufel ... Aber das wird wohl genau richtig sein. Bitte, Fräuleinchen.«

Das Buch trug den Titel *Physiologus*, es war sehr alt und sehr abgenutzt. Ciri öffnete es vorsichtig. Das Werk weckte sofort ihr Interesse, denn es handelte von rätselhaften Ungeheuern und Bestien und war voller Stiche. Die nächste Zeit über versuchte sie, ihre Aufmerksamkeit zwischen dem Buch und dem Gespräch der Zauberin mit dem Zwerg zu teilen.

»Hast du irgendwelche Briefe für mich, Molnar?«

»Nein.« Der Bankier schenkte Yennefer und sich Wein ein. »Es sind keine neuen gekommen. Den letzten, vor einem Monat, habe ich auf die festgelegte Weise übermittelt.«

»Ich habe ihn erhalten, danke. Und hat sich vielleicht jemand ... für diese Briefe interessiert?«

Molnar Giancardi lächelte. »Hier nicht. Aber du zielst in die richtige Richtung, meine Liebe. Die Bank Vivaldi hat mich vertraulich informiert, dass jemand versucht hat, den Weg der Briefe zu verfolgen. Ihre Filiale in Vengerberg hat auch einen Versuch aufgedeckt, die Operation an deinem privaten Ende zu verfolgen. Einer der Mitarbeiter hat sich als treulos erwiesen.«

Der Zwerg verstummte, blickte die Zauberin unter buschigen Brauen hervor an. Yennefer schwieg und spielte mit ihrem Obsidianstern.

»Vivaldi«, fuhr der Bankier mit gesenkter Stimme fort, »konnte oder wollte keine Untersuchung in dieser Angelegenheit durchführen. Der untreue und käufliche Angestellte ist betrunken in den Graben gefallen und ertrunken. Ein Unglücksfall.

Schade. Zu schnell, zu übereilt ...«

»Der Schaden ist gering und die Trauer kurz.« Die Zauberin verzog den Mund. »Ich weiß, wer sich für meine Briefe und mein Konto interessiert hat, eine Untersuchung bei Vivaldi hätte keine Offenbarungen erbracht.«

»Wenn du meinst ...« Giancardi zauste sich den Bart. »Du reist nach Thanedd, Yennefer? Zu dieser allgemeinen Zusammenkunft der Zauberer?«

»Freilich.«

»UmüberdasSchicksalderWeltzu entscheiden?«

»Wir wollen nicht übertreiben.«

»Es kursieren allerlei Gerüchte«, sagte der Zwerg trocken. »Und es geschehen allerlei Dinge.«

»Welche, wenn es kein Geheimnis ist?«

»Seit vorigem Jahr«, sagte Giancardi und strich sich über den Bart, »sind seltsame Bewegungen in der Steuerpolitik zu beobachten ... Ich weiß, dich interessiert das nicht ...«

»Sprich.«

»Die Kopfsteuer und das Winterquartiergeld sind verdoppelt worden, die von den Armeeführern direkt eingezogenen Steuern. Alle Kaufleute und Unternehmer müssen zusätzlich an den königlichen Schatz einen

›Zehntgroschen‹ zahlen, eine völlig neue Steuer, einen Groschen von jedem Nobel Umsatz. Zwerge, Gnomen, Elfen und Halblinge zahlen darüber hinaus erhöhte Kopf- und Herdsteuern. Wenn sie einer Handelstätigkeitodereinem Produktionsgewerbe nachgehen, unterliegen sie zudem einer ›Nichtmenschenabgabe‹, die zehn von hundert beträgt. Auf diese Weise liefere ich fast sechzig Prozent des Gewinns beim Schatzamt ab. Meine Bank, alle Filialen eingerechnet, gibt den Vier Königreichen sechshundert Mark Silber pro Jahr. Dir zur Kenntnis: Das ist fast das Dreifache von dem, was ein reicher Herzog oder Graf an Zins von einem ausgedehnten Kammergut bezahlt.«

»Menschen werden mit der Abgabe für die Armee nicht belastet?«

»Nein. Sie zahlen nur Winterquartiergeld und Kopfsteuer.«

Yennefer nickte. »Folglich bezahlen die Zwerge und anderen Nichtmenschen den Feldzug gegen die Scioa’tael, der in den Wäldern im Gange ist. Aber was haben die Steuern mit der Zusammenkunft auf Thanedd zu tun?«

»Nach euren Zusammenkünften«, murrte der Bankier, »passiert immer etwas. Diesmal hoffe ich übrigens, dass es umgekehrt sein wird. Ich zähle darauf, dass euer Treffen bewirkt, dass etwas nicht mehr passiert. Ich wäre zum Beispiel sehr froh, wenn diese seltsamen Preisschwankungen aufhören würden.«

»Sprich deutlicher.«

Der Zwerg lehnte sich im Sessel zurück und verschränkte die Finger über dem vom Bart bedeckten Bauch. »Ich arbeite schon ganz schön viele Jahre in meinem Metier«, sagte er.

»Lange genug, um gewisse Preisbewegungen mit gewissen Tatsachen in Zusamenhang bringen zu können. Und in letzter Zeit sind die Preise für Edelsteine stark gestiegen. Weil Nachfrage danach besteht.«

»Die Leute wechseln Bargeld in Schmuck, um Verluste durch Schwankungen der Wechselkurse und des Geldwertes zu vermeiden?«

»Das auch. Steine haben darüber hinaus noch einen großen Vorteil. Ein Beutelchen mit Brillanten von ein paar Unzen, das in die Hosentasche passt, entspricht im Wert ungefähr fünfzig Mark Silber, diese Summe aber wiegt in Münzen fünfundzwanzig Pfund und füllt einen stattlichen Sack. Mit dem Beutelchen in der Tasche kann man viel schneller als mit einem Sack auf dem Rücken fliehen. Und man hat beide Hände frei, was nicht zu unterschätzen ist. Mit einer kann man seine Frau festhalten und mit der anderen, wenn nötig, jemandem eins überbraten.«

Ciri prustete los, doch Yennefer brachte sie mit einem drohenden Blick sofort zum Schweigen.

»Es gibt also Leute«, sagte die Zauberin, »die sich schon im Voraus auf die Flucht vorbereiten. Wohin eigentlich?«

»Am höchsten steht der ferne Norden im Kurs. Hengfors, Kovir, Poviss. Erstens, weil das tatsächlich weit weg ist, zweitens sind diese Länder neutral und haben gute Beziehungen zu Nilfgaard.«

»Verstehe.« Das boshafte Lächeln verschwand nicht aus dem Gesicht der Zauberin. »Also die Brillanten in die Tasche gesteckt, die Frau bei der Hand genommen und ab in den Norden ... Ist das nicht zu früh? Ach, genug davon. Was wird sonst noch teurer, Molnar?«

»Boote.«

»Was?«

»Boote«, wiederholte der Zwerg und bleckte die Zähne. »Alle Werften an der Küste stellen Boote her, die die Quartiermeister der Armee König Foltests bestellt haben. Die Quartiermeister zahlen gut und geben immer neue Bestellungen auf. Wenn du freies Kapital hast, Yennefer, dann investiere in Boote. Eine Goldgrube. Du baust einen Kahn aus Schilf und Baumrinde, stellst eine Rechnung über eine Barkasse aus erstklassigem Kiefernholz aus, den Überschuss teilst du halbe-halbe mit dem Quartiermeister ...«

»Mach keine Witze, Giancardi. Sag, worauf du hinauswillst.«

»Diese Boote«, sagte der Bankier widerwillig, den Blick zur Decke gerichtet, »werden in den Süden gebracht. Nach Sodden und Brugge, an die Jaruga. Und soviel ich weiß, werden sie nicht zum Fischfang auf dem Fluss benutzt. Sie werden in den Wäldern am rechten Ufer versteckt. Das Heer scheint stundenlang Ein- und Ausschiffen zu üben. Vorerst auf dem Trockenen.«

»Aha.« Yennefer biss sich auf die Lippe.

»Aber warum haben es manche so eilig, in den Norden zu kommen? Die Jaruga ist im Süden.«

»Es besteht Grund zu der Befürchtung«, murmelte der Zwerg und schielte zu Ciri hin,

»dass Kaiser Emhyr var Emreis nicht überrascht sein wird, wenn er erfährt, dass besagte Boote zu Wasser gelassen wurden. Manche sind der Ansicht, eine solche Bootsausfahrt sei geeignet, Emhyr zu erzürnen, und dann sei man am besten möglichst weit von der Nilfgaarder Grenze entfernt ... Verdammt, wenn nur bald Ernte wäre. Wenn die Ernte vorbei ist, werde ich erleichtert aufatmen. Wenn etwas passieren sollte, dann vor der Ernte.«

»Danach ist das Korn in den Speichern«, sagte Yennefer langsam.

»Stimmt. Pferde lassen sich schlecht auf Stoppelfeldern weiden, und Festungen mit vollen Speichern belagert man lange ... Das Wetter ist den Bauern günstig, und die Ernte verspricht recht gut auszufallen ... Ja, das Wetter ist ausnehmend schön. Die liebe Sonne scheint, die Weihen warten vergeblich auf Regen ... Und die Jaruga in Dol Angra ist sehr flach ... Man kann leicht übersetzen. Auf beide Seiten.«

»Warum Dol Angra?«

»Ich hoffe« – der Bankier strich sich über den Bart und sondierte die Zauberin mit einem raschen Blick –, »ich kann dir vertrauen?«

»Das konntest du immer, Giancardi. Und es hat sich nichts geändert.«

»Dol Angra«, sagte der Zwerg langsam,

»bedeutet Lyrien und Aedirn, die ein Militärbündnis mit Temerien haben. Du glaubst doch sicherlich nicht, dass Foltest, der die Boote kauft, sie auf eigene Faust zu benutzen gedenkt?«

»Nein«, sagte die Zauberin langsam. »Das glaube ich nicht. Danke für die Information, Molnar. Wer weiß, vielleicht hast du recht? Vielleicht gelingt es uns auf der Zusammenkunft doch noch, Einfluss zu nehmen auf das Schicksal der Welt und der auf dieser Welt lebenden Menschen?«

»Vergesst die Zwerge nicht.« Giancardi lachte auf. »Und ihre Banken.«

»Wir wollen es versuchen. Wenn wir schon einmal dabei sind ...«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Ich habe Ausgaben, Molnar. Und wenn ich etwas vom Konto bei den Vivaldis abhebe, wird womöglich wieder jemand ertrinken, also ...«

»Yennefer«, fiel ihr der Zwerg ins Wort, »du hast bei mir unbeschränkten Kredit. Der Pogrom in Vengerberg liegt sehr lange zurück. Vielleicht hast du es vergessen, aber ich werde es niemals vergessen. Keiner aus der Familie Giancardi wird es vergessen. Wie viel brauchst du?«

»Tausendfünfhundert temerische Orons, überwiesen an die Filiale der Cianfanellis in Ellander, zugunsten des Tempels der Melitele.«

»Gemacht. Eine angenehme Überweisung, Spenden für Tempel sind steuerfrei. Was noch?«

»Wie viel Schulgeld bezahlt man jetzt jährlich in Aretusa?«

Ciri spitzte die Ohren.

»Tausendzweihundert Nowigrader Kronen«, sagte Giancardi. »Für eine neue Adeptin kommt die Immatrikulation hinzu, so um die zweihundert.«

»Es ist teurer geworden, verdammt.«

»Alles ist teurer geworden. Für die Adeptinnen ist nichts zu teuer, die leben in Aretusa wie Königinnen. Und von ihnen lebt die halbe Stadt, Schneider, Schuster, Zuckerbäcker, Laufburschen ...«

»Ich weiß. Zahle zweitausend auf das Konto der Schule ein. Anonym. Mit der Bestimmung, dass es für die Einschreibung und als Vorschuss auf das Schulgeld für ... für eine bestimmte Adeptin ist.«

Der Zwerg legte die Feder beiseite, schaute Ciri an, lächelte verständnissinnig. Ciri tat, als blättere sie in dem Buch, und hörte aufmerksam zu.

»Ist das alles, Yennefer?«

»Noch dreihundert Nowigrader Kronen für mich, in bar. Für die Zusammenkunft auf Thanedd werde ich mindestens drei Kleider brauchen.«

»Was soll dir Bargeld? Ich gebe dir einen Bankscheck. Über fünfhundert. Die Preise für Importstoffe sind verdammt gestiegen, und du kleidest dich ja nicht in Wolle oder Leinen. Und wenn du etwas für dich oder für die künftige Adeptin in Aretusa brauchst, stehen dir meine Läden und Lager offen.«

»Danke. Welchen Zinssatz vereinbaren wir?«

Der Zwerg hob den Kopf. »Die Zinsen hast du der Familie Giancardi im Voraus bezahlt, Yennefer. Während des Pogroms in Vengerberg. Reden wir nicht mehr davon.«

»Ich mag solche Schulden nicht, Molnar.«

»Ich auch nicht. Aber ich bin Kaufmann, ein Geschäftszwerg. Ich weiß, was eine Verpflichtung ist. Ich kenne ihren Wert. Ich wiederhole, wir wollen nicht mehr davon reden. Worum du gebeten hast, kannst du als erledigt betrachten. Worum du nicht gebeten hast, auch.«

Yennefer hob die Brauen.

»Ein gewisser dir nahestehender Hexer« – Giancardi kicherte – »hat unlängst die Stadt Dorian besucht. Man hat mir berichtet, dass er dort bei einem Wucherer hundert Kronen aufgenommen hat. Der Wucherer arbeitet für mich. Ich werde diese Schuld tilgen, Yennefer.«

Die Zauberin warf Ciri einen Blick zu, verzog heftig den Mund. »Molnar«, sagte sie kalt, »steck deine Finger nicht zwischen Türen, an denen die Angeln kaputt sind. Ich bezweifle, dass er mich immer noch für nahestehend hält, und wenn er von dieser Begleichung der Schulden erfährt, wird er mich endgültig hassen. Du kennst ihn doch, er ist geradezu zwanghaft ehrpusselig. Ist es lange her, dass er in Dorian war?«

»An die zehn Tage. Dann wurde er in Klein Weidenhag gesehen. Von dort, wie mir berichtet wurde, ist er nach Hirundum geritten, weil er einen Auftrag von den Bauern dort hatte. Wie üblich, irgendein Ungeheuer zu erschlagen ...«

»Und dafür zahlt man ihm wie üblich ein paar Groschen«– Yennefers Stimme änderte sich ein wenig –, »die wie üblich gerade mal für seine Heilung ausreichen, wenn das Ungeheuer ihm zusetzt. Wie üblich. Wenn du wirklich etwas für mich tun willst, Molnar, dann schalte dich dort ein. Nimm Kontakt zu den Bauern in Hirundum auf und erhöhe die Belohnung. Damit er was zum Leben hat.«

»Wie üblich.« Giancardi lachte auf. »Und wenn er schließlich davon erfährt?«

Yennefer fixierte Ciri, die zuschaute und zuhörte, ohne auch nur Interesse für den *Physiologus* vorzutäuschen.

»Und von wem«, presste die Zauberin hervor,

»sollte er es erfahren?« Ciri senkte den Blick.

Der Zwerg lächelte vielsagend, strich sich über den Bart. »Bevor du dich nach Thanedd begibst, wirst du in Richtung Hirundum reisen? Rein zufällig natürlich?«

»Nein.« Die Zauberin wandte den Blick ab.

»Werde ich nicht. Wechseln wir das Thema, Molnar.«

Giancardi strich sich abermals über den Bart, schaute Ciri an. Ciri senkte den Kopf, räusperte sich und rutschte auf dem Sessel hin und her.

»Richtig«, sagte er. »Es ist Zeit, das Thema zu wechseln. Aber deine Schutzbefohlene langweilt sich sichtlich bei dem Buch ... und bei unserem Gespräch. Und das, was ich jetzt mit dir besprechen möchte, wird sie noch mehr langweilen, fürchte ich ... Das Schicksal der Welt, das Schicksal der Zwerge dieser Welt, das Schicksal ihrer Banken, was ist das für ein langweiliges Thema für junge Mädchen, künftige Absolventinnen von Aretusa ... Lass sie ein wenig unter deinen Fittichen hervor, Yennefer. Soll sie durch die Stadt spazieren ...«

»Oh ja!«, rief Ciri.

Die Zauberin entrüstete sich und wollte schon den Mund zum Widerspruch öffnen, besann sich jedoch plötzlich eines anderen. Ciri war sich dessen nicht sicher, doch sie hatte den Eindruck, dass bei der Entscheidung ein kaum merkliches Augenzwinkern eine Rolle spielte, welches den Vorschlag des Bankiers begleitet hatte.

»Soll sich das Mädchen die Sehenswürdigkeiten der uralten Stadt Gors Velen anschauen«, fügte Giancardi mit breitem Lächeln hinzu. »Ihr gebührt ein wenig Freiheit vor ... Aretusa. Und wir beide werden uns noch über gewisse ... hmm, persönliche Dinge unterhalten. Nein, ich meine nicht, dass das Mädchen allein gehen soll, obwohl das eine sichere Stadt ist. Ich werde ihr einen Gefährten und Beschützer mitgeben. Einen von meinen jüngeren Angestellten ...«

»Entschuldige, Molnar« – Yennefer erwiderte das Lächeln nicht –, »aber ich habe nicht den Eindruck, dass heutzutage, selbst in einer sicheren Stadt, die Begleitung eines Zwerges ...«

»Es ist mir nicht einmal in den Sinn gekommen«, verwahrte sich Giancardi, »dass es ein Zwerg sein sollte. Der Angestellte, von dem ich spreche, ist der Sohn eines geachteten Kaufmanns, ein Mensch von vorn und hinten, sozusagen. Dachtest du, ich beschäftige hier nur Zwerge? He, Wilfli! Ruf mir den Fabio her, hurtig!«

»Ciri ...« Die Zauberin trat zu ihr hin, beugte sich ein wenig herab. »Aber ohne Dummheiten, damit ich mich nicht schämen muss. Und vor dem Angestellten verplapperst du dich nicht, verstehst du? Versprich mir, dass du darauf achten wirst, was du tust und sagst. Nicke nicht. Versprechen macht man laut.«

»Ich verspreche es, Frau Yennefer.«

»Wirf ab und zu auch einen Blick auf die Sonne. Zu Mittag kommst du zurück. Pünktlich. Und wenn ... Nein, ich glaube nicht, dass jemand dich erkennt. Aber wenn du bemerkst, dass dich jemand zu eingehend anschaut ...«

Die Zauberin griff in ihre Tasche, holte einen kleinen, runenbedeckten Chrysopras hervor, der in Form einer Sanduhr geschliffen war.

»Steck das in die Tasche. Verlier es nicht. Bei Bedarf ... Den Spruch weißt du noch? Aber diskret, die Aktivierung erzeugt ein starkes Echo, und das Amulett sendet Wellen aus. Wenn in der Nähe jemand wäre, der für Magie empfänglich ist, würdest du dich offenbaren, statt dich zu tarnen. Ach, und nimm noch das ... Falls du dir etwas kaufen willst.«

»Danke, Frau Yennefer.« Ciri legte Amulett und Münzen in ihre Tasche und betrachtete neugierig den Burschen, der ins Kontor gelaufen kam. Der junge Mann hatte Sommersprossen,dasgewellte kastanienbraune Haar fiel ihm auf den hohen Kragen der grauen Uniform, wie sie die kaufmännischen Angestellten der Bank trugen.

»Fabio Sachs«, stellte Giancardi vor. Der junge Mann verbeugte sich höflich.

»Fabio, das ist Frau Yennefer, unser geehrter Gast und unsere geschätzte Klientin. Und dieses Fräulein, ihre Schutzbefohlene, hat den Wunsch, die Stadt zu besuchen. Du wirst sie begleiten, ihr als Führer und Beschützer dienen.«

Der junge Mann verneigte sich erneut, diesmal deutlich zu Ciri hin.

»Ciri«, sagte Yennefer kalt, »steh bitte auf.«

Sie stand auf, ein wenig verwundert, denn sie kannte die Sitten gut genug, um zu wissen, dass das nicht verlangt wurde. Doch augenblicks verstand sie. Der Angestellte sah tatsächlich gleichaltrig mit ihr aus, doch er war einen Kopf kleiner.

»Molnar«, sagte die Zauberin. »Wer soll hier wen beschützen? Konntest du für diese Aufgabe nicht jemanden mit gewichtigeren Abmessungen einteilen?«

Der junge Mann wurde rot und schaute den Prinzipal fragend an. Giancardi nickte zustimmend. Der Angestellte verbeugte sich abermals.

»Gnädige Dame«, sagte er fließend und ohne jede Verlegenheit. »Ich mag nicht besonders groß sein, doch man kann sich auf mich verlassen. Ich kenne die Stadt gut, die Vorstädte und die ganze Gegend. Ich werde dieses Fräulein beschützen, so gut ich nur kann. Und wenn ich, Fabio Sachs junior, der Sohn des Fabio Sachs, etwas tue, so gut ich nur kann, dann ... Dann kann sich so mancher Größere nicht mit mir messen.«

Yennefer betrachtete ihn einen Moment lang, dann wandte sie sich dem Bankier zu.

»Gratuliere, Molnar«, sagte sie. »Du verstehst es, Mitarbeiter auszuwählen. Du wirst in Zukunft Freude an deinem jüngsten Angestellten haben. In der Tat, Erz von hoher Güte klingt, wenn man dagegenschlägt. Ciri, ich vertraue dich zuversichtlich der Obhut von Fabio, dem Sohn Fabios an, denn das ist ein ernsthafter und vertrauenswürdiger Mann.«

Der Bursche wurde rot bis in die Haarwurzeln. Ciri spürte, wie sie ebenfalls errötete.

»Fabio.« Der Zwerg öffnete eine Schatulle, wühlte in dem klirrenden Inhalt. »Hier hast du einen halben Nobel und drei ... und zwei Fünfer. Für den Fall, dass das Fräulein irgendeinen Wunsch hat. Wenn sie keinen hat, bringst du das Geld wieder. Na, ihr könnt gehen.«

»Zu Mittag, Ciri«, erinnerte Yennefer.

»Keinen Augenblick später.«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Ich heiße Fabio«, sagte der Bursche, als sie die Treppe hinabgingen und auf die belebte Straße traten. »Und dich nennt man Ciri, ja?«

»Ja.«

»Was willst du in Gors Velen besuchen, Ciri?

Die Hauptstraße? Die Goldschmiedegasse? Den Seehafen? Oder vielleicht den Jahrmarkt?«

»Alles.«

»Hm«, sagte der junge Mann bekümmert.

»Wir haben nur bis Mittag Zeit ... Am besten wird es sein, wenn wir auf den Markt gehen. Heute ist Markttag, man kann dort eine Menge interessante Dinge sehen! Aber vorher gehen wir auf die Mauer, von wo aus man die ganze Bucht und die berühmte Insel Thanedd sieht. Was hältst du davon?«

»Gehen wir.«

Die Straße entlang fuhren knarrende Wagen, trotteten Pferde und Ochsen, Böttcher rollten Fässer, überall herrschten Lärm und Eile. Ciri war von dem Verkehr und dem Gebrüll ein wenig benommen – sie trat ungeschickt neben den hölzernen Bürgersteig und geriet bis zum Knöchel in Morast und Unrat. Fabio wollte sie unterfassen, doch sie riss sich los. »Ich kann selber gehen!«

»Hmm ... Na ja. Hier, wo wir sind, ist die Hauptstraße der Stadt. Sie heißt Kardo und verbindet beide Tore, das Haupttor und das Seetor. Dort drüben geht es zum Rathaus. Siehst du den Turm mit dem goldenen Wetterhahn? Genau das ist das Rathaus. Und dort, wo das bunte Schild hängt, ist der Gasthof ›Zum aufgeschnürten Korsett‹. Aber dort, hmm ... dort gehen wir nicht hin. Wir gehen, ah, dorthin, nehmen die Abkürzung über den Fischmarkt, der in der Ringstraße ist.«

Sie bogen in eine Gasse ab und kamen auf einem kleinen Platz heraus, der zwischen Häuserwänden eingezwängt war. Der Platz war voller Stände, Fässer und Bottiche, aus denen starker Fischgeruch drang. Es war ein lebhafter und geräuschvoller Handel im Gange, Verkäufer und Käufer bemühten sich, die in der Höhe kreisenden Möwen zu überschreien. An der Mauer saßen Katzen, die so taten, als interessierten sie die Fische überhaupt nicht.

»Deine Herrin«, sagte Fabio plötzlich, während er zwischen den Ständen lavierte, »ist sehr streng.«

»Ich weiß.«

»Sie ist nicht eng mit dir verwandt, nicht wahr? Das sieht man gleich!«

»Ja? Woran denn?«

»Sie ist sehr schön«, sagte Fabio mit der grausamen, entwaffnenden Offenheit eines jungen Mannes.

Ciri drehte sich wie eine Sprungfeder um, doch ehe sie dazu kam, Fabio mit einer Bosheit bezüglich seiner Sommersprossen und seines kleinen Wuchses zu antworten, hatte der Bursche sie schon zwischen die Wagen, Fässer und Stände gezogen, wobei er erklärte, dass die Befestigungsanlage, die sich über dem Platz erhob, Diebesbastei genannt wurde, dass die zu ihrem Bau verwendeten Steine vom Meeresgrund stammten und dass die darunter wachsenden Bäume Platanen hießen.

»Du bist schrecklich wortkarg, Ciri«, stellte er plötzlich fest.

»Ich?« Sie täuschte Verwunderung vor.

»Nichts dergleichen! Ich höre einfach aufmerksam zu, was du sagst. Du erzählst sehr interessant, weißt du? Gerade wollte ich dich fragen ...«

»Ich höre, frag.«

»Ist es weit von hier zu ... zu der Stadt Aretusa?«

»Überhaupt nicht! Denn Aretusa ist gar keine Stadt. Gehen wir auf die Mauer, ich zeig’s dir. Dort ist die Treppe.«

Die Mauer war hoch und die Treppe steil. Fabio kam ins Schwitzen und außer Atem, kein Wunder, denn er redete die ganze Zeit. Ciri erfuhr, dass die Mauer, die Gors Velen umgab, erst vor kurzem errichtet worden war, viel später als die Stadt selbst, die noch die Elfen erbaut hatten, dass sie fünfunddreißig Fuß hoch und eine sogenannte Kasemattenmauer war, aus behauenem Stein und ungebrannten Ziegeln, denn dieses Material hielt Rammbockstößen besser stand.

Oben empfing und umwehte sie eine erfrischende Brise vom Meer her. Nach der dicken, unbeweglichen Luft in der Stadt atmete Ciri den Wind mit Freuden ein. Sie stützte die Ellenbogen auf die Mauerbrüstung, schaute auf den Hafen hinab, der bunt war von Segeln.

»Was ist das, Fabio? Dieser Berg?«

»Die Insel Thanedd.«

Die Insel schien sehr nahe zu sein. Und sie ähnelte in keiner Weise einer Insel. Sie sah wie eine in den Meeresboden gerammte riesige Steinsäule aus, eine große Zikkurat, umringt von einer sich spiralförmig windenden Straße, von im Zickzack laufenden Treppen und von Terrassen. Auf den Terrassen grünten Haine und Gärten, aus dem Grün aber, wie Schwalbennester an die Felsen geklebt, ragten schlanke weiße Türme und geschmückte Kuppeln, die sich über von Galerien umgebenen Gebäuden erhoben. Diese Gebäude wirkten überhaupt nicht gebaut. Sie schienen aus den Hängen jenes dem Meer entwachsenen Berges gemeißelt zu sein.

»Das alles haben die Elfen gebaut«, erklärte Fabio. »Es heißt, mit Hilfe von Elfenmagie. Doch seit unvordenklichen Zeiten gehört Thanedd den Zauberern. Nicht weit von der Spitze, dort, wo diese glänzenden Kuppeln sind, befindet sich der Palast Garstang. Dort beginnt in ein paar Tagen die große Zusammenkunft der Magier. Und dort, schau, ganz oben, dieser hohe einsame Turm mit den Zinnen, das ist der Tor Lara, der Möwenturm.«

»Kommt man zu Lande dorthin? Es ist ja ganz nahe.«

»Ja. Es gibt eine Brücke, die das Ufer der Bucht mit der Insel verbindet. Wir sehen sie nicht, weil die Bäume sie verdecken. Siehst du die roten Dächer am Fuße des Berges? Das ist der Palast Loxia. Dorthin führt die Brücke. Nur durch Loxia gelangt man auf die Straße, die zu den oberen Terrassen führt ...«

»Und dort, wo diese hübschen Galerien und kleinen Brücken sind? Und Gärten? Wie sich das an der Felswand hält, dass es nicht herunterfällt ... Was ist das für ein Palast?«

»Das ist eben Aretusa, wonach du gefragt hast. Dort befindet sich die berühmte Schule für junge Zauberinnen.«

»Ach ...« Ciri leckte sich die Lippen. »Dort ist das also ... Fabio?«

»Ja?«

»Siehst du manchmal die jungen Zauberinnen, die in dieser Schule lernen? In diesem Aretusa?«

Der Bursche schaute sie an, sichtlich verwundert. »Niemals! Niemand bekommt sie zu sehen! Sie dürfen die Insel nicht verlassen, nicht in die Stadt kommen. Und auf das Gebiet der Schule hat niemand Zutritt. Sogar der Burggraf und der Gerichtsdiener können, wenn sie etwas mit den Zauberinnen zu klären haben, nur bis nach Loxia gehen. Auf die unterste Ebene.«

»Das dachte ich mir.« Ciri nickte, den Blick auf die glänzenden Dächer von Aretusa gerichtet. »Das ist keine Schule, sondern ein Gefängnis. Auf einer Insel, an einem Felsen, überm Abgrund. Ein Gefängnis, und basta.«

»Ein wenig schon«, gab Fabio nach kurzem Überlegen zu. »Dort kommt man wirklich schwer heraus ... Aber nein, es ist nicht wie in einem Gefängnis. Die Adeptinnen sind doch junge Mädchen. Man muss sie behüten ...«

»Wovor?«

»Na ...«, stotterte der Bursche. »Du weißt doch ...«

»Ich weiß nicht.«

»Hmm ... Ich denke ... Ach, Ciri, es schließt sie ja niemand mit Gewalt in der Schule ein. Sie wollen selber ...«

»Klar doch.« Ciri lächelte schelmisch. »Wenn sie wollen, dann sitzen sie in diesem Gefängnis. Wenn sie nicht wollen würden, hätten sie sich nicht dort einschließen lassen. Das ist überhaupt keine Kunst, man muss nur rechtzeitig das Weite suchen. Noch ehe man sich dort befindet, denn danach kann es schwierig werden ...«

»Wie das? Fliehen? Und wohin sollten sie ...«

»Sie«, unterbrach sie ihn, »wussten sicherlich nicht wohin, die Ärmsten. Fabio? Wo liegt die Stadt ... Hirundum?«

Der Bursche betrachtete sie überrascht.

»Hirundum ist keine Stadt«, sagte er. »Das ist ein großes Gut. Es gibt dort Gärten, die Gemüse und Obst für alle Städte in der Umgebung liefern. Es gibt da auch Teiche, in denen Karpfen und andere Fische gehalten werden ...«

»Wie weit ist es von hier nach diesem Hirundum? In welche Richtung? Zeig es mir.«

»Und wozu willst du das wissen?«

»Zeig es mir, bitte.«

»Siehst du diese Straße, die nach Westen führt? Dort, wo die Wagen sind? Die fahren gerade nach Hirundum. Es sind so an die fünfzehn Meilen, die ganze Zeit durch Wald.«

»Fünfzehn Meilen«, wiederholte Ciri. »Nicht weit, wenn man ein gutes Pferd hat ... Dank dir, Fabio.«

»Wofür dankst du mir?«

»Unwichtig. Jetzt führ mich zum Markt. Du hast es versprochen.«

»Gehen wir.«

Ein solches Gedränge und solchen Tumult wie auf dem Markt von Gors Velen hatte Ciri noch nirgends erlebt. Der laute Fischmarkt, über den sie unlängst gegangen waren, wirkte dagegen wie ein stiller Tempel. Der Platz war wahrlich gigantisch, und trotzdem hatte sie den Eindruck, dass sie höchstens von weitem einen Blick darauf werfen könnten, denn einen Fuß auf den Marktplatz zu setzen, schien nicht einmal im Traum möglich zu sein. Fabio stürzte sich jedoch kühn in die zusammengeballte Menge und zog Ciri an der Hand mit. Ciri wurde sogleich schwindlig.

Die Verkäufer schrien sich die Seele aus dem Leib, die Käufer noch lauter, im Gedränge verlorene Kinder heulten und jammerten. Rindvieh brüllte, Schafe blökten, Geflügel schnatterte und krähte. Zwergenhandwerker hieben verbissen mit Hämmern auf Bleche, und wenn sie damit aufhörten, um sich zu betrinken, begannen sie unflätig zu fluchen. Von mehreren Stellen des Platzes ertönten Pfeifen, Lauten und Zimbeln, anscheinend spielten da Vaganten und Musiker auf. Zu allem Überfluss blies jemand, der inmitten des Getümmels unsichtbar blieb, unablässig in eine Messingposaune. Das war unverkennbar kein Musiker.

Ciri sprang vor einem direkt auf sie zurennenden, durchdringend quiekenden Schwein beiseite und stieß gegen Käfige mit Hühnern. Sie wurde angerempelt und trat auf etwas Weiches, das miaute. Sie sprang zurück und wäre beinahe einem großen, stinkenden, hässlichen und bedrohlichen Vieh unter die Hufe geraten, das mit seinen struppigen Flanken die Leute auseinanderdrängte.

»Was war das?«, ächzte sie, während sie um ihr Gleichgewicht rang. »Fabio?«

»Ein Kamel. Hab keine Angst.«

»Ich habe keine Angst! Das fehlte noch!«

Sie blickte sich neugierig um. Sie schaute den Halblingen bei der Arbeit zu, die unter den Augen des Publikums schmucke Weinschläuche aus Ziegenleder herstellten, begeisterte sich für die schönen Puppen, die ein Halbelfenpaar an einem Stand feilbot. Sie betrachtete die Erzeugnisse aus Malachit und Jaspis, die ein mürrischer und brummiger Gnom zum Verkauf anbot. Mit Interesse und Kennerblick musterte sie die Schwerter am Stande eines Waffenschmieds. Sie sah Mädchen zu, die Weidenkörbe flochten, und kam zu dem Schluss, dass es nichts Schlimmeres als Arbeit gebe.

Das Blasen auf der Posaune hörte auf. Vermutlich hatte man den Bläser erschlagen.

»Was riecht denn hier so lecker?«

»Krapfen.« Fabio klopfte auf den Geldbeutel.

»Hast du den Wunsch, einen zu essen?«

»Ich habe den Wunsch, zwei zu essen.«

Der Verkäufer reichte ihnen drei Krapfen, nahm den Fünfer und gab ein paar Kupfermünzen heraus, von denen er eine in der Mitte durchbrach. Ciri, die allmählich ihre Fassung zurückgewann, schaute ihm zu, während sie gierig den ersten Krapfen verschlang.

»Wozu tut er das?«, fragte sie, während sie sich über den zweiten hermachte.

»Weil« – Fabio schluckte seinen Krapfen hinunter – »es keine kleineren Münzen als den Groschen gibt. Werden dort, wo du herkommst, keine halben Groschen verwendet?«

»Nein.« Ciri leckte sich die Finger ab. »Dort, wo ich herkomme, wurden goldene Dukaten verwendet. Außerdem war das ganze Durchbrechen sinnlos und unnötig.«

»Warum?«

»Weil ich den Wunsch habe, noch einen dritten Krapfen zu essen.«

Die mit Pflaumenmus gefüllten Krapfen begannen wie ein überaus wundersames Elixier zu wirken. Ciris Stimmung hellte sich auf, und das Gewimmel auf dem Platz stieß sie nicht mehr ab, sondern begann ihr sogar zu gefallen. Sie ließ sich nicht länger von Fabio mitziehen, sondern zog ihn ihrerseits ins dichteste Gedränge, zu einer Stelle, wo jemand auf einer aus Fässern improvisierten Tribüne eine Rede hielt. Der Redner war ein Dickwanst im vorgerückten Alter. An dem kahlgeschorenen Kopf und der braunen Kutte erkannte Ciri ihn als wandernden Priester. Sie hatte solche schon gesehen, gelegentlich besuchten welche den Tempel der Melitele in Ellander. Mutter Nenneke nannte sie niemals anders als »diese fanatischen Dummköpfe«.

»Es gibt nur ein Recht auf der Welt!«, brüllte der dicke Priester. »Das göttliche Recht! Die ganze Natur unterliegt diesem Recht, die ganze Erde und alles, was auf dieser Erde lebt! Zauberei aber und Magie sind diesem Recht zuwider! Darum sind die Zauberer verflucht, und bald kommt der Tag des Zorns, an dem das himmlische Feuer ihre unflätige Insel vernichten wird! Dann werden die Mauern von Loxia, Aretusa und Garstang einstürzen, hinter denen sich diese Gottlosen gerade versammeln, um ihre Ränke zu schmieden! Einstürzen werden diese Mauern ...«

»Und wir werden sie, verdammich, neu bauen müssen«, murmelte ein neben Ciri stehender Handwerksgeselle in einem kalkbeschmierten Kittel.

»Ichbeschwöreeuch,ihrgutenund gottesfürchtigen Leute«, schrie der Priester,

»glaubt nicht den Zauberern, wendet euch weder um Rat an sie noch mit einer Bitte! Lasst euch weder von ihrer schönen Gestalt irreführen noch von ihrer glatten Rede, denn wahrlich sage ich euch, dass diese Zauberer sind wie geweißte Gräber, von außen schön, innen jedoch voller Fäulnis und morscher Knochen!«

»Schaut ihn euch an«, sagte eine junge Frau mit einem Korb voll Mohrrüben, »was er für große Reden schwingt. Kläfft die Magier an, weil er neidisch auf sie ist, weiter nichts.«

»Klar«, stimmte ihr der Maurer zu. »Ihm selber, schaut doch, ist der Kopf kahl wie’n Ei geworden, und der Wanst hängt ihm bis zu den Knien runter. Aber die Zauberer sind stattlich, sie werden weder dick noch kahl ... Und die Zauberinnen, ha, die Schönheit selber ...«

»Weil sie für diese Schönheit ihre Seele dem Teufel verkauft haben!«, schrie ein untersetzter Typ mit einem Schusterhammer hinterm Gürtel.

»Bist ’n Trottel, Stiefelknecht. Wenn nicht die guten Fräuleins von Aretusa wären, hättest du längst dein Ränzlein schnüren müssen! Ihnen verdankst du, dass du was zu beißen hast!«

Fabio zog Ciri am Ärmel, sie tauchten abermals in die Menge ein, die sie auf die Mitte des Platzes zutrug. Sie hörten eine Trommel dröhnen und laute Rufe, die Stille forderten. Die Menge dachte gar nicht daran, still zu sein, doch den Ausrufer auf dem hölzernen Podest störte das keineswegs. Er hatte eine laute, klangvolle Stimme und verstand sich ihrer zu bedienen.

»Es wird kundgetan«, schrie er, während er ein Pergament entrollte, »dass Hugo Ansbach, Halbling von Geburt, in die Acht getan ist, denn er hat den verbrecherischen Elfen, so sich Eichhörnchen nennen, in seinem Hause Unterschlupf und Nahrung gewährt. Ebenso geächtet ist Justin Ingvar, der Schmied, von Geburt Zwerg, der für jene Verworfenen Pfeilspitzen geschmiedet hat. Daher hat der Burggraf angeordnet, dass nach beiden gefahndet werden soll. Wer sie fängt, der erhält fünfzig Kronen Belohnung. Wer ihnen aber Nahrung oder Unterkunft bietet, wird als ihr Spießgeselle behandelt werden und die gleiche Strafe erleiden. Wenn sie jedoch in einem Weiler oder einem Dorfe ergriffen werden, soll der ganze Weiler oder das ganze Dorf zur Rechenschaft gezogen werden ...«

»Wer würde denn«, rief jemand aus der Menge, »einem Halbling Unterschlupf geben! Auf denen ihren Farmen sollen sie suchen, und wenn sie ihn finden, dann ab in den Knast mit allen diesen Nichtmenschen!«

»An den Galgen, nicht in den Knast!«

Der Ausrufer begann, weitere Bekanntmachungen des Burggrafen und des Rates der Stadt zu verlesen, doch Ciri verlor das Interesse. Sie hatte gerade vor, sich aus der Menge zu lösen, als sie plötzlich auf dem Hinterteil eine Hand fühlte. Eine absolut nicht zufällige Hand, dreist und geschickt.

Das Gedränge, hätte man meinen sollen, machte es unmöglich, sich umzudrehen, doch Ciri hatte in Kaer Morhen gelernt, wie man sich an Stellen bewegt, wo man sich kaum bewegen kann. Sie drehte sich um, was einige Verwirrung auslöste. Der direkt hinter ihr stehende junge Priester mit dem kahlgeschorenen Kopf lächelte arrogant und geübt. Na und, sagte dieses Lächeln, was machst du jetzt? Du wirst hübsch erröten, und damit gut, nicht wahr?

Der Priester hatte offensichtlich noch nie mit einer Schülerin Yennefers zu tun gehabt.

»Pfoten weg, du kahlköpfiger Blödmann!«, explodierte Ciri, vor Wut blass geworden.

»Fass dir an den eigenen Hintern, du ... du geweißtes Grab!!!«

Sie hatte vor, sich die Tatsache zunutze zu machen, dass sich der in der Menge eingezwängte Priester nicht rühren konnte, und ihm einen Fußtritt zu versetzen, doch das verhinderte Fabio, der sie rasch von dem Priester und dem Ort des Geschehens wegzog. Als er sah, dass sie vor Zorn geradezu zitterte, beruhigte er sie, indem er ein paar mit Puderzucker bestreute Kartoffelpuffer spendierte, bei deren Anblick Ciri den Zwischenfall augenblicklich vergaß. Sie blieben an dem Stand stehen, an einer Stelle, von wo aus sie das Schafott mit dem Pranger sehen konnten. Am Pranger stand jedoch kein Übeltäter, und das Schafott selbst war mit Blumengirlanden geschmückt und diente einer Gruppe von wie Papageien herausgeputzten Musikanten, die auf Lauten drauflosklampften und auf Dudelsäcken und Pfeifen spielten. Ein junges schwarzhaariges Mädchen in einem flitterbesetzten ärmellosen Jäckchen sang und tanzte, wobei sie ein kleines Tambourin schüttelte und fröhlich mit den Stiefelchen stampfte.

*Ging ’ne Zaubrin durch den Wald, bissen sie die Schlangen;*

*klar, sie lebt – die Schlangen sind alle draufgegangen!*

Die ums Schafott versammelte Menge lachte sich scheckig und klatschte den Rhythmus. Der Kartoffelpuffer-Verkäufer warf die nächste Portion ins siedende Öl. Fabio leckte sich die Finger ab und zog Ciri am Ärmel.

Die Stände nahmen kein Ende, und überall wurde etwas Schmackhaftes angeboten. Sie aßen jeder noch ein Cremetörtchen, dann zu zweit einen kleinen geräucherten Aal und als Nachspeise etwas sehr Seltsames, Geröstetes, das auf ein Stäbchen gespießt war. Später blieben sie bei Fässern mit Sauerkraut stehen und taten so, als ob sie probierten, um eine größere Menge zu kaufen. Als sie dann gingen, ohne etwas gekauft zu haben, nannte die Verkäuferin sie Hosenscheißer.

Sie gingen weiter. Für den Rest des Geldes erwarb Fabio ein Körbchen mit Bergamotte- Birnen. Ciri schaute zum Himmel, entschied jedoch, es sei noch nicht Mittag.

»Fabio? Was sind das für Zelte und Buden, dort an der Mauer?«

»Verschiedene Belustigungen. Willst du es sehen?«

»Ja.«

Vor dem ersten Zelt standen ausschließlich Männer, die vor Erregung von einem Fuß auf den anderen traten. Aus dem Inneren drangen Flötenklänge.

»Die schwarzhäutige Leila ...«, las Ciri mit Mühe die krakelige Aufschrift auf einer Plane,

»verrät beim Tanz alle Geheimnisse ihres Körpers ...« Irgendein Unsinn! Was denn für Geheimnisse ...

»Gehen wir weiter, gehen wir weiter«, drängte Fabio, ein wenig rot geworden. »Oh, schau, das ist interessant. Hier empfängt eine Wahrsagerin, die die Zukunft vorhersagt. Ich habe noch genau zwei Groschen, das genügt ...«

»Schade um das Geld«, fauchte Ciri. »Das ist mir vielleicht eine Weissagung, für zwei Groschen! Um weiszusagen, muss man eine Seherin sein. Das ist ein großes Talent. Sogar unter den Zauberinnen hat höchstens eine von hundert solche Fähigkeiten ...«

»Meiner ältesten Schwester«, warf der junge Mann ein, »hat eine Wahrsagerin prophezeit, dass sie heiraten würde, und es ist eingetroffen. Zieh keinen Flunsch, Ciri.

Komm, wir wollen uns wahrsagen lassen ...«

»Ich will nicht heiraten. Ich will keine Weissagungen. Es ist heiß, und in diesem Zelt stinkt es nach Weihrauch, ich gehe da nicht hinein. Wenn du willst, geh allein, ich warte hier. Ich weiß nur nicht, was soll dir eine Weissagung? Was möchtest du wissen?«

»Na ...«, begann Fabio zu stottern. »Am meisten, das ... Ob ich reisen werde. Ich möchte gern auf Reisen gehen. Die ganze Welt sehen ...«

Wird er, dachte Ciri plötzlich und spürte, wie es sich ihr im Kopf drehte. Er wird auf großen weißen Segelschiffen fahren ... Weltgegenden erreichen, die niemals jemand vor ihm gesehen hat ... Fabio Sachs, der Entdecker ... Seinen Namen erhält ein Vorgebirge, der Rand eines Kontinents, der heute noch keinen Namen hat. Im Alter von vierundfünfzig Jahren, verheiratet, Vater von einem Sohn und drei Töchtern, wird er fern von Zuhause und seinen Nächsten sterben, an einer Krankheit, die heute noch keinen Namen hat ...

»Ciri! Was hast du?«

Sie wischte sich mit der Hand übers Gesicht. Sie hatte den Eindruck, als tauche sie aus Wasser empor, vom Grunde eines tiefen, eiskalten Sees an die Oberfläche.

»Es ist nichts ...«, murmelte sie, während sie um sich blickte und wieder zu sich kam. »Mir ist schwindlig geworden ... Das liegt an dieser Hitze. Und an dem Weihrauch aus dem Zelt ...«

»Eher wohl an dem Sauerkraut«, sagte Fabio ernsthaft. »Wir hätten nicht so viel essen sollen. Mir geht es auch im Bauche um.«

»Ich habe nichts!« Ciri hob keck den Kopf und fühlte sich tatsächlich besser. Die Gedanken, die ihr durch den Kopf gewirbelt waren, verwehten, sanken in Vergessenheit. »Komm, Fabio. Lass uns weitergehen.«

»Willst du eine Birne?«

»Na klar.«

Bei der Mauer spielte eine Gruppe Halbwüchsiger um Geld Kreiseln. Den exakt mit der Schnur umwickelten Kreisel musste man mit einem geschickten Ruck, der an einen Peitschenhieb erinnerte, so in Drehbewegung versetzen, dass er auf den mit Kreide gezeichneten Feldern Kreise beschrieb. Ciri hatte beim Kreiseln die meisten Jungen von den Skellige-Inseln besiegt, auch sämtliche Adeptinnen im Tempel der Melitele übertroffen. Sie erwog schon, sich in das Spiel einzuschalten und den Taugenichtsen nicht nur die Kupfermünzen, sondern auch die geflickten Hosen abzunehmen, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich von lauten Rufen gefesselt wurde.

Ganz am Ende der Reihe von Zelten und Buden, an die Wand und die Steintreppe gezwängt, stand eine sonderbare halbrunde Absperrung aus Planen, die an klafterlangen Stangen aufgespannt waren. Zwischen zwei Pfosten befand sich ein Eingang, den ein hochgewachsener, pockennarbiger Mann in Steppjacke, gestreiften Hosen und Matrosenstiefeln versperrte. Vor ihm drängte sich eine Gruppe Leute. Nachdem sie dem Pockennarbigen ein paar Münzen in die Hand gedrückt hatten, verschwanden die Leute der Reihe nach hinter der Plane. Der Pockennarbige steckte das Geld in einen ansehnlichen Beutel, schüttelte ihn, dass es klingelte, und rief mit heiserer Stimme: »Zu mir, gute Leute! Zu mir! Ihr werdet mit eigenen Augen das schrecklichste Wesen sehen, das die Götter erschaffen haben! Furcht und Entsetzen! Ein lebendiger Basilisk, der giftige Schrecken der serrikanischen Wüsten, ein leibhaftiger Teufel, ein unersättlicher Menschenfresser! So ein Untier habt ihr noch nicht gesehen, ihr Leute! Eben erst gefangen und mit dem Schiff übers Meer gebracht!

Schaut ihn euch an, schaut euch mit eigenen Augen einen lebendigen, fürchterlichen Basilisken an, denn so etwas werdet ihr niemals und nirgends mehr zu sehen bekommen! Letzte Gelegenheit! Hier bei mir für nur drei Fünfer! Weiber mit Kind je zwei Fünfer!«

»Ha«, sagte Ciri, während sie Wespen von der Birne verscheuchte. »Ein Basilisk? Und lebendig? Den muss ich unbedingt sehen. Bis jetzt habe ich nur Stiche gesehen. Komm, Fabio.«

»Ich habe kein Geld mehr ...«

»Ich habe welches. Ich werde für dich bezahlen. Komm nur.«

»Es müssen sechs sein.« Der Pockennarbige schaute auf die Kupfermünzen, die sie ihm gegeben hatte. »Drei Fünfer pro Person. Billiger nur für Weiber mit Kind.«

»Er« – Ciri zeigte mit der Birne auf Fabio – »ist ein Kind. Und ich bin ein Weib.«

»Billiger nur für Weiber mit Kind auf dem Arm«, knurrte der Pockennarbige. »Also leg noch zwei Fünfer zu, schlaues Fräulein, oder verschwinde und lass die anderen vorbei. Beeilt euch, Leute! Es sind nur noch drei Plätze frei!«

Hinter der Absperrung aus Planen drängten sich Städter im Kreis um ein aus Brettern gezimmertes Podest, auf dem ein hölzerner, mit einem Teppich bedeckter Käfig stand. Nachdem er die letzten Zuschauer eingelassen hatte, sprang der Pockennarbige auf das Podest, nahm eine lange Stange und zog damit den Teppich weg. Aasgestank und ein unangenehmer Reptiliengeruch drangen heran. Die Zuschauer begannen zu flüstern und wichen ein wenig zurück.

»Daran tut ihr recht, gute Leute«, erklärte der Pockennarbige. »Nicht zu nahe, denn das ist gefährlich!«

In dem Käfig, der ihr sichtlich zu eng war, lag eine zusammengerollte Echse, von dunklen Schuppen mit seltsamer Zeichnung bedeckt. Als der Pockennarbige mit der Stange gegen den Käfig schlug, regte sich das Reptil, schurrte mit den Schuppen über die Gitterstäbe, reckte den langen Hals und begann durchdringend zu zischen, wobei es spitze weiße, kegelförmige Zähne sehen ließ, die sich stark gegen die fast schwarzen Schuppen rund ums Maul abhoben. Die Zuschauer stöhnten laut. Ein struppiges Hündchen auf den Armen einer Frau, anscheinend einer Verkäuferin, begann durchdringend zu jaulen.

»Passt gut auf, ihr guten Leute«, rief der Pockennarbige. »Und seid froh, dass in unserer Weltgegend keine solchen Untiere leben! Das ist ein grauenhafter Basilisk aus dem fernen Serrikanien! Geht nicht näher heran, geht nicht näher, denn obwohl er im Käfig eingesperrt ist, kann er euch schon mit seinem Atem vergiften!«

Ciri und Fabio hatten sich endlich durch den Ring von Zuschauern nach vorn gearbeitet.

»Der Basilisk«, fuhr der Pockennarbige auf dem Podest fort, wobei er sich auf die Stange stützte wie ein Wachsoldat auf die Hellebarde,

»ist die giftigste Bestie der Welt! Denn der Basilisk ist der König aller Schlangen! Wenn es mehr Basilisken gäbe, wäre diese Welt rettungslos verloren! Zum Glück ist das ein sehr seltenes Ungeheuer, denn es schlüpft aus einem Ei, welches ein Hahn gelegt hat. Und ihr wisst ja selber, ihr Leute, dass nicht jeder Hahn Eier legt, sondern nur ein Mistkerl, der wie eine Henne seinen Sterz einem anderen Hahn hinhält.«

Die Zuschauer reagierten mit einmütigem Gelächter auf diesen vorder- oder vielleicht eher hintergründigen Scherz. Nur Ciri lachte nicht, sie beobachtete die ganze Zeit aufmerksam das Geschöpf, das sich, von dem Lärm gereizt, wand, gegen die Gitterstäbe stieß und in sie biss, wobei es in der Enge vergeblich versuchte, die verletzten Flughäute zu entfalten.

»Das Ei, das solch ein Hahn gelegt hat, muss von hundertundeiner Giftschlange ausgebrütet werden! Und wenn aus dem Ei der Basilisk schlüpft ...«

»Das ist kein Basilisk«, stellte Ciri fest und biss in die Bergamotte.

Der Pockennarbige warf ihr einen scheelen Blick zu. »... wenn der Basilisk schlüpft, sage ich«, fuhr er fort, »dann frisst er alle Schlangen im Nest und verschluckt ihr Gift, doch es tut ihm gar keinen Schaden. Er selber aber füllt sich so mit Gift, dass er nicht nur mit dem Zahn töten kann, nicht einmal mit einer Berührung, sondern allein schon mit dem Atem! Und wenn ein Ritter zu Pferde es wagt und den Basilisken mit der Lanze durchbohrt, dann schießt das Gift den Schaft entlang und tötet augenblicklich zugleich Pferd und Ritter!«

»Das ist eine unwahre Unwahrheit«, sagte Ciri laut und spuckte einen Kern aus.

»Die allerwahrste Wahrheit!«, widersprach der Pockennarbige. »Er tötet sie, das Pferd und den Reiter!«

»Von wegen!«

»Still, Fräuleinchen!«, rief die Verkäuferin mit dem Hündchen. »Stör nicht! Wir wollen gucken und hören!«

»Ciri, hör auf«, flüsterte Fabio und stieß sie in die Seite. Ciri fauchte ihn an und langte in das Körbchen nach der nächsten Birne.

»Vor dem Basilisken« – der Pockennarbige hob die Stimme, um den im Publikum aufkommenden Lärm zu übertönen –, »sucht jedes Tier das Weite, sobald es nur sein Zischen hört. Jedes Tier, sogar ein Drache, was sage ich, sogar ein Krokodil, und ein Krokodil ist unglaublich schrecklich, wer eins gesehen hat, weiß das. Nur ein Tier fürchtet den Basilisken nicht, und das ist der Marder. Der Marder, wenn er das Ungeheuer in der Wüste sieht, rennt so schnell er kann in den Wald, dort sucht er ein Kraut, das er allein kennt, und frisst es. Dann schadet das Gift des Basilisken dem Marder nicht mehr, und er kann den Basilisken totbeißen.«

Ciri brach in Gelächter aus und imitierte mit den Lippen ein anhaltendes, überaus unanständiges Geräusch.

»He, Schlaubergerin!« Der Pockennarbige verlor die Geduld. »Wenn dir etwas nicht passt, dann geh raus! Niemand zwingt dich, zuzuhören und den Basilisken anzuschauen!«

»Das ist überhaupt kein Basilisk.«

»Ach so? Und was ist es dann, Fräulein Schlaubergerin?«

»Eine Wiewerne«, stellte Ciri fest, warf den Birnengriebs fort und leckte sich die Finger ab.

»Eine gewöhnliche Wiewerne. Jung, nicht besonders groß, ausgehungert und schmutzig. Aber eine Wiewerne, weiter nichts. In der Älteren Rede: Wyvern.«

»Oh, schaut nur!«, brüllte der Pockennarbige.

»Was für eine Kluge und Gelehrte wir da erwischt haben! Halt die Klappe, sonst ...«

»Oha«, ließ sich ein blonder junger Mann mit einem Samtbarett und dem wappenlosen Wams eines Knappen vernehmen, der ein zierliches, blässliches Mädchen in einem aprikosenfarbenen Kleid untergefasst hielt.

»Gemach, Herr Tierfänger! Droht keiner edlen Dame, sonst bekommt Ihr womöglich mein Schwert zu schmecken. Zumal mir hier etwas nach Betrug zu riechen scheint!«

»Was für Betrug, junger Herr Ritter?« Der Pockennarbige schluckte. »Sie lügt, die Rotz ... Ich wollte sagen, das edelgeborene Fräulein irrt sich! Das ist ein Basilisk!«

»Es ist eine Wiewerne«, wiederholte Ciri.

»Was denn für eine Werne! Ein Basilisk! Seht doch, wie fürchterlich er ist, wie er zischt, wie er am Käfig beißt! Was er für Zähne hat! Zähne, sag ich euch, hat der wie ...«

»Wie eine Wiewerne.« Ciri zog eine Grimasse.

»Wenn du die Weisheit mit Löffeln gefressen hast« – der Pockennarbige durchbohrte sie mit einem Blick, dessen sich ein echter Basilisk nicht geschämt hätte –, »dann geh doch näher hin! Tritt ran, dass er dich anhaucht! Und gleich werden alle sehen, wie du die Hufe hochreißt, wenn du vom Gift blau anläufst! Na, geh doch!«

»Bitte sehr.« Ciri riss sich von Fabio los und trat einen Schritt vor.

»Das erlaube ich nicht!«, rief der blonde Knappe, verließ seine aprikosenfarbene Begleiterin und vertrat Ciri den Weg. »Das kann nicht sein! Du setzt dich zu großer Gefahr aus, liebe Dame!«

Ciri, die noch nie jemand so angesprochen hatte, errötete leicht, schaute den jungen Mann an und klimperte mit den Wimpern auf die Art, die sie an dem Schreiber Jarre vielfach erprobt hatte. »Es besteht keinerlei Risiko, edler Ritter.« Sie lächelte verführerisch, entgegen den Warnungen Yennefers, die sie oft genug an das Sprichwort erinnert hatte, dass man am vielen Lachen den Narren erkennt. »Mir wird nichts geschehen. Dieser angeblich giftige Atem ist ein Schwindel.«

»Ich würde trotzdem lieber« – der junge Mann legte die Hand auf den Schwertknauf – »an deiner Seite sein. Zu Schutz und Verteidigung ... Erlaubst du es?«

»Ich erlaube es.« Ciri wusste nicht, warum ihr der wütende Gesichtsausdruck des aprikosenfarbenen Fräuleins so angenehm war.

»Ich bin es, der sie beschützt und verteidigt!« Fabio warf den Kopf zurück und blickte den Knappen herausfordernd an. »Und ich gehe auch mit ihr!«

»Meine Herren.« Ciri plusterte sich auf und reckte die Nase hoch. »Etwas mehr Würde. Drängelt euch nicht. Es reicht für alle.«

Der Ring von Zuschauern begann zu wogen und zu murmeln, als sie sich mutig dem Käfig näherte, wobei sie den Atem der beiden Burschen beinahe im Nacken spürte. Die Wiewerne zischte wütend und warf sich hin und her, Reptiliengeruch schlug Ciri in die Nase. Fabio schnaufte vernehmlich, doch Ciri wich nicht zurück. Sie ging noch näher heran und streckte die Hand aus, dass sie fast den Käfig berührte. Das Ungeheuer warf sich gegen die Gitterstäbe, biss auf sie ein. Wieder wogte die Menge, jemand schrie auf.

»Na, und?« Ciri wandte sich um, stemmte stolz die Hände in die Hüften. »Bin ich gestorben? Hat mich dieses angeblich giftige Geschöpf vergiftet? Wenn das ein Basilisk ist, dann bin ich ...«

Sie verstummte, als sie bemerkte, wie der Knappe und Fabio plötzlich erbleichten. Sie drehte sich blitzschnell um und sah, wie sich unter dem Ansturm der wütenden Echse zwei Gitterstäbe lösten und rostige Nägel aus dem Rahmen rissen.

»Flieht!«, schrie sie aus voller Kehle. »Der Käfig birst!«

Die Zuschauer stürzten schreiend zum Ausgang. Ein paar versuchten, durch die Plane zu brechen, verstrickten aber nur sich selbst und andere darin, warfen alles durcheinander, bildeten ein wimmelndes Knäuel. Der Knappe packte Ciri genau in dem Moment, da sie zurückspringen wollte, am Arm, worauf beide strauchelten und fielen und auch Fabio umrissen. Das struppige Hündchen der Verkäuferin begann zu kläffen, der Pockennarbige gottserbärmlich zu fluchen und das völlig desorientierte aprikosenfarbene Fräulein durchdringend zu kreischen.

Die Gitterstäbe brachen krachend heraus, die Wiewerne drängte sich aus dem Käfig. Der Pockennarbige sprang vom Podest und versuchte, sie mit der Stange aufzuhalten, doch das Ungeheuer schlug sie ihm mit einem einzigen Pfotenhieb aus der Hand, krümmte sich und versetzte ihm einen Hieb mit dem stachelbewehrten Schwanz, dass seine blatternarbige Wange zu einem blutigen Brei wurde. Zischend und die verletzten Flügel ausbreitend, flog die Wiewerne vom Podest herab und stürzte sich auf Ciri, Fabio und den Knappen, die aufzustehen versuchten. Das aprikosenfarbene Fräulein wurde ohnmächtig und fiel der Länge nach auf den Rücken. Ciri spannte sich zum Sprung an, begriff aber, dass sie es nicht schaffen würde.

Es rettete sie das struppige Hündchen, dass sich aus den Armen der Verkäuferin losgerissen hatte, welche hingefallen war und sich in ihren sechs Unterröcken verheddert hatte. Mit hohem Kläffen stürzte sich das Hundevieh auf das Ungeheuer. Die Wiewerne zischte, erhob sich, nagelte das Hündchen mit ihren Krallen fest, wand sich mit einer schlangenhaften, unwahrscheinlich schnellen Bewegung und schlug ihm die Zähne in den Hals. Das Hündchen begann wild zu jaulen.

Der Knappe kam auf die Knie und griff an seine Hüfte, doch Ciri war schneller. Mit einer blitzschnellen Bewegung zog sie das Schwert aus der Scheide, sprang mit einer Halbdrehung auf. Die Wiewerne wich zurück, der abgerissene Kopf des Hündchens hing ihr aus dem vor Zähnen starrenden Maul.

Alle in Kaer Morhen gelernten Bewegungen, kam es Ciri vor, führten sich von selbst aus, fast ohne ihr Zutun. Sie hieb der überraschten Wiewerne in den Wanst und wirbelte sogleich in einer Volte herum, und die Echse, die sich auf sie stürzte, fiel in den Sand und verströmte Blut. Ciri sprang über sie hinweg, wobei sie geschickt dem peitschenden Schwanz auswich, versetzte dem Ungeheuer einen sicheren, zielgerichteten und kräftigen Schlag in den Hals, sprang zurück, vollführte automatisch eine schon nicht mehr nötige Volte und brachte sofort noch einen Hieb an, der das Rückgrat durchtrennte. Die Wiewerne krümmte sich zusammen und erstarrte, nur der schlangengleiche Schwanz peitschte noch hin und her, dass der Sand stiebte.

Rasch drückte Ciri dem Knappen das blutige Schwert in die Hand. »Es ist schon vorbei!«, rief sie der fliehenden Menge und den sich noch immer aus den Planen hervorschälenden Zuschauern zu. »Das Untier ist tot! Dieser tapfere Ritter hat es erschlagen ...«

Plötzlich fühlte sie einen Druck im Hals und ein Wirbeln im Magen, es wurde ihr schwarz vor Augen. Etwas schlug ihr mit schrecklicher Kraft gegen den Hinterkopf, dass ihr die Zähne laut aufeinanderstießen. Das, was sie geschlagen hatte, war der Erdboden.

»Ciri«, flüsterte der neben ihr kniende Fabio.

»Was ist mit dir? Götter, du bist leichenblass ...«

»Schade«, murmelte sie, »dass du dich selber nicht sehen kannst.«

Ringsum drängten sich Leute. Ein paar hieben mit Stöcken und Schürhaken auf den Körper der Wiewerne ein, ein paar versorgten den Pockennarbigen, der Rest ließ den heldenhaften Knappen hochleben, den furchtlosen Drachentöter, den Einzigen, der ruhig Blut bewahrt und ein Massaker verhindert hatte. Der Knappe versuchte das aprikosenfarbene Fräulein zu Bewusstsein zu bringen, während er immerzu wie benommen auf die Klinge seines Schwertes stierte, die mit Streifen erstarrenden Blutes beschmiert war.

»Mein Held ...« Das aprikosenfarbene Mädchen kam endlich zu sich und warf dem Knappen die Arme um den Hals. »Mein Retter! Mein Geliebter!«

»Fabio«, sagte Ciri mit schwacher Stimme, als sie sah, wie sich Stadtwächter durch das Gewühl einen Weg bahnten. »Hilf mir aufstehen und bring mich hier weg. Schnell.«

»Ihr armen Kinder ...« Eine dicke Bürgerin mit einer Haube blickte ihnen nach, als sie sich durch die Ansammlung schoben. »Oi, ihr habt vielleicht was durchgemacht. Oi, wenn nicht der tüchtige kleine Ritter gewesen wäre, hätten sich eure Mütter die Augen ausgeweint!«

»Findet heraus, bei wem dieser junge Mann als Knappe dient!«, rief ein Handwerker mit Lederschürze. »Für diese Tat hat er sich die Sporen verdient!«

»Und den Tierfänger an den Pranger! Den Stock muss er kriegen, den Stock! So ein Ungeheuer in die Stadt zu bringen, mitten unter die Leute ...«

»Wasser, hurtig! Das Fräulein ist wieder ohnmächtig geworden!«

»Mein armer Fiffi!«, heulte plötzlich die Verkäuferin auf, über das gebeugt, was von dem struppigen Hündchen übrig war. »Mein armes Hundchen! Leute! Fangt dieses Mädchen, diese Schelmin, die den Drachen wütend gemacht hat! Wo ist sie? Fasst sie! Nicht der Tierfänger, sie ist an allem schuld!«

Die Stadtwächter, von zahlreichen Freiwilligen verstärkt, begannen, durch die Menge zu gehen und sich umzusehen.

Ciri zwang sich, nicht zurückzuschauen.

»Fabio«, flüsterte sie. »Wir wollen uns trennen. Wir treffen uns gleich in dieser Straße wieder, durch die wir gekommen sind. Geh. Und wenn dich jemand anhält und nach mir fragt, dann kennst du mich nicht.«

»Aber ... Ciri ...«

»Geh!«

Sie nahm Yennefers Amulett fest in die Hand und murmelte den Aktivierungsspruch. Der Zauber wirkte augenblicklich, und es war auch höchste Zeit. Die Wächter, die sich schon in ihre Richtung durchdrängelten, blieben desorientiert stehen.

»Was’n jetzt los?«, wunderte sich einer von ihnen, während er Ciri geradewegs anzuschauen schien. »Wo ist sie? Grad eben hab ich sie gesehn ...«

»Dort, dort!«, schrie ein anderer und zeigte in die entgegengesetzte Richtung.

Ciri wandte sich ab und ging fort, noch immer ein wenig benommen und geschwächt von dem Adrenalinstoß und von der Aktivierung des Amuletts. Das Amulett wirkte so, wie es wirken sollte – absolut niemand bemerkte und beachtete sie. Absolut niemand. Daher wurde sie, ehe sie aus der Menge heraus war, zahllose Male angerempelt, getreten und gestoßen. Wie durch ein Wunder entging sie einer Kiste, die von einem Wagen geworfen wurde. Um ein Haar hätte man ihr mit einer Gabel ein Auge ausgestochen. Wie sich zeigte, hatten Zaubersprüche ihre guten und schlechten Seiten – und brachten ebenso viele Vor- wie Nachteile.

Die Wirkung des Amuletts hielt nicht lange vor. Ciri hatte nicht genug Kraft, um es zu beherrschen und die Wirkungsdauer des Spruchs zu verlängern. Zum Glück hörte der Zauber im richtigen Augenblick auf zu wirken – als sie aus der Menge heraus war und Fabio erblickte, der in der Straße auf sie wartete.

»Oje«, sagte der Bursche. »Oje, Ciri. Da bist du. Ich habe mir Sorgen gemacht ...«

»Ganz unnötig. Gehen wir, schnell. Der Mittag ist schon vorüber, ich muss zurückkehren.«

»Mit diesem Ungeheuer bist du nicht übel fertig geworden.« Der Bursche schaute sie staunend an. »Du hast dich vielleicht schnell gedreht! Wo hast du das gelernt?«

»Was? Die Wiewerne hat der Knappe getötet.«

»Das stimmt nicht. Ich habe gesehen ...«

»Nichts hast du gesehen! Ich bitte dich, Fabio, zu niemandem ein Wort. Zu niemandem. Besonders nicht zu Frau Yennefer. Oje, die würde mir zusetzen, wenn sie erführe ...«

Sie verstummte.

»Die dort« – sie zeigte hinter sich zum Markt hin – »hatten recht. Ich war es, die die Wiewerne gereizt hat ... Es war meinetwegen ...«

»Nicht deinetwegen«, widersprach Fabio voll Überzeugung. »Der Käfig war aufs Geratewohl zusammengezimmert. Er hätte jeden Augenblick aufbrechen können, in einer Stunde, morgen, übermorgen ... Es ist besser, dass es jetzt passiert ist, denn du hast uns gerettet ...«

»Der Knappe war das!«, schrie Ciri. »Der Knappe! Schreib dir das endlich hinter die Ohren! Ich sag dir, wenn du mich verrätst, verwandle ich dich in ... in etwas Grässliches! Ich kenne Zaubersprüche! Ich verzaubere dich ...«

»Na, na«, ertönte es hinter ihrem Rücken.

»Das reicht jetzt aber!«

Eine der Frauen, die hinter ihnen gingen, hatte dunkle, glatt frisierte Haare, funkelnde Augen und schmale Lippen. Sie trug einen über die Schultern geworfenen kurzen Mantel aus violettem Seidenstoff, der mit Feh abgesetzt war.

»Warum bist du nicht in der Schule, Adeptin?«, fragte sie mit kalter, klingender Stimme, während sie Ciri mit durchdringendem Blick maß.

»Warte, Tissaia«, sagte die andere Frau, die jünger war, blond und hochgewachsen und ein grünes, stark dekolletiertes Kleid trug. »Ich kenne sie nicht. Sie ist anscheinend keine ...«

»Ist sie«, fiel ihr die Dunkelhaarige ins Wort.

»Ich bin mir sicher, dass das eins von deinen Mädchen ist, die während des Durcheinanders beim Wechsel der Wohnungen aus Loxia ausgebüxt sind. Und gleich wird sie uns das selbst gestehen. Also, Adeptin, ich warte.«

»Was?« Ciri runzelte die Stirn.

Die Frau presste die schmalen Lippen zusammen, rückte die Manschetten ihrer Ärmel zurecht. »Wem hast du das Tarnamulett gestohlen? Oder hat es dir vielleicht jemand gegeben?«

»Was?«

»Stell meine Geduld nicht auf die Probe, Adeptin. Deinen Namen, die Klasse, den Namen der Klassenlehrerin. Rasch!«

»Was?«

»Stellst du dich dumm, Adeptin? Den Namen! Wie heißt du?«

Ciri biss die Zähne zusammen, und in ihren Augen flammte grüne Glut auf. »Anna Ingeborg Klopstock«, presste sie dreist hervor.

Die Frau hob eine Hand, und sogleich erkannte Ciri das ganze Ausmaß ihres Irrtums. Yennefer hatte ihr nur einmal – und das, nachdem Ciri lange an ihren Nerven gesägt hatte – demonstriert, wie der Lähmzauber wirkt. Der Eindruck war ausnehmend widerwärtig gewesen. Jetzt war er es auch.

Fabio schrie tonlos auf und stürzte auf sie zu, doch die zweite Frau, die Blonde, packte ihn am Kragen und hielt ihn fest. Der Bursche versuchte sich loszureißen, doch der Arm der Frau war wie von Eisen. Ciri konnte nicht einmal zucken. Es kam ihr vor, als versinke sie allmählich im Erdboden. Die Dunkelhaarige beugte sich vor und fixierte sie aus funkelnden Augen.

»Ich bin keine Anhängerin von Körperstrafen«, sagte sie mit eisiger Stimme und rückte dabei abermals ihre Manschetten zurecht, »aber ich werde dafür sorgen, dass du durchgeprügelt wirst, Adeptin. Nicht für den Ungehorsam, nicht für den Diebstahl des Amuletts und nicht für das Schuleschwänzen. Nicht dafür, dass du eine unerlaubte Kleidung trägst, mit einem Burschen umherläufst und dich mit ihm über Dinge unterhältst, über die zu sprechen dir verboten ist. Du wirst dafür verprügelt werden, dass du die Erzmeisterin nicht erkannt hast.«

»Nein!«, rief Fabio. »Tu ihr nichts zuleide, gnädige Frau! Ich bin Angestellter der Bank von Herrn Molnar Giancardi, und dieses Fräulein ist ...«

»Halt den Mund!«, schrie Ciri. »Halt ...«

Der Knebelzauber wurde schnell und brutal gewirkt. Sie fühlte Blut im Mund.

»Na?«, drängte die Blonde Fabio, ließ seinen zerknitterten Kragen los und glättete ihn mit einer fürsorglichen Bewegung. »Sprich. Wer ist dieses trotzige Fräulein?«

Margarita Laux-Antille tauchte prustend aus dem Bassin auf, dass das Wasser spritzte. Ciri konnte sich nicht verkneifen, sie anzuschauen. Sie hatte Yennefer des öfteren nackt gesehen und nicht geglaubt, dass jemand eine schönere Figur haben könne. Sie hatte sich getäuscht. Beim Anblick der nackten Margarita Laux- Antille wären sogar die Marmorstatuen von Göttinnen und Nymphen vor Neid erblasst.

Die Zauberin langte nach dem Bottich mit kaltem Wasser und goss es sich über die Brüste, wobei sie unanständig fluchte und sich schüttelte.

»He, Mädchen.« Sie winkte Ciri. »Sei so gut und reich mir das Handtuch. Und hör endlich auf, mich anzustarren.«

Ciri fauchte leise, noch immer gekränkt. Als Fabio verraten hatte, wer sie war, hatten die Zauberinnen sie mit Gewalt durch die halbe Stadt geschleppt und sie der Lächerlichkeit preisgegeben. In der Bank Giancardi klärte sich natürlich alles sofort auf. Die Zauberinnen entschuldigten sich bei Yennefer und erklärten ihr Verhalten. Es waren nämlich die Adeptinnen aus Aretusa vorübergehend in Loxia untergebracht worden, denn die Räume der Schule hatte man in Wohnungen für die Teilnehmer und Gäste der Zusammenkunft der Zauberer umgewandelt. Ein paar Adeptinnen hatten sich das Durcheinander beim Umzug zunutze gemacht, waren von Thanedd entwichen und trieben sich in der Stadt herum. Margarita Laux-Antille und Tissaia de Vries, alarmiert von Ciris aktiviertem Amulett, hatten sie für eine der Ausreißerinnen gehalten.

Die Zauberinnen entschuldigten sich bei Yennefer, doch keiner fiel es ein, Ciri um Entschuldigung zu bitten. Während sich Yennefer die Entschuldigungen anhörte, schaute sie Ciri an, und die fühlte, wie sie rote Ohren bekam. Am übelsten aber erging es Fabio – Molnar Giancardi schimpfte ihn derart aus, dass der Bursche Tränen in den Augen hatte. Er tat Ciri leid, doch sie war auch stolz auf ihn: Fabio hielt Wort und sagte keinen Ton über die Wiewerne.

Wie sich zeigte, war Yennefer mit Tissaia und Margarita bestens bekannt. Die Zauberinnen luden sie in den »Silbernen Kranich« ein, die beste und teuerste Herberge in Gors Velen, wo Tissaia de Vries nach der Ankunft abgestiegen war, da sie aus nur ihr bekannten Gründen zögerte, sich auf die Insel zu begeben.

Margarita Laux-Antille, die sich als die Rektrix von Aretusa erwies, hatte die Einladung der älteren Zauberin angenommen und teilte momentan mit ihr die Unterkunft. Die Herberge war wahrlich luxuriös – sie hatte im Kellergeschoss ein Bad, das Margarita und Tissaia zu ihrer eigenen ausschließlichen Nutzung gemietet hatten, wofür sie unvorstellbare Summen zahlten. Yennefer und Ciri wurden natürlich eingeladen, Gebrauch von dem Bad zu machen, so dass schon seit ein paar Stunden alle abwechselnd im Bassin schwammen und im Dampf schwitzten, wobei sie unablässig schwatzten.

Ciri reichte der Zauberin das Handtuch. Margarita kniff sie sacht in die Wange. Ciri fauchte erneut und sprang mit lautem Platschen ins Bassin, in das nach Rosmarin duftende Wasser.

»Sie schwimmt wie eine kleine Robbe.« Margarita lächelte und streckte sich neben Yennefer auf der hölzernen Pritsche aus. »Und anmutig ist sie wie eine Najade. Gibst du sie mir, Yenna?«

»Zu diesem Zweck habe ich sie hergebracht.«

»In welches Schuljahr soll ich sie aufnehmen? Kennt sie die Grundlagen?«

»Ja. Aber sie soll ruhig wie alle anderen im Kindergarten anfangen. Es wird ihr nicht schaden.«

»Vernünftig«, sagte Tissaia de Vries, die damit beschäftigt war, die Pokale auf der marmornen, von einer dünnen Schicht kondensierten Dampfes bedeckten Tischplatte zurechtzurücken. »Vernünftig, Yennefer. Es wird dem Mädchen leichterfallen, wenn sie zusammen mit den anderen Novizinnen beginnt.«

Ciri sprang aus dem Bassin, setzte sich auf den Rand der Verkleidung und plätscherte mit den Füßen im Wasser. Yennefer und Margarita schwätzten träge, wischten sich immer wieder die Gesichter mit Servietten ab, die sie in kaltes Wasser getaucht hatten. Tissaia, sittsam in ein Badetuch gehüllt, schaltete sich in das Gespräch nicht ein und machte den Eindruck, als gehe sie völlig darin auf, Ordnung auf dem Tisch zu schaffen.

»Ich bitte die hochedlen Damen untertänigst um Entschuldigung!«, rief plötzlich von oben her unsichtbar der Besitzer der Herberge. »Ihr mögt verzeihen, dass ich zu stören wage, aber ... ein Offizier verlangt dringend Frau de Vries zu sprechen! Die Sache soll keinen Aufschub dulden!«

Margarita Laux-Antille begann zu kichern und zwinkerte Yennefer zu, worauf beide wie auf Kommando die Handtücher von den Hüften gleiten ließen und ziemlich gewagte Posen einnahmen.

»Der Offizier soll hereinkommen!«, rief Margarita und unterdrückte ein Lachen. »Bitte

sehr! Wir sind bereit!«

»Wie die Kinder«, seufzte Tissaia de Vries kopfschüttelnd. »Bedecke dich, Ciri.«

Der Offizier kam herein, und der Streich der Zauberinnen verpuffte. Der Offizier wurde bei ihrem Anblick nicht verlegen, errötete nicht, machte keine Stielaugen. Denn der Offizier war eine Frau. Eine hochgewachsene Frau mit dunklem Teint, einem dicken Zopf und einem Schwert an der Seite.

»Herrin«, sagte die Frau trocken und verbeugte sich leicht zu Tissaia de Vries hin, dass ihr Kettenpanzer klirrte. »Ich melde die Ausführung deiner Aufträge. Ich bitte um Erlaubnis, in die Garnison zurückkehren zu dürfen.«

»Ich erlaube es«, antwortete Tissaia kurz.

»Danke für die Eskorte und für die Hilfe. Glück auf den Weg.«

Yennefer setzte sich auf der Pritsche auf und betrachtete die schwarz-golden-rote Schlaufe am Oberarm der Kriegerin.

»Kenne ich dich nicht?«

Die Kriegerin verneigte sich steif, wischte sich die schweißbedeckte Stirn ab. Im Bad war es heiß, und sie trug Kettenpanzer und Lederwams.

»Ich war oft in Vengerberg, Frau Yennefer«, sagte sie. »Ich heiße Rayla.«

»Nach dem Ärmelband zu urteilen, dienst du in den Sondereinheiten von König Demawend?«

»Ja, Herrin.«

»In welchem Rang?«

»Als Hauptmann.«

»Sehr gut.« Margarita Laux-Antille lächelte.

»Im Heer Demawends hat man, wie ich mit Genugtuung feststelle, endlich angefangen, Offizierspatente an Soldaten zu vergeben, die Mumm in der Hose haben.«

»Kann ich gehen?« Die Kriegerin straffte sich und legte die Hand auf den Schwertknauf.

»Ja.«

»Ich habe in deiner Stimme Feindseligkeit gespürt, Yenna«, sagte Margarita nach einer Weile. »Was hast du gegen die Frau Hauptmann?«

Yennefer stand auf, nahm zwei Pokale vom Tischchen.

»Hast du die Pfähle gesehen, die an den Kreuzwegen stehen?«, fragte sie. »Du musst sie gesehen haben, musst den Gestank der verfaulenden Leichname gerochen haben. Diese Pfähle sind ihr Einfall und ihr Werk. Das tun sie und ihre Untergebenen von den Sondereinheiten. Sadistenbande!«

»Das ist der Krieg, Yennefer. Diese Rayla hat mehr als einmal Kampfgefährten sehen müssen, die den Eichhörnchen lebendig in die Hände gefallen sind. Die an den Händen an Bäumen aufgehängt wurden, um als Zielscheibe für Pfeile zu dienen. Geblendet, kastriert, mit im Feuer verbrannten Füßen. Die Grausamkeiten, die die Scioa’tael verüben, wären sogar einer Falka würdig.«

»Die Methoden der Sondereinheiten erinnern auch aufs lebhafteste an die Methoden Falkas. Aber darum geht es nicht. Mich rührt nicht das Los der Elfen, ich weiß, wie der Krieg ist. Ich weiß auch, wie Kriege gewonnen werden. Sie werden mit Soldaten gewonnen, die mit Überzeugung und Aufopferung ihr Land, ihr Zuhause verteidigen. Nicht mit solchen wie dieser Rayla, mit Söldnern, die sich für Geld schlagen, die sich weder aufopfern können noch wollen. Sie wissen nicht einmal, was Aufopferung ist. Und wenn sie es wissen, verachten sie sie.«

»Drei Kreuze hinter ihre Aufopferung und ihre Verachtung. Was geht uns das an? Ciri, zieh dir was über, spring nach oben und hol eine neue Karaffe. Ich habe Lust, mir heute einen anzusaufen.«

Tissaia de Vries seufzte und schüttelte den Kopf. Margarita entging das nicht.

»Zum Glück«, kicherte sie, »sind wir nicht mehr in der Schule, geliebte Meisterin. Wir dürfen schon tun, was uns gefällt.«

»Sogar in Gegenwart einer künftigen Adeptin?«, fragte Tissaia giftig. »Also als ich Rektrix von Aretusa war ...«

»Wir wissen es, wir wissen es«, fiel ihr Yennefer lächelnd ins Wort. »Obwohl wir es gern wollten, vergessen wir es nicht. Geh die Karaffe holen, Ciri.«

Während sie oben auf die Karaffe wartete, wurde Ciri Zeugin, wie die Kriegerin mit ihrer Abteilung von vier Soldaten abritt. Neugierig und erstaunt betrachtete sie deren Gestalten, Mienen, Kleidung und Waffen. Rayla, der Hauptmann mit dem schwarzen Zopf, stritt sich gerade mit dem Besitzer der Herberge.

»Ich werde nicht bis zum Morgengrauen warten! Und es kümmert mich einen Dreck, dass die Tore geschlossen sind! Ich will sofort vor die Mauer! Ich weiß, dass die Herberge im Stall eine eigene Pforte hat! Ich befehle, sie zu öffnen!«

»Die Vorschriften ...«

»Einen Dreck gehen mich die Vorschriften an! Ich führe die Befehle von Erzmeisterin de Vries aus!«

»Schon gut, Hauptmann, schreit nicht. Ich mache Euch auf ...«

Besagte Pforte erwies sich als schmaler, solide verriegelter Durchlass, der direkt vor die Stadtmauer führte. Ehe Ciri aus der Hand des Knechts die Karaffe entgegennahm, sah sie, wie jene Pforte geöffnet wurde und Rayla mit ihrer Abteilung in die Nacht hinausritt. Sie begann sich Gedanken zu machen.

»Na endlich«, freute sich Margarita, sei es über den Anblick Ciris oder der von ihr mitgebrachten Karaffe. Ciri stellte die Karaffe auf das Tischchen – ganz offensichtlich falsch, denn Tissaia de Vries rückte sie sogleich zurecht. Beim Eingießen verdarb Yennefer die ganze Anordnung, und Tissaia musste wieder korrigieren. Mit Schaudern stellte sich Ciri Tissaia als Lehrerin vor.

Yennefer und Margarita nahmen das unterbrochene Gespräch wieder auf, wobei sie ausgiebig der Karaffe zusprachen. Für Ciri wurde klar, dass sie schon bald wieder nach einer neuen würde laufen müssen. Sie hing ihren Gedanken nach, während sie der Unterhaltung der Zauberinnen lauschte.

»Nein, Yenna.« Margarita schüttelte den Kopf.

»Du bist, wie ich sehe, nicht auf dem Laufenden. Ich habe mit Lars Schluss gemacht. Das ist schon vorbei. Elaine deireádh, wie die Elfen sagen.«

»Und deswegen hast du Lust, dir einen anzusaufen?«

»Unter anderem«, bestätigte Margarita Laux- Antille. »Mir ist traurig zumute, ich verhehle es nicht. Immerhin war ich vier Jahre lang mit ihm zusammen. Aber ich musste Schluss machen. Bei so was kommt nichts heraus ...«

»Zumal«, platzte Tissaia de Vries heraus, während sie den goldenen Wein in dem Pokal betrachtete, den sie hin und her neigte, »Lars verheiratet war.«

»Das nun gerade« – die Zauberin zuckte mit den Schultern – »halte ich für bedeutungslos. Alle attraktiven Männer in dem mich interessierenden Alter sind verheiratet, da ist nichts zu machen. Lars hat mich geliebt, und eine Zeitlang glaubte auch ich ... Ach, was ist da groß zu sagen. Er wollte zu viel. Er hat meine Freiheit bedroht, und mir wird beim bloßen Gedanken an Monogamie übel. Übrigens, ich habe mir an dir ein Vorbild genommen, Yenna. Erinnerst du dich an unser Gespräch damals in Vengerberg? Als du dich entschlossen hast, mit diesem Hexer Schluss zu machen? Ich habe dir damals geraten, es dir zu überlegen, habe dir gesagt, dass die Liebe nicht auf der Straße liegt. Aber du hattest recht. Liebe ist das eine, das Leben etwas anderes. Liebe vergeht ...«

»Hör nicht auf sie, Yennefer«, sagte Tissaia kalt. »Sie ist verbittert und voll Bedauern. Weißt du, warum sie nicht zu dem Bankett in Aretusa geht? Weil sie sich schämt, sich dort allein zu zeigen, ohne den Mann, mit dem man sie seit vier Jahren in Verbindung bringt. Um den man sie beneidet. Den sie verloren hat, weil sie seine Liebe nicht zu schätzen wusste.«

»Vielleicht sollten wir von etwas anderem reden?«, schlug Yennefer mit scheinbar gleichgültiger, doch ein wenig veränderter Stimme vor. »Ciri, schenk uns ein. Verdammt, ist diese Karaffe klein. Sei so lieb und hol noch eine.«

»Hol zwei.« Margarita lächelte. »Zur Belohnung kriegst du auch ein Schlückchen und darfst dich zu uns setzen, damit du keine langen Ohren mehr zu machen brauchst. Deine Erziehung beginnt heute, sofort, noch ehe du zu mir nach Aretusa kommst.«

»Erziehung!« Tissaia verdrehte die Augen zur Decke. »Götter!«

»Still, geliebte Meisterin.« Margarita schlug sich mit gespieltem Zorn auf die nasse Hüfte.

»Jetzt bin ich die Rektrix der Schule! Du hast es nicht geschafft, mich beim Abschlussexamen durchfallen zu lassen!«

»Tut mir leid.«

»Mir auch, stell dir vor. Ich hätte jetzt eine Privatpraxis wie Yenna, bräuchte mich nicht mit Adeptinnen abzuquälen, bräuchte den Heulsusen nicht die Nase zu putzen und die Aufsässigen nicht auszuschimpfen. Ciri, hör mir zu und merk es dir. Eine Zauberin handelt stets. Ob gut oder schlecht, zeigt sich später. Aber man muss handeln, das Leben kühn beim Schopfe fassen. Glaub mir, Kleine, man bedauertnurTatenlosigkeit, Unentschlossenheit, Zögern. Taten und Entscheidungen, auch wenn sie manchmal Trauer und Leid bringen, bedauert man nicht. Schau dir diese ernste Dame an, die dort sitzt, das Gesicht verzieht und pedantisch alles zurechtrückt, was sie nur kann. Das ist Tissaia de Vries, die Erzmeisterin, die Dutzende von Zauberinnen ausgebildet hat. Und ihnen beigebracht hat, dass man handeln muss. Dass Unentschlossenheit ...«

»Hör auf, Rita.«

»Tissaia hat recht«, sagte Yennefer, den Blick noch immer in die Ecke des Bades gerichtet.

»Hör auf. Ich weiß, dass du wegen Lars traurig bist, aber mach daraus keine Lebensregeln. Das Mädchen hat für solche Weisheiten noch Zeit. Und die lernt man nicht in der Schule. Ciri, geh die Karaffen holen.«

Ciri stand auf. Sie war schon vollständig angezogen.

Und vollauf entschlossen.

»Was?«, schrie Yennefer. »Was soll das heißen, sie ist weggeritten?«

»Sie hat angeordnet ...«, stotterte der Wirt, bleich und mit dem Rücken an die Wand gedrückt. »Sie hat angeordnet, ihr ein Pferd zu satteln ...«

»Und du hast ihr gehorcht? Statt dich an uns zu wenden?«

»Herrin! Woher sollte ich wissen? Ich war mir sicher, dass sie auf Euren Befehl hin aufbricht ... Mir ist überhaupt nicht in den Sinn gekommen ...«

»Du verdammter Schwachkopf!«

»Ruhig, Yennefer.« Tissaia legte die Hand an die Stirn. »Lass dich nicht von Gefühlen hinreißen. Es ist Nacht. Sie werden sie nicht zum Tor hinauslassen.«

»Sie hat angeordnet«, flüsterte der Wirt, »ihr die Pforte zu öffnen ...«

»Und ihr habt sie geöffnet?«

»Wegen dieser Zusammenkunft, Herrin« – der Wirt senkte den Blick –, »ist die Stadt voller Zauberer ... Die Leute haben Angst, niemand wagt ihnen in die Quere zu kommen ... Wie konnte ich es ihr abschlagen? Sie hat genauso wie Ihr gesprochen, Herrin, haargenau mit der gleichen Stimme ... Und genauso dreingeschaut ... Niemand hat gewagt, ihr auch nur in die Augen zu blicken, geschweige denn Fragen zu stellen ... Sie war Euch ganz ähnlich ... wie ein Ei dem anderen ... Sie hat Feder und Tinte verlangt ... und einen Brief geschrieben.«

»Gib her!«

Tissaia de Vries war schneller.

*Frau Yennefer!*, las sie laut vor.

*Verzeih mir. Ich reite nach Hirundum, denn ich will Geralt sehen. Ehe ich in die Schule gehe, will ich ihn sehen. Verzeih mir den Ungehorsam, aber ich kann nicht anders. Ich weiß, dass du mich bestrafen wirst, aber ich will Unentschlossenheit und Zögern nicht bedauern. Wenn ich etwas bedauern muss, dann soll es Tat sein und Handeln. Ich bin Zauberin. Ich fasse das Leben beim Schopfe.*

*Ich komme zurück, sobald ich nur kann. Ciri*

»Ist das alles?«

»Es gibt noch ein Postskriptum.«

*Sag Frau Rita, dass sie mir in der Schule nicht die Nase wird putzen müssen.*

Margarita Laux-Antille schüttelte ungläubig den Kopf. Yennefer aber fluchte. Der Herbergswirt wurde rot und sperrte den Mund auf. Er hatte schon viele Flüche gehört, doch so einen noch nicht.

Der Wind wehte vom Land zur See hin. Wolken wogten auf den Mond zu, der überm Wald hing. Die Straße nach Hirundum versank in Dunkelheit. Galopp wurde zu gefährlich. Ciri zügelte das Pferd, ließ es traben. Im Schritt zu reiten fiel ihr überhaupt nicht ein. Sie hatte es eilig.

Aus der Ferne war das Grollen eines heranziehenden Gewitters zu hören, der Horizont wurde immer wieder von Blitzen erhellt, die die gezackte Silhouette der Baumwipfel aus dem Dunkel rissen.

Sie hielt das Pferd an. Sie war an einer Wegscheide angelangt – die Straße gabelte sich, und beide Zweige sahen gleich aus.

Warum hat Fabio nichts von der Wegscheide gesagt? Ach, was soll’s, ich verirre mich ja niemals, ich weiß ja immer, wohin ich gehen oder reiten muss ...

Warum also weiß ich jetzt nicht, welchen Weg ich nehmen soll?

Eine riesige Gestalt glitt lautlos über ihren Kopf hinweg. Ciri fühlte, wie ihr das Herz bis zum Hals schlug. Das Pferd wieherte, bäumte sich auf und galoppierte los, wobei es den Weg nach rechts nahm. Gleich drauf hielt sie es an.

»Das war nur eine gewöhnliche Eule.« Sie atmete auf, versuchte sich und das Pferd zu beruhigen. »Ein gewöhnlicher Vogel ... Da gibt es nichts zu fürchten ...«

Der Wind wurde stärker, die dunklen Wolken verdeckten den Mond vollends. Doch vor ihr, wo es im Verlauf der Straße eine kleine Lücke im Wald gab, war es hell. Sie ritt schneller, Sand stiebte unter den Hufen.

Bald schon musste sie anhalten. Vor ihr lagen ein Abhang und das Meer, aus dem der bekannte schwarze Kegel einer Insel emporwuchs. Von der Stelle aus, wo sie sich befand, waren weder Garstang, Loxia noch Aretusa zu sehen. Sie sah nur den einsamen, schlanken Turm, der Thanedd krönte.

Tor Lara.

Es donnerte, und einen Augenblick später verband die blendend helle Spur eines Blitzes den bewölkten Himmel mit der Turmspitze. Der Tor Lara starrte sie aus den schwarzen Pupillen der Fenster an, es schien, als sei im Inneren des Turmes für eine Sekunde ein Feuer entflammt.

Tor Lara ... Der Möwenturm ... Warum macht mir dieser Name so Angst?

Ein Windstoß riss an den Bäumen, die Zweige begannen zu rauschen. Ciri kniff die Lider zusammen, Staub und kleine Blätter schlugen ihr gegen die Wange. Sie wendete das schnaubende und seitlich ausbrechende Pferd. Sie hatte die Orientierung wiedergefunden. Die Insel Thanedd wies nach Norden; sie aber musste in westlicher Richtung reiten. Der sandige Weg lag als deutliches Band in der Finsternis. Sie ging zum Galopp über.

Abermals donnerte es, im Lichtschein des Blitzes erblickte Ciri plötzlich Reiter. Dunkle, undeutliche, sich rasch bewegende Silhouetten zu beiden Seiten der Straße. Sie hörte einen Ruf: »Gar’ean!«

Ohne zu überlegen, hielt sie das Pferd an, wendete und galoppierte los. Hinter ihr Schreie, Pfiffe, Wiehern, Hufgetrappel.

»Gar’ean! Dh’oine!«

Galopp, Hufgetrappel, die vorbeischießende Luft. Dunkelheit, in der die weißen Stämme von Birken am Straßenrand aufblitzen. Donnern. Ein Blitz, in seinem Licht versuchen zwei Reiter, ihr den Weg abzuschneiden. Einer streckt die Hand aus, will die Zügel packen. An seiner Mütze ist ein Eichhörnchenschwanz befestigt. Ciri stößt dem Pferd die Fersen in die Flanken, duckt sich auf seinen Hals, die Geschwindigkeit trägt sie vorbei. Hinter ihr Schreie, Pfiffe, Hufgetrappel. Ein Blitz.

»Spar’le, Yaevinn!«

Karriere, Karriere! Schneller, Pferd! Donner. Blitz. Eine Wegscheide. Nach links! Ich verirre mich nie! Wieder eine Abzweigung. Nach rechts! Karriere, Pferd! Schneller, schneller!

Der Weg geht aufwärts, unter den Hufen ist Sand, obwohl sie das Pferd antreibt, wird es langsamer ...

Auf dem Gipfel der Anhöhe blickte sie zurück. Wieder erhellte ein Blitz den Weg. Er war völlig leer. Sie lauschte, hörte aber nur den Wind im Laub rauschen. Es donnerte.

Hier ist niemand. Die Eichhörnchen ... Das ist nur eine Erinnerung an Kaedwen. Die Rose von Shaerrawedd ... Das alles ist mir nur so vorgekommen. Hier gibt es keine lebendige Seele, niemand verfolgt mich ...

Ein Windstoß traf sie. Der Wind weht vom Land her, dachte sie, und ich fühle ihn auf der rechten Wange ... Ich habe mich verirrt.

Ein Blitz. In seinem Licht funkelt die Meeresoberfläche auf, vor ihrem Hintergrund der schwarze Kegel der Insel Thanedd. Und der Tor Lara. Der Möwenturm. Der Turm, der sie anzieht wie ein Magnet ... Doch ich will nicht zu diesem Turm. Ich reite nach Hirundum. Denn ich muss Geralt sehen.

Wieder blitzte es.

Zwischen ihr und dem Abhang stand ein schwarzes Pferd. Und darauf saß ein Ritter mit einem Helm, der mit den Flügeln eines Raubvogels verziert war. Die Flügel beginnen plötzlich zu schlagen, der Vogel steigt zum Flug auf ...

Cintra!

LähmendeAngst.DieHändeumden Zügelriemen gekrallt, dass es schmerzt. Ein Blitz. Der schwarze Ritter spornt sein Pferd an. Statt eines Gesichts hat er eine gespenstische Maske. Die Flügel schlagen ...

Das Pferd fiel von selbst in Galopp. Dunkelheit, von Blitzen zerrissen. Der Wald endet. Unter den Hufen das Plätschern und Schmatzen von Morast. Hinter ihr rauschen die Flügel des Raubvogels. Immer näher ... Näher ...

Wütender Galopp, vom Tempo tränen die Augen. Blitze zerreißen den Himmel, in ihrem Lichte sieht Ciri Erlen und Weiden zu beiden Seiten der Straße. Doch das sind keine Bäume. Das sind die Diener des Erlkönigs. Die Diener des schwarzen Ritters, der hinter ihr galoppiert, die Flügel des Raubvogels rauschen an seinem Helm. Die missgestalteten Ungeheuer zu beiden Seiten der Straße strecken die knorrigen Arme nach ihr aus, lachen wild aus den aufgerissenen schwarzen Rachen der Astlöcher. Ciri legt sich auf den Pferdehals. Die Äste pfeifen, peitschen, klammern sich an ihre Kleidung. Die krummen Stämme knarren, die Astlöcher klappern, brechen in höhnisches Gelächter aus ...

Löwenjunges von Cintra! Kind des Älteren Blutes!

Der schwarze Ritter ist schon hinter ihr, Ciri spürt, wie seine Hand versucht, sie an den Haaren zu packen. Das von einem Schrei vorangetriebene Pferd wirft sich nach vorn, nimmt mit jähem Sprung ein unsichtbares Hindernis, bricht krachend durch Unterholz, stolpert ...

Sie zog die Zügel an, lehnte sich im Sattel zurück, wendete das schnaubende Pferd. Sie schrie wild, wütend. Sie riss das Schwert aus der Scheide, ließ es überm Kopfe wirbeln. Das ist nicht mehr Cintra! Ich bin kein Kind mehr! Ich bin nicht mehr wehrlos! Ich erlaube nicht ...

»Ich erlaube es nicht! Du wirst mich nicht mehr anrühren! Du wirst mich niemals anrühren!«

Das Pferd landete mit Klatschen und Plätschern im Wasser, das ihm bis zum Bauch reichte. Ciri beugte sich vor, schrie, stieß dem Tier die Fersen in die Flanken, riss es auf den Damm zurück. Teiche, dachte sie. Fabio hat von Fischteichen gesprochen. Das ist Hirundum. Ich bin da. Ich verirre mich nicht ...

Ein Blitz. Hinter ihr der Damm, voraus die schwarze Wand des Waldes, gen Himmel gezackt wie eine Säge. Und niemand. Die Stille wird nur vom Heulen des Windes unterbrochen. Irgendwo in den Sümpfen schnattert eine erschrockene Ente.

Niemand. Auf dem Damm ist niemand. Niemand verfolgt mich. Es war ein Trugbild, ein Albtraum. Eine Erinnerung an Cintra. Es ist mir nur so vorgekommen.

In der Ferne ein Lichtschein. Eine Laterne. Oder ein Feuer. Das ist die Farm. Hirundum. Es ist nicht mehr weit. Nur noch eine Anstrengung ...

Ein Blitz. Einer, noch einer, ein dritter. Ohne Donner. Der Wind erstirbt plötzlich. Das Pferd wiehert, wirft den Kopf hin und her und bäumt sich auf.

Am schwarzen Himmel erscheint ein milchiges, rasch heller werdendes Band, gekrümmt wie eine Schlange. Wieder stößt der Wind in die Weiden, wirbelt vom Damm staubige Blätter und vertrocknetes Gras auf.

Der ferne Lichtschein verschwindet. Er versinkt und verschwimmt im Gefolge einer Milliarde blauer Feuerchen, von denen plötzlich die gesamte Sumpflandschaft aufflammt und brennt. Das Pferd schnaubt, wiehert, geht den Damm entlang durch. Ciri hält sich mit Mühe im Sattel.

Auf dem sich am Himmel einherwindenden Band erscheinen undeutlich die schrecklichen Umrisse von Reitern. Sie kommen immer näher, sind immer deutlicher zu sehen. Es wanken die Stierhörner und die zerzausten Federbüsche auf den Helmen, unter den Helmen glänzen weiß Totenköpfe. Die Reiter sitzen auf Pferdeskeletten, an denen die Schabracken in Fetzen hängen. Ein wütender Wind heult in den Weiden, die Klingen der Blitze zerreißen ohne Unterlass den Himmel. Der Wind heult immer lauter. Nein, das ist nicht der Wind. Das ist der Gesang von Gespenstern.

Die albtraumhafte Kavalkade biegt ab, hält auf sie zu. Unter den Hufen der Gespensterpferde stiebt der Lichtschimmer der blassen Flämmchen, die über den Sümpfen schweben. An der Spitze der Kavalkade galoppiert der König der Wilden Jagd. Ein durchgerosteter Helm schaukelt auf dem Totenkopf, wo hinter den gähnenden Löchern der Augenhöhlen bläuliches Feuer brennt. Der zerfetzte Mantel weht. Auf dem rostbedeckten Brustharnisch klappert die Halsberge, leer wie altes Bohnenstroh. Einst waren dort Edelsteine eingesetzt. Doch sie sind während der wilden Jagden am Himmel entlang herausgefallen. Und zu Sternen geworden ...

Das ist nicht wahr! Das gibt es nicht! Das ist ein Albtraum, ein Trugbild, eine Täuschung! Das kommt mir nur so vor!

Der König der Wilden Jagd hält das Hengstskelett an, bricht in wildes, entsetzliches Gelächter aus.

*Kind des Älteren Blutes! Du gehörst zu uns! Du bist eine von uns! Schließ dich unserem Trupp an, schließ dich der Wilden Jagd an! Du wirst jagen, jagen bis zum Ende, bis in alle Ewigkeit, bis zum Ende des Seins! Du gehörst uns, sternäugige Tochter des Chaos! Schließ dich uns an, erfahre die Freude der Wilden Jagd! Du bist unser, bist eine von uns! Unter uns ist dein Platz!*

»Nein!«, schrie sie. »Geht fort! Ihr seid Leichen!«

Der König der Wilden Jagd lacht, es klappern die verfaulten Zähne über dem verrosteten Kragen der Rüstung. Blau flammen die Augenhöhlen in den Totenköpfen.

*Ja, wir sind Leichen. Du aber bist der Tod.*

Ciri schmiegte sich an den Hals des Pferdes. Sie brauchte es nicht anzutreiben. Das Tier spürte hinter sich die heranziehenden Gespenster und sprengte in halsbrecherischer Karriere den Damm entlang.

Bernie Hofmeier, Halbling, Farmer von Hirundum, hob den Lockenkopf und lauschte dem fernen Echo des Donners.

»Eine gefährliche Sache«, sagte er, »so ein Gewitter ohne Regen. Irgendwo schlägt der Blitz ein, und schon brennt es ...«

»Ein bisschen Regen käme zupass«, seufzte Rittersporn, während er die Wirbel der Laute ein Stück weiterdrehte, »denn die Luft kann man schon mit dem Messer schneiden ... Das Hemd klebt am Rücken, die Mücken stechen ... Aber es wird sich wohl verlaufen. Das Gewitter hat seine Kreise gezogen, aber seit einiger Zeit blitzt es irgendwo im Norden. Wahrscheinlich überm Meer.«

»Es zieht sich über Thanedd zusammen«, bestätigte der Halbling. »Das ist der höchste Punkt in der Gegend. Dieser Turm auf der Insel, Tor Lara, zieht Blitze verdammt stark an. Bei einem ordentlichen Gewitter sieht es aus, als stünde er in Flammen. Ein Wunder, dass er nicht in Stücke zerspringt ...«

»Das ist Magie«, stellte der Troubadour im Brustton der Überzeugung fest. »Auf Thanedd ist alles magisch, sogar der Fels selber. Aber die Zauberer haben keine Angst vor Blitzen.

Ja, was sag ich! Weißt du, Bernie, dass sie Blitze einzufangen vermögen?«

»Na weißt du! Das lügst du, Rittersporn.«

»Soll mich der Donner ...« Der Dichter verstummte mit einem unruhigen Blick gen Himmel. »Soll mich der Hahn hacken, wenn ich lüge. Ich sage dir, Hofmeier, die Magier fangen Blitze. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Der alte Gorazd, der, den sie später auf der Anhöhe von Sodden umgebracht haben, hat einmal vor meinen Augen einen Blitz eingefangen. Er hat ein langes Stück Draht genommen, das eine Ende an der Spitze seines Turmes befestigt, das andere aber ...«

»Das andere Ende muss man in eine Flasche stecken«, piepste plötzlich von der Veranda her Hofmeiers Sohn, ein ganz kleiner Halbling mit einem Haarschopf dicht und kraus wie ein Schafsfell. »In eine runde Glasflasche wie die, in denen der Papa Wein brennt. Der Blitz huscht durch den Draht in die Flasche ...«

»Ins Haus, Franklin!«, rief der Farmer. »Ins Bett, schlafen, aber plötzlich! Es ist gleich Mitternacht, und morgen gibt’s Arbeit! Und wenn ich dich erwische, wie du dir während eines Gewitters mit Drähten oder Flaschen zu schaffen machst, dann setzt’s was mit dem Riemen, dass du zwei Wochen lang nicht auf dem Hintern sitzen kannst! Petunia, hol ihn dort weg! Und uns bring noch etwas Bier!«

»Ihr habt genug«, sprach Petunia Hofmeier zornig, während sie den Sohn von der Veranda holte. »Ihr habt schon genug gesüffelt.«

»Mecker nicht. Jeden Augenblick kann der Hexer heimkommen. Es gehört sich, den Gast zu bewirten.«

»Wenn der Hexer zurückkommt, bringe ich welches. Für ihn.«

»Oh, was für ein geiziges Weib«, knurrte Hofmeier, aber so, dass seine Frau es nicht hörte. »Ganz wie ihre Sippschaft, die Biberveldts von der Au, die einer wie der andere die Knickrigkeit erfunden haben ... Aber der Hexer lässt sich irgendwie lange nicht blicken. Seit er zu den Teichen gegangen ist, ist er wie vom Erdboden verschwunden. Ein sonderbarer Mensch ist das. Hast du gesehen, wie er gegen Abend die Mädchen angeschaut hat, Zinnia und Tangerine, als sie auf dem Hof spielten? Seltsam hat er dreingeschaut. Und jetzt ... Ich werde den Eindruck nicht los, dass er gegangen ist, um allein zu sein. Und zu mir ist er zu Gast gekommen, weil meine Farm abgelegen liegt, weit von den anderen entfernt. Du kennst ihn besser, Rittersporn, sag ...«

»Ich kenne ihn?« Der Dichter schlug eine Mücke im Genick tot, klimperte auf der Laute, den Blick auf die dunklen Silhouetten der Weiden an den Teichen gerichtet. »Nein, Bernie. Ich kenne ihn nicht. Aber etwas geht mit ihm vor, das sehe ich. Warum ist er hierhergekommen, nach Hirundum? Um näher an der Insel Thanedd zu sein? Aber als ich ihm gestern vorgeschlagen habe, gemeinsam nach Gors Velen zu reiten, von wo aus man Thanedd sieht, hat er ohne zu überlegen abgelehnt. Was hält ihn hier? Habt ihr ihm irgendwelche lukrativen Aufträge gegeben?«

»Woher denn«, murmelte der Halbling. »Offen gesagt, ich glaube überhaupt nicht, dass es hier wirklich irgendein Ungeheuer gibt. Das Kind, das im Teich ertrunken ist, kann einen Krampf gehabt haben. Und gleich fangen alle zu schreien an, das sei ein Nix oder eine Kikimora, und man müsse einen Hexer kommen lassen ... Aber Geld hat man ihm so verschwindend wenig geboten, dass es eine Schande ist. Und er? Drei Nächte lang kriecht er auf den Dämmen herum, am Tage schläft er oder sitzt wortlos da wie ausgestopft, betrachtet die Kinder, das Haus ... Seltsam. Ich würde sagen, eigenartig.«

»Das würdest du gut sagen.«

Ein Blitz flammte auf, erhellte den Hof und die Farmgebäude. Für einen Augenblick erglänzten die Ruinen der Elfenvilla am Ende des Dammes. Einen Moment später rollte der Donner über die Gärten hinweg. Ein heftiger Wind kam auf, die Bäume und die Büsche an den Teichen begannen zu rauschen und bogen sich, der Wasserspiegel kräuselte sich und wurde matt, sträubte die ausgestellten Seerosenblätter.

»Das Gewitter kommt doch noch zu uns.« Der Farmer schaute zum Himmel. »Vielleicht haben sie es mit Zauberei von der Insel verjagt? Auf Thanedd sind von denen gut zweihundert zusammengekommen ... Was meinst du, Rittersporn, worüber werden sie dort beraten auf dieser Zusammenkunft? Ob dabei etwas Gutes herauskommt?«

»Für uns? Wohl kaum.« Der Troubadour strich mit dem Daumen über die Saiten der Laute.

»Diese Zusammenkünfte sind für gewöhnlich Modenschauen, Intrigen, eine Gelegenheit zu Verleumdungen und internen Abrechnungen. Streitereien darum, ob man die Magie verbreiten oder einer Elite vorbehalten soll. Zank zwischen denen, die Königen dienen, und denen, die lieber von weitem Druck auf die Könige ausüben ...«

»Ha«, sagte Bernie Hofmeier. »Dann kann ich mir vorstellen, dass es während der Zusammenkunft auf Thanedd nicht schlechter blitzen und donnern wird als bei einem Gewitter.«

»Mag sein. Aber was geht uns das an?«

»Dich nichts«, sagte der Halbling mürrisch.

»Denn du klimperst immer nur auf der Laute und trinkst. Blickst auf die Welt ringsum und siehst nichts als Reime und Noten. Aber uns haben allein in der letzten Woche Berittene zweimal Kohl und Rüben zertrampelt. Das Heer macht Jagd auf die Eichhörnchen, die Eichhörnchen streifen umher und verdrücken sich, und die einen wie die anderen suchen sich ihren Weg durch unseren Kohl ...«

»Man sorgt sich nicht um den Kohl, wenn der Wald brennt«, rezitierte der Dichter.

»Wenn du, Rittersporn« – Bernie Hofmeier blickte ihn scheel an –, »was sagst, weiß man nie, ob man weinen, lachen oder dir eins in die Fresse hauen soll. Ich meine es ernst! Und ich sag dir, es sind widerwärtige Zeiten angebrochen. An den Landstraßen Pfähle und Galgen, auf den Lichtungen und Schneisen Leichen, verdammt, so muss dieses Land zu Zeiten Falkas ausgesehen haben. Und wie soll man hier leben? Am Tag kommen die Leute des Königs und drohen, dass sie uns einlochen, wenn wir den Eichhörnchen helfen. Und nachts tauchen die Elfen auf, und dann versuch mal, ihnen Hilfe zu verweigern! Da versprechen sie gleich poetisch, dass wir sehen werden, wie sich das Antlitz der Nacht rötet. Das sind solche Poeten, dass man kotzen könnte. Und so sitzen wir zwischen zwei Mühlsteinen ...«

»Du rechnest damit, dass die Zusammenkunft der Zauberer daran etwas ändert?«

»Ja doch. Du hast selbst gesagt, dass sich unter den Magiern zwei Parteien streiten. Es ist schon früher vorgekommen, dass die Zauberer mäßigend auf die Könige eingewirkt, dass sie mit Kriegen und Aufständen Schluss gemacht haben. Ebendadurch haben die Magier vor drei Jahren den Frieden mit Nilfgaard bewirkt. Das kann auch jetzt ...«

Bernie Hofmeier unterbrach sich, lauschte. Rittersporn brachte mit der Handfläche die klingenden Saiten zum Verstummen.

Aus der Finsternis auf dem Damm trat der Hexer hervor. Er kam langsam auf das Haus zu. Wieder zuckte ein Blitz. Als es donnerte, war der Hexer schon bei ihnen auf der Veranda.

»Und, wie steht’s, Geralt?«, fragte Rittersporn, um das lastende Schweigen zu brechen. »Hast du ein Untier aufgespürt?«

»Nein. Das ist keine Nacht zum Aufspüren. Es ist eine unruhige Nacht. Unruhig ... Ich bin müde, Rittersporn.«

»Also setz dich, ruh dich aus.«

»Du hast mich nicht verstanden.«

»In der Tat«, murmelte der Halbling, während er zum Himmel blickte und lauschte. »Eine unruhige Nacht, irgendwas Ungutes liegt in der Luft ... Das Vieh rumort im Stall ... Und im Sturmwind hört man Schreie ...«

»Die Wilde Jagd«, sagte der Hexer leise.

»SchließtdieFensterläden gut, Herr Hofmeier.«

»Die Wilde Jagd?«, wunderte sich Bernie.

»Gespenster?«

»Keine Angst. Sie zieht hoch oben vorbei. Im Sommer zieht sie immer weit oben. Aber die Kinder könnten aufwachen. Die Jagd bringt Albträume. Es ist besser, die Fensterläden zu schließen.«

»Die Wilde Jagd«, sagte Rittersporn und blickte unruhig empor, »kündigt Krieg an.«

»Unsinn. Aberglaube.«

»Aber! Kurz vor dem Angriff Nilfgaards auf Cintra ...«

»Still!« Der Hexer schnitt ihm mit einer Geste das Wort ab, richtete sich plötzlich auf und spähte ins Dunkel.

»Was ...«

»Reiter.«

»Verdammt«, zischte Hofmeier und sprang von der Bank auf. »Nachts können das nur Scioa’tael sein ...«

»Ein Pferd«, unterbrach ihn der Hexer und nahm das Schwert von der Bank. »Ein wirkliches Pferd. Der Rest sind Gespenster von der Jagd ... Verdammt, das kann nicht sein ... Im Sommer?«

Rittersporn war ebenfalls aufgesprungen, doch er schämte sich, wegzulaufen, denn weder Geralt noch Bernie schickten sich dazu an. Der Hexer zog das Schwert und lief auf den Damm zu, der Halbling folgte ihm, ohne zu zögern, mit einer Mistgabel bewaffnet. Wieder blitzte es, auf dem Damm schien für einen Augenblick ein galoppierendes Pferd auf. Dem Pferd aber jagte etwas Unbestimmtes nach, etwas, das ein unregelmäßig aus Finsternis und Lichtschein zusammengeballter Schwaden war, ein Wirbel, ein Trugbild. Etwas, das panische Furcht erregte, abscheuliches, die Eingeweide umdrehendes Entsetzen.

Der Hexer schrie und hob das Schwert. Der Reiter bemerkte ihn, beschleunigte den Galopp, schaute sich um. Abermals schrie der Hexer. Der Donner krachte.

Es blitzte, doch diesmal war es kein Blitz. Rittersporn kniete neben der Bank nieder und wäre daruntergekrochen, doch sie erwies sich als zu niedrig. Bernie ließ die Mistgabel sinken. Petunia Hofmeier, die aus dem Haus gelaufen kam, schrie durchdringend auf.

Das blendende Licht materialisierte sich zu einer durchsichtigen Sphäre, in der eine Gestalt aufschien, die rasend schnell Umrisse und Formen annahm. Rittersporn erkannte sie sofort. Er kannte diese schwarzen, weit fallenden Locken und den Obsidianstern auf dem Samtband. Was er nicht kannte und noch niemals gesehen hatte, war das Gesicht. Das Gesicht einer Furie, des leibhaftigen Zornes, das Gesicht einer Göttin von Rache, Vernichtung und Tod.

Yennefer riss die Hände hoch und schrie einen Spruch, aus ihren Handflächen schossen zischend und funkensprühend Spiralen, die den Nachthimmel zerrissen und sich tausendfach auf der Oberfläche der Teiche spiegelten. Die Spiralen bohrten sich wie Wurfspieße in den Schwaden, der den einsamen Reiter verfolgte. Der Schwaden begann zu brodeln, Rittersporn schien es, als höre er gespenstische Schreie, als sehe er die einherhuschenden, grauenhaften Silhouetten von Gespensterpferden. Er sah es den Bruchteil einer Sekunde lang, denn der Schwaden ballte sich plötzlich zu einer Kugel zusammen und schoss empor, gen Himmel, wobei er sich streckte und einen Schweif wie ein Komet nach sich zog. Die eintretende Dunkelheit wurde nur vom unsteten Schein der Laterne durchbrochen, die Petunia Hofmeier hielt.

Der Reiter brachte das Pferd auf dem Hof vor dem Haus zum Stehen, glitt aus dem Sattel, wankte. Rittersporn erkannte sofort, wer es war. Er hatte dieses feingliedrige, aschblonde Mädchen noch nie gesehen. Doch er hatte sie augenblicklich erkannt.

»Geralt ...«, sagte das Mädchen leise. »Frau Yennefer ... Entschuldige ... Ich musste. Du weißt doch ...«

»Ciri«, sagte der Hexer. Yennefer tat einen Schritt auf das Mädchen zu, blieb dann aber stehen. Sie schwieg.

Zu wem wird sie gehen, dachte Rittersporn. Keiner der beiden, weder der Hexer noch die Zauberin, machten einen Schritt oder eine Geste. Zu wem wird sie zuerst gehen? Zu ihm? Oder zu ihr?

Ciri ging zu keinem von beiden. Ihr blieb keine Wahl. Denn sie wurde ohnmächtig.

Das Haus war leer, der Halbling und seine ganze Familie waren bei Tagesanbruch an die Arbeit gegangen. Ciri stellte sich schlafend, hörte aber, wie Geralt und Yennefer hinausgingen. Sie glitt aus dem Bett, zog sich rasch an, schlich sich aus der Stube und folgte den beiden zum Garten.

Geralt und Yennefer bogen auf einen Damm zwischen den Teichen ab, die weiß waren von Seerosen und gelblich von Mummeln. Ciri verbarg sich hinter einer halb eingefallenen Mauer und beobachtete die beiden durch einen Spalt. Sie glaubte, dieser Rittersporn, der berühmte Dichter, schlafe noch. Doch sie irrte sich. Der Dichter Rittersporn schlief nicht. Und er ertappte sie auf frischer Tat.

»He«, sagte er, während er lässig und kichernd herankam. »Gehört sich das, zu lauschen und heimlich zu beobachten? Mehr Diskretion, Kleine. Lass sie ein wenig miteinander allein sein.«

Ciri wurde rot, presste aber sogleich die Lippen zusammen. »Erstens bin ich nicht klein«, zischte sie trotzig. »Und zweitens, ich störe sie doch wohl nicht, oder?«

Rittersporn wurde etwas ernster.

»Wahrscheinlich nicht«, sagte er. »Mir scheint sogar, dass du ihnen hilfst.«

»Ich? Wobei?«

»Stell dich nicht dumm. Gestern, das war schlau. Aber mich hast du nicht täuschen können. Du hast die Ohnmacht gespielt, stimmt’s?«

»Stimmt«, murmelte sie und wandte das Gesicht ab. »Frau Yennefer hat es gemerkt, aber Geralt nicht ...«

»Beide haben dich ins Haus getragen. Ihre Hände haben sich berührt. Sie haben fast bis zum Morgen an deinem Bett gesessen, einander aber kein Wort gesagt. Erst jetzt haben sie sich entschlossen, miteinander zu reden. Dort auf dem Damm, bei den Teichen. Und du hast beschlossen zu lauschen, worüber sie reden ... Und sie durch ein Loch in der Mauer zu beobachten. So dringlich musst du wissen, was sie dort tun?«

»Nichts tun sie.« Ciri errötete ein wenig. »Sie reden ein bisschen, das ist alles.«

»Und du« – Rittersporn setzte sich bei einem Apfelbaum ins Gras und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm, nachdem er sich vergewissert hatte, dass es darauf weder Ameisen noch Raupen gab –, »du wüsstest gern, worüber sie reden, nicht wahr?«

»Ja ... Nein! Und überhaupt ... Und überhaupt höre ich sowieso nichts. Sie sind zu weit weg.«

Der Barde lächelte. »Wenn du willst, sage ich es dir.«

»Und woher willst du das wissen?«

»Ha ha. Ich, liebe Ciri, bin ein Dichter. Dichter wissen von solchen Dingen alles. Ich sag dir eins: Dichter wissen von solchen Dingen mehr als die beteiligten Personen.«

»Von wegen!«

»Ich gebe dir mein Wort. Das Wort eines Dichters.«

»So? Na dann ... Na dann sag, worüber reden sie? Erklär mir, was das alles bedeutet!«

»Schau noch mal durch das Loch und sieh nach, was sie tun.«

»Hmm ...« Ciri biss sich auf die Unterlippe, dann bückte sie sich und brachte ein Auge an den Mauerspalt. »Frau Yennefer steht bei einer Weide ... Sie reißt Blätter ab und spielt mit ihrem Stern ... Sie sagt nichts und schaut Geralt überhaupt nicht an ... Und Geralt steht neben ihr. Mit gesenktem Kopf. Und er sagt etwas. Nein, sei still. Oh, macht der ein Gesicht ...«

»Kinderleicht.« Rittersporn fand im Gras einen Apfel, wischte ihn an der Hose ab und beäugte ihn kritisch. »Er bittet sie gerade, dass sie ihm seine verschiedenen dummen Worte und Taten verzeiht. Er entschuldigt sich für die Ungeduld, für den Mangel an Glaube und Hoffnung, für die Voreingenommenheit, für das Schmollen und die Posen, die sich für einen Mann nicht ziemen. Er entschuldigt sich für das, was er einst nicht verstanden hat, und für das, was er nicht verstehen wollte ...«

»Das ist eine unmögliche Unwahrheit!« Ciri richtete sich auf und warf mit einer heftigen Bewegung die Haare aus der Stirn. »Du denkst dir das alles aus!«

»Er entschuldigt sich für das, was er jetzt erst verstanden hat.« Rittersporn blickte gen Himmel, und seine Stimme begann den Rhythmus anzunehmen, der Balladen eigen ist.

»Für das auch, was er gern verstünde, obwohl er fürchtet, dass es ihm wohl nicht gelingen wird ... Und für das, was er gewiss niemals verstehen wird. Er entschuldigt sich und bittet um Verzeihung ... Hmm, hmm ... Befreiung ... Kasteiung ... Prophezeiung? Alles banal, verdammt ...«

»Das ist nicht wahr!« Ciri stampfte auf.

»Geralt redet gar nicht so! Er ... er redet überhaupt nicht. Ich habe es doch gesehen. Er steht mit ihr da und schweigt.«

»Darin besteht die Rolle der Poesie, Ciri. Sie spricht davon, wovon die anderen schweigen.«

»Eine dumme Rolle ist das. Und du denkst dir das alles aus!«

»Auch darin besteht die Rolle der Poesie. He, ich höre vom Damm her irgendwelche erregten Stimmen. Schau schnell nach, was sich da tut.«

»Geralt« – Ciri presste das Auge wieder an das Loch in der Mauer – »steht mit gesenktem Kopf da. Und Yennefer schreit ihn fürchterlich an. Sie schreit und fuchtelt mit den Händen. Oje ... Was mag das bedeuten?«

»Kinderleicht.« Rittersporn blickte wieder den am Himmel einherziehenden Wolken nach.

»Jetzt entschuldigt sie sich bei ihm.«

*Also nehme ich dich, um dich zu haben und zu bewahren, in guten und in schlechten Zeiten, im Glück und im Unglück, bei Tage und bei Nacht, in Krankheit und Gesundheit, denn ich liebe dich von ganzem Herzen und gelobe, dich auf ewig zu lieben, bis dass der Tod uns scheidet.*

Alte Trauformel

*Von der Liebe wissen wir nicht viel. Mit der Liebe ist es wie mit einer Birne. Die Birne ist süß und hat eine Form. Versucht einmal, die Form der Birne zu definieren.*

Rittersporn, *Ein halbes Jahrhundert Poesie*

# 

# Das dritte Kapitel

Geralt hatte Grund zu der Annahme – und nahm tatsächlich an –, die Bankette der Zauberer würden sich von den Empfängen und Festmählern gewöhnlicher Sterblicher unterscheiden. Er hatte jedoch nicht vermutet, dass die Unterschiede gar so groß und grundlegend sein würden.

Der Vorschlag, Yennefer bei dem Bankett, das der Zusammenkunft der Zauberer voranging, Gesellschaft zu leisten, kam für ihn überraschend, verwirrte ihn aber nicht allzu sehr. Es war ja nicht der erste Vorschlag dieser Art. Schon früher, als sie zusammenwohnten und zwischen ihnen alles gut stand, wollte Yennefer in seiner Begleitung auf Zusammenkünfte und Kongresse gehen. Damals hatte er jedoch prinzipiell abgelehnt. Er war überzeugt, dass man ihn unter den Zauberern bestenfalls als Wundertier und Sensation behandeln würde, schlimmstenfalls als Eindringling und Paria. Yennefer machte sich über seine Befürchtungen lustig, insistierte aber nicht. Da sie in anderen Situationen derart zu insistieren verstand, dass die Wand wackelte und Glas rieselte, fand sich Geralt in seiner Ansicht bestätigt, dass seine Entscheidung richtig war.

Diesmal willigte er ein. Ohne zu überlegen. Der Vorschlag fiel nach einem langen, offenen und emotionsgeladenen Gespräch. Nach dem Gespräch, das sie einander wieder nahebrachte, die früheren Konflikte in den Schatten und ins Vergessen rückte, das Eis von Bedauern,Stolzund Voreingenommenheit zum Schmelzen brachte. Nach dem Gespräch auf dem Damm in Hirundum hätte Geralt jedem, absolut jedem Vorschlag vonseiten Yennefers zugestimmt. Er hätte nichts abgeschlagen, selbst wenn sie ihm einen gemeinsamen Besuch in der Hölle vorgeschlagen hätte, um in Gesellschaft von Feuerdämonen ein Tässchen kochendes Pech zu trinken.

Und da war noch Ciri, ohne die es nicht zu diesem Gespräch, zu der Begegnung gekommen wäre. Ciri, für die sich Codringher zufolge irgendein Zauberer interessierte. Geralt rechnete damit, dass seine Anwesenheit auf der Zusammenkunft den Zauberer provozieren und zum Handeln zwingen würde. Doch Yennefer sagte er davon kein Wort.

Von Hirundum ritten sie direkt nach Thanedd, er, sie, Ciri und Rittersporn. Zunächst hielten sie sich im riesigen Palastkomplex von Loxia auf, der südöstlich am Fuße des Berges lag. Der Palast wimmelte schon von Gästen der Zusammenkunft und von den sie begleitenden Personen, doch für Yennefer fand sich sofort eine Unterkunft. Sie blieben einen ganzen Tag in Loxia. Geralt verbrachte diesen Tag mit Gesprächen mit Ciri, Rittersporn mit Herumlaufen, Sammeln und Verbreiten von Gerüchten, die Zauberin mit dem Anprobieren und Aussuchen von Kleidern. Doch als es Abend wurde, schlossen sich der Hexer und Yennefer dem bunten Zug an, der nach Aretusa unterwegs war – zu dem Palast, in dem das Bankett stattfinden sollte.

Und jetzt in Aretusa wunderte sich Geralt und kämpfte mit der Überraschung, obwohl er sich vorgenommen hatte, sich über nichts zu wundern und sich von nichts überraschen zu lassen.

Der riesige zentrale Saal des Palasts war in Form des Buchstaben T gebaut. Der längere Zweig hatte Fenster, die schmal und unwahrscheinlich hoch waren, bis fast unter die von Säulen getragene Decke reichten. Die Decke war ebenfalls hoch. So hoch, dass man nur schwer Einzelheiten der Fresken ausmachen konnte, mit denen sie geschmückt war, insbesondere das Geschlecht der Nackedeis, die das am häufigsten wiederkehrende Motiv der Malerei bildeten. In den Fenstern waren bleigefasste Buntglasbilder, die ein wahres Vermögen gekostet haben mussten, dennoch war in der Halle ein deutlicher Luftzug zu spüren. Geralt wunderte sich, dass die Kerzen nicht erloschen, doch bei genauerer Beobachtung erkannte er den Grund. Die Kandelaber waren magisch, vielleicht sogar illusorisch. Jedenfalls spendeten sie reichlich Licht, unvergleichlich mehr als Kerzen.

Als sie eintraten, befand sich schon ein gutes Hundert Leute in dem Saal, der, wie Geralt schätzte, mindestens dreimal so viel hätte fassen können, selbst wenn in der Mitte, wie es der Brauch gebot, Tische in Form eines Hufeisens aufgestellt worden wären. Doch das traditionelle Hufeisen fehlte völlig. Es sah danach aus, als würde man im Stehen speisen müssen, dabei an den Wänden entlangwandern, die mit Gobelins, Girlanden und in der Zugluft wogenden Bannern geschmückt waren. Unter den Gobelins und Girlanden waren Reihen langer Tischchen aufgestellt. Und auf den Tischchen lagen raffinierte Speisen auf noch raffinierterem Geschirrinmittenraffinierter Blumenkompositionen und raffinierter Eisskulpturen. Geralt stellte fest, dass die Raffinesse die Menge der Speisen bei weitem überwog.

»Es gibt keinen Tisch«, konstatierte er mürrisch, während er die kurze, schwarze, silbern abgesetzte und taillierte Jacke glattstrich, mit der ihn Yennefer ausstaffiert hatte. So eine Jacke, die der neueste Modeschrei war, wurde Doublett genannt. Der Hexer hatte keine Ahnung, woher diese Bezeichnung stammte. Und er wollte es auch nicht wissen.

Yennefer reagierte nicht. Geralt hatte keine Reaktion erwartet, er wusste sehr wohl, dass die Zauberin auf derlei Feststellungen nicht zu reagieren pflegte. Doch er gab nicht auf. Er nörgelte weiter. Er hatte einfach Lust, ein bisschen zu nörgeln. »Es gibt keine Musik. Es zieht wie Hechtsuppe. Man kann sich nirgends setzen. Werden wir im Stehen essen und trinken?«

Die Zauberin bedachte ihn mit einem schmachtenden veilchenblauen Blick.

»Natürlich«, sagte sie unerwartet ruhig. »Wir werden im Stehen essen. Du solltest auch wissen, dass ein längerer Aufenthalt an den Tischen mit den Speisen als taktlos gilt.«

»Ich werde mich bemühen, taktvoll zu sein«, murmelte er. »Zumal es nichts gibt, wo man sich besonders aufhalten könnte, wie ich sehe.«

»Unmäßiges Trinken gilt als sehr taktlos«, setzte Yennefer die Belehrung fort, ohne sein Murren im mindesten zu beachten. »Einem Gespräch aus dem Wege zu gehen, gilt als unverzeihlich taktlos.«

»Und dass dieser Hänfling«, unterbrach er sie, »in der idiotischen Hose mich gerade mit dem Finger seinen beiden Kumpels zeigt, gilt das als taktlos?«

»Ja. Aber als Bagatelle.«

»Was werden wir tun, Yen?«

»Im Saal umhergehen, Leute begrüßen, Komplimente austeilen, Konversation machen ... Hör auf, das Doublett zurechtzuziehen und die Haare zurückzustreichen.«

»Du hast mir nicht erlaubt, das Stirnband anzulegen ...«

»Dein Stirnband ist anmaßend. Na, fass mich unter und lass uns gehen. Beim Eingang stehenzubleiben, gilt als taktlos.«

Sie streiften durch den Saal, der sich allmählich mit Gästen füllte. Geralt war wahnsinnig hungrig, stellte aber rasch fest, dass Yennefer nicht gespaßt hatte. Es wurde offensichtlich, dass die unter den Zauberern verbindlichen Formen verlangten, dass man wenig aß und trank, und das scheinbar widerwillig. Zu allem Übel zog jeder Aufenthalt an einem Tisch mit Speisen gesellschaftliche Verpflichtungen nach sich. Jemand bemerkte die beiden, zeigte sich erfreut darüber, kam heran und begrüßte sie ebenso weitschweifig wie unaufrichtig. Auf das obligatorische Vortäuschen eines Kusses auf die Wange und einen unangenehm weichen Händedruck, ein geheucheltes Lächeln und erst recht geheuchelte, aber gut erfundene Komplimente folgte ein kurzes und langweiliges Gespräch über nichts.

Der Hexer schaute sich sehnsüchtig nach bekannten Gesichtern um, hauptsächlich in der Hoffnung, nicht die einzige Person zu sein, die nicht zur Bruderschaft der Zauberer gehörte. Yennefer hatte ihm versichert, er werde nicht der Einzige sein, dennoch hatte er bisher entweder niemanden von außerhalb der Bruderschaft gesehen oder niemanden zu erkennen vermocht.

Pagen trugen auf Tabletts Wein herum, wobei sie zwischen den Gästen lavierten. Yennefer trank überhaupt nichts. Der Hexer hätte gern etwas getrunken, kam aber nicht dazu. Also würde ihn, wenn ihn schon das Doublett unter den Achseln drückte, wenigstens nicht die Blase drücken. Geschickt mit dem Arm steuernd, an dem er sie untergefasst hielt, zog ihn die Zauberin vom Tisch weg und führte ihn in die Mitte des Saales, mitten hinein ins Zentrum des allgemeinen Interesses. Widerstand war zwecklos. Er begriff, worum es ging: Es war eine ganz simple Demonstration.

Geralt wusste, was zu erwarten stand, also ertrug er mit stoischer Ruhe die von ungesunder Neugier erfüllten Blicke der Zauberinnen und das rätselhafte Lächeln der Zauberer. Obwohl ihm Yennefer versichert hatte, dass Herkommen und Takt es verboten, bei solchen Veranstaltungen Magie zu benutzen, glaubte er nicht, dass sich die Magier zurückhalten könnten, zumal Yennefer ihn provokant zur Schau stellte. Ein paarmal spürte er, wie das Medaillon zuckte und magische Impulse ihn berührten. Einige Zauberer – und insbesondere Zauberinnen – versuchten dreist, in seinen Gedanken zu lesen. Er war darauf vorbereitet, wusste, worum es ging, wusste, wie er parieren musste. Er betrachtete die an seiner Seite gehende Yennefer, die weiß-schwarz- brillantene Yennefer mit den lockigen Haaren und den veilchenblauen Augen, und die sondierenden Zauberer gerieten in Verwirrung, verloren zu seiner höchsten Befriedigung sichtlich die Contenance. Ja, antwortete er ihnen in Gedanken, ja, ihr irrt euch nicht. Es gibt nur sie, sie an meiner Seite, hier und jetzt, und nur das zählt. Hier und jetzt. Und was sie früher war, wo sie früher war und mit wem, hat keine, nicht die mindeste Bedeutung. Jetzt ist sie mit mir zusammen, hier, unter euch. Mit mir, mit keinem anderen. Genau so denke ich, der ich immerzu an sie denke, unablässig an sie denke, ihr Parfüm rieche und die Wärme ihres Körpers spüre. Und ihr sollt vor Neid platzen.

Die Zauberin drückte ihm fest die Hand, schmiegte sich leicht an seine Seite. »Danke«, murmelte sie und dirigierte ihn wieder zu den Tischen hin. »Aber ohne übertriebenes Zurschaustellen, bitte.«

»Haltet ihr Zauberer Aufrichtigkeit immer für zur Schau gestellt? Liegt das daran, dass ihr nicht an Aufrichtigkeit glaubt, selbst dann nicht, wenn ihr sie in fremden Gedanken lest?«

»Ja. Daran.«

»Und dennoch dankst du mir?«

»Weil ich dir glaube.« Sie drückte seine Hand noch stärker, griff nach einem Tellerchen.

»Leg mir ein wenig Lachs auf, Hexer. Und Krabben.«

»Das sind Krabben aus Poviss. Sie sind sicherlich vor einem Monat gefangen worden, und es herrscht Hitze. Fürchtest du nicht ...«

»Diese Krabben«, unterbrach sie ihn, »sind noch heute Morgen auf dem Meeresgrund umhergekrochen. Teleportation ist eine wunderbare Erfindung.«

»Stimmt. Das müsste man allgemein verbreiten, findest du nicht?«

»Wir arbeiten daran. Leg auf, leg auf, ich habe Hunger.«

»Ich liebe dich, Yen.«

»Ich habe doch gebeten, ohne Zurschaustellen ...« Sie stockte, warf den Kopf zurück, strich sich die schwarzen Locken von der Wange, riss die veilchenblauen Augen auf. »Geralt! Du hast dich mir zum ersten Mal erklärt!«

»Unmöglich. Du machst dich über mich lustig!«

»Nein, mache ich nicht. Früher hast du es nur gedacht, heute hast du es gesagt.«

»Ist das so ein Unterschied?«

»Ein gewaltiger.«

»Yen ...«

»Red nicht mit vollem Mund. Ich liebe dich auch. Habe ich dir das nicht gesagt? Götter, du erstickst! Heb die Hände hoch, ich klopfe dir auf den Rücken. Atmen, tief atmen.«

»Yen ...«

»Atme, atme, gleich ist es vorbei.«

»Yen!«

»Ja. Aufrichtigkeit gegen Aufrichtigkeit.«

»Fühlst du dich wohl?«

»Ich habe gewartet.« Sie träufelte Zitrone auf den Lachs. »Ich konnte ja nicht gut auf Erklärungen reagieren, die du nur in Gedanken machtest. Ich habe auf die Worte gewartet, nun konnte ich antworten, ich habe geantwortet. Ich fühle mich blendend.«

»Was ist geschehen?«

»Das sage ich dir später. Iss. Dieser Lachs ist vorzüglich, ich schwör’s bei der *Kraft*, wirklich vorzüglich.«

»Darf ich dich küssen? Jetzt, hier, vor allen Leuten?«

»Nein.«

»Yennefer!« Eine vorbeikommende dunkelhaarige Zauberin löste sich vom Arm des sie begleitenden Mannes, kam näher. »Du bist also doch gekommen? Oh, das ist wundervoll! Ich habe dich eine Ewigkeit nicht gesehen!«

»Sabrina!« Yennefer freute sich so aufrichtig, dass jeder mit Ausnahme Geralts sich hätte täuschen lassen können. »Liebe! Wie ich mich freue!«

Die Zauberinnen umarmten sich vorsichtig und küssten einander die Luft neben den Ohren und den Ohrringen von Onyx und Brillanten. Die Ohrringe beider Zauberinnen, die an Miniatur-Weintrauben erinnerten, waren identisch – augenblicks lag wütende Feindschaft in der Luft.

»Geralt, erlaube, das ist meine Schulfreundin, Sabrina Glevissig von Ard Carraigh.«

Der Hexer verneigte sich, küsste die ihm hoch hingehaltene Hand. Er hatte schon erkannt, dass alle Zauberinnen bei der Begrüßung einen Handkuss erwarteten, eine Geste, die sie mindestens mit Fürstinnen gleichsetzte. Sabrina Glevissig hob den Kopf, ihre Ohrringe erzitterten und klingelten, leise, aber demonstrativ und dreist.

»Ich wollte dich schon immer kennenlernen, Geralt«, sagte sie lächelnd. Wie alle Zauberinnen benutzte sie kein »Herr«, »Euer Gnaden« und dergleichen beim Adel obligatorische Formen. »Ich freue mich, freue mich riesig. Endlich hast du aufgehört, ihn vor uns zu verstecken, Yenna. Offen gesagt, ich wundere mich, dass du so lange gezögert hast. Da gibt es absolut nichts, dessen man sich schämen müsste.«

»Das glaube ich auch«, erwiderte Yennefer leichthin, kniff ein wenig die Augen zusammen und warf demonstrativ die Haare zurück, so dass ihr eigener Ohrring zu sehen war. »Eine schöne Bluse, Sabrina. Geradezu hinreißend. Nicht wahr, Geralt?«

Der Hexer nickte, schluckte. Die Bluse von Sabrina Glevissig, die aus schwarzem Chiffon geschneidert war, ließ absolut alles sehen, was es zu sehen gab, und da gab es so einiges zu sehen. Der karminrote Rock, von einem silbernen Gürtel mit einer Schnalle in Form einer Rose gehalten, war entsprechend der neuesten Mode an der Seite geschlitzt. Die Mode verlangte allerdings, Röcke mit Schlitzen bis in halbe Höhe des Oberschenkels zu tragen, doch bei Sabrina war der Rock bis zur Mitte der Hüfte geschlitzt. Einer sehr hübschen Hüfte.

»Was gibt es Neues in Kaedwen?«, erkundigte sich Yennefer und tat so, als sehe sie nicht, wohin Geralt blickte. »Dein König Henselt vergeudet immer noch Kräfte und Mittel, um die Eichhörnchen in den Wäldern verfolgen zu lassen? Er denkt immer noch an eine Strafexpedition gegen die Elfen von Dol Blathanna?«

»Lassen wir die Politik ruhen.« Sabrina lächelte. Die ein wenig zu lange Nase und die Raubtieraugen ließen sie wie das klassische Bild einer Hexe aussehen. »Morgen bei der Beratung werden wir politisieren, dass es uns zu den Ohren herauskommt. Und werden uns reichlich verschiedene ... Moralpredigten anhören. Von der Notwendigkeit friedlicher Koexistenz ... Von der Freundschaft ... Von der unerlässlichen solidarischen Haltung gegenüber den Plänen und Absichten unserer Könige ... Was werden wir noch zu hören bekommen, Yennefer? Was halten das Kapitel und Vilgefortz morgen noch für uns in petto?«

»Lassen wir die Politik ruhen.«

Sabrina Glevissig lächelte silbern und ließ abermals leise die Ohrringe klimpern.

»Richtig. Warten wir ab bis morgen. Morgen ... Morgen wird sich alles klären. Ach, diese Politik, diese endlosen Besprechungen ... Wie schlecht die sich auf den Teint auswirken. Zum Glück habe ich eine perfekte Creme, glaub mir, meine Liebe, die Fältchen verschwinden im Nu ... Soll ich dir die Rezeptur geben?«

»Danke, meine Liebe, aber die brauche ich nicht. Wirklich nicht.«

»Ach, ich weiß. In der Schule habe ich dich immer um deinen Teint beneidet. Götter, wie lange ist das her?«

Yennefer tat so, als verbeuge sie sich zu irgendeinem der Vorübergehenden hin. Sabrina hingegen lächelte den Hexer an und reckte ausgiebig hervor, was der schwarze Chiffon nicht verbarg. Geralt schluckte abermals und versuchte, nicht allzu dreist ihre rosigen Brustwarzen zu betrachten, die durch den durchsichtigen Stoff hindurch nur zu gut zu sehen waren. Er blickte vorsichtig zu Yennefer hin. Die Zauberin lächelte, doch er kannte sie zu gut. Sie war wütend.

»Ach, entschuldige«, sagte sie plötzlich. »Ich sehe dort Philippa, mit der muss ich unbedingt reden. Komm, Geralt. Tschüs, Sabrina.«

»Tschüs, Yenna.« Sabrina Glevissig schaute dem Hexer in die Augen. »Ich gratuliere dir nochmals zu deinem ... Geschmack.«

»Danke.« Yennefers Stimme war verdächtig kalt. »Danke, meine Liebe.«

Philippa Eilhart war in Begleitung Dijkstras da. Geralt, der früher einmal flüchtig Kontakt zu dem redanischen Spion gehabt hatte, hätte sich eigentlich freuen müssen – endlich traf er auf einen Bekannten, der wie er nicht zur Bruderschaft gehörte. Doch er freute sich nicht.

»Wie schön, dich zu sehen, Yenna.« Philippa küsste die Luft neben Yennefers Ohrring.

»Grüß dich, Geralt. Ihr kennt beide den Grafen Dijkstra, nicht wahr?«

»Wer kennt ihn nicht.« Yennefer neigte den Kopf und reichte Dijkstra die Hand, die der Spion ehrerbietig küsste. »Ich bin froh, Euch wiederzusehen, Graf.«

»Die Freude ist ganz meinerseits«, versicherte der Chef der Geheimdienste König Wisimirs,

»dich wiederzusehen, Yennefer. Zumal in so lieber Gesellschaft. Herr Geralt, meine tief empfundene Wertschätzung ...«

Geralt verkniff sich die Versicherung, seine Wertschätzung sei noch tiefer empfunden, drückte die ihm dargebotene Hand – oder versuchte es vielmehr, denn ihre Ausmaße überstiegen das normale Maß und machten einen Händedruck praktisch unmöglich. Der riesenhafte Spion trug ein hellbeiges Doublett, das ziemlich leger aufgeknöpft war. Man sah, dass er sich darin ungezwungen fühlte.

»Ich habe bemerkt«, sagte Philippa, »dass ihr euch mit Sabrina unterhalten habt?«

»Haben wir«, fauchte Yennefer. »Hast du gesehen, was sie anhat? Man darf weder Geschmack noch Schamgefühl haben, um ... Aber lassen wir das. Wenn sie wenigstens was vorzuzeigen hätte! Die widerliche Äffin!«

»Sie hat versucht, euch auszuhorchen? Alle wissen, dass sie für Henselt von Kaedwen spioniert.«

»Was du nicht sagst!« Yennefer tat verwundert, was zu Recht als gelungener Scherz aufgefasst wurde.

»Und Ihr, Herr Graf, amüsiert Euch gut auf unserer Feierlichkeit?«, fragte Yennefer, als Philippa und Dijkstra zu lachen aufgehört hatten.

»Ungewöhnlich gut.« König Wisimirs Spion verbeugte sich galant.

Philippa lächelte. »Wenn wir bedenken, dass der Graf dienstlich hier ist, dann ist diese Feststellung für uns ein unerhörtes Kompliment. Und wie jedes Kompliment solcher Art wenig aufrichtig. Eben noch hat er mir gestanden, dass er ein nettes, heimeliges Halbdunkel vorziehen würde, den Geruch von Fackeln und von am Spieß leicht angebranntem Fleisch. Er vermisst den traditionellen Tisch, auf dem Soße und Bier verschüttet worden sind, auf den man im Rhythmus obszöner Trinklieder den Humpen aufstoßen und unter den man gegen Morgen elegant rutschen kann, um inmitten von an KnochennagendenWindhunden einzuschlafen. Für meine Argumente aber, die die Überlegenheit unserer Art zu feiern aufzeigten, ist er, stellt euch das vor, taub geblieben.«

»Wirklich?« Der Hexer betrachtete den Spion freundlicher. »Und was waren das für Argumente, wenn man fragen darf?«

Diesmal war es seine Frage, die offensichtlich als gelungener Scherz aufgefasst wurde, denn beide Zauberinnen begannen gleichzeitig zu lachen.

»Ach, Männer«, sagte Philippa. »Nichts versteht ihr. Kann man denn in Halbdunkel und Qualm, wenn man am Tisch sitzt, mit seinem Kleid und seiner Figur imponieren?«

Geralt, der keine Worte fand, verbeugte sich nur. Yennefer drückte ihm sanft den Unterarm.

»Ach«, sagte sie. »Dort sehe ich Triss Merigold. Ich muss unbedingt ein paar Worte mit ihr wechseln ... Entschuldigt, dass wir euch jetzt verlassen. Bis bald, Philippa. Bestimmt finden wir heute noch eine Gelegenheit zum Plaudern. Nicht wahr, Graf?«

»Zweifellos.« Dijkstra lächelte und verneigte sich tief. »Ich stehe zu Diensten, Yennefer. Auf den ersten Wink.«

Sie gingen zu Triss, die in mehreren Nuancen von Blau und Seladon schillerte. Bei ihrem Anblick unterbrach Triss das Gespräch mit zwei Zauberern, lächelte freudig, umarmte Yennefer, und es wiederholte sich das rituelle Küssen der Luft neben den Ohren. Geralt ergriff die ihm dargebotene Hand, beschloss aber, gegen das Zeremoniell zu verstoßen – er umarmte die Zauberin mit dem kastanienbraunen Haar und küsste sie auf die weiche, wie ein Pfirsich mit Flaum besetzte Wange. Triss errötete ein wenig.

Die Zauberer stellten sich vor. Einer war Drithelm von Pont Vanis, der andere sein Bruder Detmold. Beide standen bei König Esterad von Kovir in Diensten. Beide erwiesen sich als wortkarg, beide entfernten sich, sobald sich eine Gelegenheit bot.

»Ihr habt euch mit Philippa und Dijkstra aus Dreiberg unterhalten«, stellte Triss fest, während sie mit dem an ihrem Hals hängenden, in Silber und Brillanten gefassten Herzchen aus Lapislazuli spielte. »Ihr wisst natürlich, wer Dijkstra ist?«

»Ja«, sagte Yennefer. »Hat er mit dir gesprochen? Und versucht, dich auszuhorchen?«

»Hat er.« Die Zauberin lächelte vielsagend und kicherte. »Ziemlich vorsichtig. Aber Philippa hat ihn behindert, so gut sie nur konnte. Dabei hätte ich gedacht, die beiden stünden besser zueinander.«

»Sie stehen bestens zueinander«, warnte Yennefer sie ernst. »Sieh dich vor, Triss. Sag ihm kein Wort über ... Du weißt, über wen.«

»Ich weiß. Ich werde achtgeben. Aber à propos ...« Triss senkte die Stimme. »Was ist mit ihr? Werde ich sie sehen können?«

Yennefer lächelte. »Wenn du dich endlich dazu entschließt, Übungen in Aretusa abzuhalten, wirst du sie sehr oft sehen können.«

»Ach.« Triss riss die Augen auf. »Verstehe. Ist Ciri ...«

»Still, Triss. Lass uns später darüber sprechen. Morgen. Nach der Beratung.«

»Morgen?« Triss lächelte sonderbar. Yennefer runzelte die Brauen, doch ehe sie nachfragen konnte, kam im Saal leichte Unruhe auf.

»Sie sind da.« Triss räusperte sich. »Endlich.«

»Ja«, bestätigte Yennefer und wandte den Blick von den Augen ihrer Freundin. »Sie sind da. Geralt, endlich ist Gelegenheit, dass du die Mitglieder des Kapitels und des Höchsten Rates kennenlernst. Wenn es sich ergibt, stelle ich dich vor, aber es wird nicht schaden, wenn du vorher weißt, wer wer ist.«

Die versammelten Zauberer traten zurück, verbeugten sich ehrerbietig vor den Personen, die den Saal betraten. Zuerst kam ein nicht mehr junger, aber kräftiger Mann in ungewöhnlich bescheidener Wollkleidung. An seiner Seite schritt eine hochgewachsene Frau mit scharfen Zügen und dunklem, glatt gekämmtem Haar.

»Das ist Gerhart von Aelle, bekannt als Hen Gedymdeith, der ältste unter den lebenden Zauberern«, teilte Yennefer halblaut mit. »Die Frau, die neben ihm geht, ist Tissaia de Vries. Sie ist nur wenig jünger als Hen, geizt aber nicht mit Elixieren.«

Hinter den beiden kam eine attraktive Frau mit sehr langen Haaren von dunklem Goldblond, die mit einem spitzenbesetzten resedafarbenen Kleid raschelte.

»Francesca Findabair, genannt Enid an Gleanna, die Aster aus den Tälern. Mach keine Stielaugen, Hexer. Sie gilt allgemein als die schönste Frau der Welt.«

»Sie ist Mitglied des Kapitels?«, flüsterte er verwundert. »Sie sieht sehr jung aus. Auch magische Elixiere?«

»In ihrem Fall nicht. Francesca ist eine reinblütige Elfe. Beachte den Mann, der sie begleitet. Das ist Vilgefortz von Roggeveen. Der ist wirklich jung. Aber unwahrscheinlich talentiert.«

Die Bezeichnung »jung« umfasste, wie Geralt wusste, bei den Zauberern ein Alter bis zu einschließlich hundert Jahren. Vilgefortz sah aus wie fünfunddreißig. Er war hochgewachsen und gut gebaut, er trug ein kurzes Wams nach Ritterart, aber natürlich ohne Wappen. Er sah verteufelt gut aus. Das fiel ins Auge, obwohl an seiner Seite Francesca Findabair einherschwebte, die Elfe mit den riesigen grauen Augen und von geradezu atemberaubender Schönheit.

»Der etwas Kleinere, der neben Vilgefortz geht, ist Artaud Terranova«, erklärte Triss Merigold. »Alle fünf bilden das Kapitel ...«

»Und diese junge Frau mit dem seltsamen Gesicht, die hinter Vilgefortz geht?«

»Das ist seine Assistentin, Lydia van Bredevoort«, sagte Yennefer in kaltem Ton.

»Eine unbedeutende Person, aber es ist sehr taktlos, ihr ins Gesicht zu starren. Wende deine Aufmerksamkeit lieber den dreien zu, die danach kommen, das sind Mitglieder des Rates. Fercart von Cidaris, Radcliffe von Oxenfurt und Carduin von Lan Exeter.«

»Das ist der ganze Rat? In voller Besetzung? Ich dachte, es sind mehr.«

»Das Kapitel umfasst fünf Personen, zum Rat gehören weitere fünf. Darunter auch Philippa Eilhart.«

»Die Rechnung geht immer noch nicht auf«, sagte er kopfschüttelnd.

Triss begann zu kichern. »Du hast es ihm nicht gesagt? Weißt du es wirklich nicht, Geralt?«

»Was denn?«

»Yennefer gehört ja auch zum Rat. Seit der Schlacht von Sodden. Du hast dich noch nicht vor ihm damit gebrüstet, meine Liebe?«

»Nein, meine Liebe.« Die Zauberin schaute ihrer Freundin gerade in die Augen. »Erstens prahle ich nicht gern. Zweitens war dazu keine Zeit. Ich hatte Geralt sehr lange nicht gesehen, wir haben eine Menge nachzuholen. Da ist eine lange Liste zusammengekommen. Wir werden sie der Reihe nach abarbeiten.«

»Natürlich«, sagte Triss unsicher. »Hmm ... Nach so langer Zeit ... Verstehe. Da gibt es allerhand zu besprechen.«

Yennefer lächelte zweideutig und bedachte den Hexer abermals mit einem schmachtenden Blick. »Die Gespräche stehen am Ende der Liste. Ganz am Ende, Triss.«

Die Zauberin mit dem kastanienbraunen Haar wurde sichtlich verlegen und ein wenig rot.

»Verstehe«, wiederholte sie und nestelte verlegen an dem Herzchen aus Lapislazuli.

»Ich bin sehr froh, dass du verstehst. Geralt, hol uns Wein. Nein, nicht von diesem Pagen. Von dem anderen, der weiter weg ist.«

Er gehorchte, da er in ihrer Stimme einen Befehl spürte. Während er die Gläser von dem Tablett nahm, das der Page trug, beobachtete er die beiden Zauberinnen diskret. Yennefer sprach schnell und leise, Triss Merigold hörte mit gesenktem Kopf zu. Als er zurückkam, war Triss schon fort. Yennefer zeigte an dem mitgebrachten Wein keinerlei Interesse, also stellte er die beiden nutzlosen Pokale auf einen Tisch.

»Du hast doch wohl nicht übertrieben?«, fragte er kalt.

Yennefers Augen flammten veilchenblau auf.

»Versuch nicht, eine Idiotin aus mir zu machen. Hast du gedacht, ich wüsste nicht von ihr und dir?«

»Wenn es das ist ...«

»Genau das«, schnitt sie ihm das Wort ab.

»Zieh kein dummes Gesicht und verkneif dir die Kommentare. Und vor allem versuch nicht zu lügen. Ich kenne Triss länger als dich, wir haben einander gern, verstehen uns blendend und werden uns immer verstehen, ungeachtet gewisser kleiner ... Zwischenfälle. Aber jetzt kam es mir so vor, als bestünde daran ein wenig Zweifel. Also habe ich ihn zerstreut, und fertig. Lass uns nicht darauf zurückkommen.«

Das hatte er nicht vor.

Yennefer strich sich die Locken von der Wange zurück. »Ich werde dich jetzt einen Augenblick alleinlassen, ich muss mit Tissaia und Francesca reden. Iss noch etwas, denn dir geht es im Bauche um. Und pass auf. Ein paar Leute werden dich gewiss ansprechen. Lass dich nicht übern Tisch ziehen und verdirb mir nicht den Ruf.«

»Keine Sorge.«

»Geralt?«

»Ja.«

»Vor kurzem hast du den Wunsch geäußert, mich zu küssen, hier vor allen Leuten. Ist das immer noch aktuell?«

»Ist es.«

»Versuch, mir den Lippenstift nicht zu verschmieren.«

Er lugte aus dem Augenwinkel nach den Versammelten. Sie beobachteten den Kuss, aber unaufdringlich. Philippa Eilhart, die unweit bei einer Gruppe junger Zauberer stand, zwinkerte ihm zu und tat so, als klatsche sie Beifall.

Yennefer löste ihren Mund von seinem, seufzte tief. »Eine Kleinigkeit, aber man freut sich«, murmelte sie. »Also, ich gehe. Ich komme bald wieder. Und später, nach dem Bankett ... Hmmm ...«

»Ja?«

»Iss bitte nichts mit Knoblauch.«

Als sie gegangen war, ließ der Hexer das feine Benehmen feines Benehmen sein, lockerte das Doublett, trank beide Pokale aus und versuchte ernsthaft, sich dem Essen zu widmen. Es wurde nichts daraus.

»Geralt.«

»Herr Graf.«

»Red mich nicht mit dem Titel an.« Dijkstra verzog das Gesicht. »Ich bin überhaupt kein Graf. Wisimir hat mich geheißen, mich so vorzustellen, um die Höflinge und Magier nicht mit meiner pöbelhaften Abstammung zu reizen. Na, wie klappt es mit dem Imponieren mit Kleid und Figur? Und mit dem Vortäuschen, dass du dich gut unterhältst?«

»Ich brauche nichts vorzutäuschen. Ich bin nicht dienstlich hier.«

»Interessant.« Der Spion lächelte. »Aber das bestätigt die allgemeine Ansicht, der zufolge du unnachahmlich und einzigartig bist. Denn alle anderen sind dienstlich hier.«

»Genau das hatte ich befürchtet.« Geralt hielt es für angebracht, ebenfalls zu lächeln. »Ich habe gespürt, dass ich hier einzigartig sein würde. Das heißt, fehl am Platze.«

Der Spion musterte die nahebei stehenden Schalen, nahm aus einer eine große grüne Schote einer Geralt unbekannten Pflanze und steckte sie in den Mund.

»Ich nutze die Gelegenheit«, sagte er, »dir für die Gebrüder Michelet zu danken. Eine Menge Leute in Redanien haben erleichtert aufgeatmet, als du sie alle vier im Hafen von Oxenfurt abgemurkst hast. Ich habe mich scheckig gelacht, als der Arzt von der Universität, der zu der Untersuchung herangezogen wurde, nach der Begutachtung der Wunden behauptete, jemand habe eine gerade auf den Stiel aufgesetzte Sense benutzt.«

Geralt enthielt sich eines Kommentars.

Dijkstra steckte sich die nächste Schote in den Mund. »Schade«, fuhr er kauend fort, »dass du dich, nachdem du sie erledigt hattest, nicht beim Bürgermeister gemeldet hast. Es war Kopfgeld auf sie ausgesetzt, tot oder lebendig. Kein geringes.«

»Zu viel Scherereien mit der Steuererklärung.« Der Hexer entschloss sich ebenfalls zu einer grünen Schote, doch sie schmeckte wie eingeseifter Sellerie. »Außerdem musste ich damals eilig abreisen, weil ... Aber ich langweile dich sicherlich, denn du weißt ja sowieso alles.«

»Schön wär’s.« Der Spion lächelte. »Ich weiß nicht alles. Woher denn auch?«

»Aus dem Bericht von Philippa Eilhart, um beim Nächstliegenden zu bleiben.«

»Berichte, Erzählungen, Gerüchte. Ich muss sie mir anhören, das ist mein Beruf. Aber mein Beruf zwingt mich gleichzeitig, sie sehr gründlich auszusieben. Unlängst, stell dir vor, sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, jemand habe den berühmten Professor und seine beiden Kumpane erledigt. Das habe sich bei einem Gasthof in Anchor zugetragen. Der das getan habe, sei auch zu sehr in Eile gewesen, um sich die Belohnung abzuholen.«

Geralt zuckte mit den Schultern. »Gerüchte. Siebe sie gründlich aus, und du wirst sehen, was übrig bleibt.«

»Das brauche ich nicht. Ich weiß, was übrig bleibt. Meistens ist es ein Versuch gezielter Desinformation. Ach, wenn wir schon bei Desinformation sind: Wie geht es der kleinen Cirilla, dem armen, kränklichen Mädchen, das so anfällig für Diphterie ist? Sie ist hoffentlich gesund?«

»Lass sein, Dijkstra«, erwiderte der Hexer kalt und schaute dem Spion direkt in die Augen.

»Ich weiß, dass du dienstlich hier bist, aber übertreib den Eifer nicht.«

Der Spion lachte laut auf. Zwei in der Nähe vorübergehende Zauberer schauten sie verwundert an. Und neugierig.

»König Wisimir«, sagte Dijkstra, als er zu lachen aufgehört hatte, »bezahlt mir eine Extraprämie für jedes entschlüsselte Geheimnis. Eifer sichert mir ein anständiges Leben. Du wirst lachen, aber ich habe Frau und Kinder.«

»Ich finde daran nichts zum Lachen. Also arbeite für Frau und Kinder, aber nicht auf meine Kosten, wenn ich bitten darf. In diesem Saal, scheint mir, mangelt es nicht an Geheimnissen und Rätseln.«

»Ganz im Gegenteil. Ganz Aretusa ist ein einziges Rätsel. Du hast das sicherlich bemerkt? Etwas liegt hier in der Luft, Geralt. Um mich klar auszudrücken, ich rede nicht von Kerzenrauch.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das glaube ich. Denn ich verstehe es selbst nicht. Aber ich möchte es sehr gern verstehen. Du etwa nicht? Ach, entschuldige. Du weißt ja ohnehin sicherlich alles. Aus dem Bericht der schönen Yennefer von Vengerberg, um beim Nächstliegenden zu bleiben. Wenn ich nur daran denke, dass es eine Zeit gab, da auch ich gelegentlich dies und das von der schönen Yennefer erfahren habe. Ach, wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?«

»Ich weiß wirklich nicht, wovon du redest, Dijkstra. Könntest du dich etwas genauer ausdrücken? Versuch es. Vorausgesetzt, es ist nichts Dienstliches. Entschuldige, aber ich habe nicht vor, für deine Extraprämie zu arbeiten.«

»Du glaubst, ich wolle mich dir unsittlich nähern?« Der Spion verzog das Gesicht. »Dir eine Information aus der Nase ziehen? Du kränkst mich, Geralt. Ich frage mich einfach, ob dir in diesem Saal dieselben Regelmäßigkeiten auffallen, die mir ins Auge springen.«

»Und was wäre das?«

»Wundert dich nicht die vollständige Abwesenheit gekrönter Häupter, die man auf dieser Zusammenkunft mühelos beobachten kann?«

»Überhaupt nicht.« Geralt war es endlich gelungen, eine marinierte Olive aufzuspießen.

»Die Könige ziehen sicherlich traditionelle Gastmähler vor, an einem Tisch, unter den man gegen Morgen elegant rutschen kann. Außerdem ...«

»Was außerdem?« Dijkstra steckte sich vier Oliven in den Mund, die er ungeniert mit den Fingern aus der Schale genommen hatte.

»Außerdem« – der Hexer blickte auf die im Saal umherschlendernde Menge – »wollten sich die Könige nicht die Mühe machen. Sie haben vertretungsweise eine Armee Spione hergeschickt. Die in der Bruderschaft und solche von außerhalb. Sicherlich, um auszuspionieren, was hier in der Luft liegt.«

Dijkstra spuckte die Olivenkerne auf den Tisch, nahm eine lange Gabel von der silbernen Halterung und begann damit in den Tiefen einer kristallenen Salatschüssel zu stochern.

»Und Vilgefortz«, sagte er, ohne mit dem Stochern aufzuhören, »hat dafür gesorgt, dass hier kein Spion fehlt. Er hat alle königlichen Spione auf einem Haufen. Und wozu braucht Vilgefortz alle königlichen Spione auf einem Haufen, Hexer?«

»Ich habe keine Ahnung. Und es kümmert mich auch wenig. Wie gesagt, ich bin privat hier. Ich gehöre sozusagen nicht zum Haufen.«

König Wisimirs Spion angelte einen kleinen Kraken aus der Salatschüssel und betrachtete ihn angewidert. »Die essen das.« Er schüttelte

mit gespieltem Mitleid den Kopf, worauf er sich wieder Geralt zuwandte. »Hör mir aufmerksam zu, Hexer«, sagte er leise. »Deine Überzeugung, du seiest privat hier, ist deine Gewissheit, dass nichts dich etwas angeht und nichts dich angehen kann ... Das schockiert mich und reizt mich, etwas zu riskieren. Hast du dafür eine Ader?«

»Deutlicher bitte.«

»Ich schlage dir eine Wette vor.« Dijkstra hob die Gabel mit dem darauf aufgespießten Kopffüßer. »Ich behaupte, dass dich im Laufe der nächsten Stunde Vilgefortz um eine längere Unterredung bittet. Ich behaupte, dass er dir während dieser Unterredung beweisen wird, dass du keine Privatperson bist und dass du zu seinem Haufen gehörst. Wenn ich mich irre, werde ich das vor deinen Augen aufessen, mit Saugnäpfen und allem Drum und Dran. Nimmst du die Wette an?«

»Was muss ich essen, wenn ich verliere?«

»Nichts.« Dijkstra blickte sich rasch um.

»Wenn du verlierst, berichtest du mir den Inhalt deines Gesprächs mit Vilgefortz.«

Der Hexer schwieg für einen Moment und schaute den Spion ruhig an. »Ich verabschiede mich, Graf«, sagte er schließlich. »Ich danke für die Plauderei. Sie war lehrreich.«

Dijkstra war leicht entrüstet. »Also das ist ...«

»Ist es«, unterbrach ihn Geralt. »Ich verabschiede mich.«

Der Spion zuckte mit den Schultern, warf den Kraken mitsamt der Gabel in die Salatschüssel, wandte sich ab und ging. Geralt schaute ihm nicht nach. Er bewegte sich langsam zu einem anderen Tisch, um an die riesigen weiß-rosa Garnelen heranzukommen, die sich auf einer silbernen Schale inmitten von Salatblättern und Zitronenvierteln türmten. Er hatte Appetit darauf, doch da er noch immer neugierige Blicke auf sich spürte, wollte er die Schalentiere distinguiert essen, die Form wahren. Er näherte sich betont langsam, zurückhaltend, und nahm würdevoll ein paar Happen aus anderen Schüsseln.

Am Nachbartisch stand Sabrina Glevissig, ins Gespräch mit einer ihm unbekannten Zauberin mit feuerrotem Haar vertieft. Die Rothaarige trug einen weißen Rock und eine Bluse aus weißem Georgette. Die Bluse war wie die von Sabrina absolut durchsichtig, verfügte aber über ein paar strategisch verteilte Applikationen und Stickereien. Die Applikationen hatten, wie Geralt feststellte, eine interessante Eigenschaft: sie verdeckten und enthüllten abwechselnd.

Die Zauberinnen unterhielten sich und delektierten sich dabei an Langustenscheiben in Mayonnaise. Sie sprachen leise und in der Älteren Rede. Obwohl sie nicht zu ihm herschauten, redeten sie offensichtlich über ihn. Er strengte indiskret sein empfindliches Hexergehör an und tat dabei so, als interessierten ihn ausschließlich die Garnelen.

»... mit Yennefer?«, vergewisserte sich die Rothaarige und spielte mit ihrer Perlenkette, die so um den Hals gelegt war, dass sie wie ein Halsband aussah. »Meinst du das im Ernst, Sabrina?«

»Absolut«, erwiderte Sabrina Glevissig. »Du wirst es nicht glauben, das geht schon ein paar Jahre so. Dass er es mit diesem Scheusal aushält, wundert mich wirklich.«

»Was gibt es da zu wundern? Sie hat ihn mit einem Zauber belegt, hält ihn im Bann. Als ob ich das nicht selber oft genug getan hätte.«

»Das ist doch ein Hexer. Die lassen sich nicht verzaubern. Jedenfalls nicht so lange.«

»Dann ist es Liebe«, seufzte die Rothaarige.

»Und Liebe ist blind.«

Sabrina verzog das Gesicht. »Er ist blind. Ob du es glaubst oder nicht, sie hat es gewagt, mich ihm als Schulfreundin vorzustellen! Stompe putha, sie ist so viel älter als ich, dass ... Aber was soll’s. Ich sage dir, sie ist wegen dieses Hexers eifersüchtig wie der Teufel. Die kleine Merigold hat ihn nur angelächelt, und da hat sie sie heruntergeputzt, was das Zeug hielt, und weggejagt. Und momentan ... Schau nur. Sie steht dort, unterhält sich mit Francesca, lässt aber kein Auge von dem Hexer.«

»Sie hat Angst«, kicherte die Rothaarige,

»dass wir ihn ihr ausspannen, und sei es nur für heute Nacht. Was meinst du, Sabrina? Versuchen wir’s? Der Bursche ist attraktiv, ganz was anderes als unsere neunmalklugen Waschlappen mit ihren Komplexen und Ansprüchen ...«

»Sprich leiser, Marti«, zischte Sabrina. »Blick nicht zu ihm hin und schon gar nicht so gierig. Yennefer beobachtet uns. Und bewahre Haltung. Du willst ihn verführen? Das ist schlechter Stil.«

»Hm, du hast recht«, gab Marti nach kurzem Überlegen zu. »Aber wenn er plötzlich herkommen und selbst ein Angebot machen würde?«

»Dann« – Sabrina Glevissig warf dem Hexer einen Blick aus den schwarzen Raubtieraugen zu – »würde ich mich ohne zu überlegen mit ihm einlassen, und wenn’s auf blankem Stein wäre.«

»Und ich«, kicherte Marti, »sogar auf einem Igel.«

Der Hexer starrte das Tischtuch an und versteckte sein dummes Gesicht hinter einer Garnele und einen Salatblatt, unerhört froh, dass die Mutation der Blutgefäße es ihm unmöglich machte, zu erröten.

»Der Hexer Geralt?«

Er schluckte die Garnele hinunter, wandte sich um. Ein Zauberer mit bekannten Gesichtszügen deutete ein Lächeln an und berührte die umsäumten Revers seines veilchenblauen Doubletts. »Dorregaray von Vole. Wir kennen uns doch. Wir sind einander ...«

»Ich erinnere mich. Entschuldige, dass ich dich nicht gleich erkannt habe. Ich freue mich ...«

Der Zauberer lächelte etwas deutlicher, während er von einem Tablett, das ein Page vorbeitrug, zwei Kelche nahm.

»Ich beobachte dich seit einiger Zeit«, sagte er und reichte Geralt einen der Kelche. »Allen, denen dich Yennefer vorgestellt hat, hast du erklärt, dass du dich freust. Heuchelei oder Mangel an Kritikfähigkeit?«

»Höflichkeit.«

»Denen gegenüber?« Dorregaray wies mit einer weiten Geste auf die Versammelten.

»Glaub mir, es lohnt die Mühe nicht. Das ist eine aufgeblasene, neidische und verlogene Bande, deine Höflichkeit werden sie nicht zu schätzen wissen, sondern vielmehr für Sarkasmus halten. Mit denen, Hexer, muss man auf ihre eigene Art umgehen, ohne Umschweife, arrogant, unhöflich, dann imponierst du ihnen wenigstens. Trinkst du ein Glas Wein mit mir?«

»Das gepanschte Zeug, das sie hier servieren?«, sagte Geralt mit freundlichem Lächeln. »Mit größtem Widerwillen. Na, aber wenn es dir schmeckt ... Ich werd’s mir hineinzwingen.«

Sabrina und Marti, die von ihrem Tisch her lange Ohren machten, platzten mit lautem Lachen heraus. Dorregaray bedachte beide mit einem Blick voller Verachtung, wandte sich um, stieß mit seinem Glas an den Kelch des Hexers und lächelte, diesmal aber offener.

»Punkt für dich«, sagte er ungezwungen. »Du lernst schnell. Zum Henker, wo hast du dir so eine Schlagfertigkeit zugelegt? Auf den Landstraßen, wo du immer noch auf den Spuren aussterbender Geschöpfe umherziehst? Auf deine Gesundheit. Du wirst lachen, aber du bist einer der wenigen in diesem Saal, dem ich gern so etwas wünsche.«

»Wirklich?« Geralt nippte an dem Wein, bewegte die Zunge, genoss den Geschmack.

»Obwohl ich meinen Lebensunterhalt mit dem Abschlachten aussterbender Tiere verdiene?«

»Keine Wortklauberei bitte.« Der Zauberer klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Das Bankett hat eben erst begonnen. Es werden sich bestimmt noch ein paar Leute mit dir anlegen, also geh sparsamer mit giftigen Erwiderungen um. Was aber deinen Beruf angeht ... Du, Geralt, hast wenigstens Anstand genug, dich nicht mit Trophäen zu behängen. Aber schau dich um. Na, nur Mut, gutes

Betragen beiseite, sie haben es gern, wenn man sie anstarrt.«

Gehorsam heftete der Hexer den Blick auf die Brüste von Sabrina Glevissig.

»Schau.« Dorregaray fasste ihn am Ärmel und zeigte mit dem Finger auf eine vorübergehende, tüllumflatterte Zauberin.

»Schuhe aus der Haut einer Hornagame. Hast du es bemerkt?«

Er nickte, nicht ganz ehrlich, denn er hatte ausschließlich das gesehen, was die Tüllbluse nicht verbarg.

»Da, bitte, eine Felskobra.« Unfehlbar erkannte der Zauberer das nächste durch den Saal paradierende Paar Schuhe. Die Mode, die die Röcke auf eine Handbreit über den Knöcheln verkürzt hatte, erleichterte ihm die Aufgabe. »Und dort ... Ein weißer Leguan. Ein Salamander. Eine Wiewerne. Ein Brillenkaiman. Ein Basilisk ... Allesamt vom Aussterben bedroht. Zum Henker, kann man keine Schuhe aus Rinds- oder Schweinsleder tragen?«

»Du redest wie üblich vom Leder, Dorregaray?«, vermutete Philippa Eilhart, die zu ihnen getreten war. »Vom Gerber- und Schusterhandwerk? Was für ein triviales und geschmackloses Thema.«

»Der eine findet dies geschmacklos, der andere jenes.« Der Zauberer verzog verächtlich das Gesicht. »Du hast schöne Applikationen am Kleid, Philippa. Wenn ich mich nicht irre, ist das Diamanthermelin? Sehr geschmackvoll. Du weißt sicherlich, dass diese Art vor zwanzig Jahren wegen ihrer schönen Behaarung vollständig ausgerottet worden ist?«

»Vor dreißig«, berichtigte Philippa, während sie nacheinander die übrigen Garnelen in den Mund steckte, die zu essen Geralt nicht rechtzeitig geschafft hatte. »Ich weiß, ich weiß, die Art würde zweifellos wieder zum Leben erwachen, wenn ich der Modistin sagen würde, sie soll Wergbüschel auf das Kleid nähen. Ich habe es erwogen. Aber Werg passte farblich nicht dazu.«

»Gehen wir zu dem Tisch dort drüben«, schlug der Hexer ungezwungen vor. »Dort habe ich eine große Schüssel mit schwarzem Kaviar gesehen. Und da der Schaufelstör auch beinahe gänzlich ausgestorben ist, müssen wir uns beeilen.«

»Kaviar in deiner Gesellschaft? Davon habe ich geträumt.« Philippa klapperte mit den Wimpern, schob ihm die Hand unter die Achsel und roch dabei anregend nach Zimt und Narde. »Lass uns unverzüglich losgehen. Leistest du uns weiter Gesellschaft, Dorregaray? Nein? Na, dann mach’s gut, viel Spaß noch.«

Der Zauberer fauchte und wandte sich ab. Sabrina Glevissig und ihre rothaarige Freundin begleiteten Philippa und Geralt mit Blicken, giftiger als die vom Aussterben bedrohte Felskobra.

»Dorregaray«, murmelte Philippa und schmiegte sich ungeniert an Geralts Seite,

»spioniert für König Ethain von Cidaris. Sieh dich vor. Seine Echsen und Häute sind die Einleitung, nach der er beginnt, die Leute auszufragen. Und Sabrina Glevissig spitzt eifrig die Ohren, weil sie ...«

»... für Henselt von Kaedwen spioniert«, vollendete er den Satz. »Ich weiß, du hast es erwähnt. Und diese Rothaarige, ihre Freundin ...«

»Sie ist nicht rothaarig, sondern gefärbt. Hast du keine Augen im Kopf? Das ist Marti Sodergren.«

»Für wen spioniert sie?«

»Marti?« Philippa lächelte, ließ die Zähne zwischen den grellroten Lippen blitzen. »Für niemanden. Marti interessiert sich nicht für Politik.«

»Wie schockierend. Ich dachte, hier spionieren alle.«

Die Zauberin kniff die Augen zusammen.

»Viele. Aber nicht alle. Nicht Marti Sodergren. Marti ist Heilerin. Und Nymphomanin. Ach, zum Kuckuck, sieh nur! Sie haben den ganzen Kaviar aufgefressen! Bis zum letzten Körnchen! Die ganze Schüssel! Und was machen wir jetzt?«

»Jetzt«, sagte Geralt mit unschuldigem Lächeln, »wirst du mir mitteilen, dass hier etwas in der Luft liegt. Du wirst sagen, dass ich die Neutralität aufgeben und eine Wahl treffen muss. Du wirst mir eine Wette vorschlagen. Davon, was ich bei dieser Wette gewinnen könnte, wage ich gar nicht zu träumen. Aber ich weiß, was ich tun muss, wenn ich verliere.«

Philippa Eilhart schwieg lange, ohne den Blick abzuwenden. »Ich hätte es mir denken können«, sagte sie leise. »Dijkstra hat nicht an sich halten können. Er hat dir ein Angebot gemacht. Dabei habe ich ihn gewarnt, dass du Spione verachtest.«

»Ich verachte nicht die Spione. Ich verachte das Spionieren. Und die Verachtung verachte ich. Schlag mir keine Wetten vor, Philippa. Freilich, ich spüre auch, dass hier etwas in der Luft liegt. Soll es meinetwegen liegen. Mich geht das nichts an und kümmert mich nicht.«

»Das hast du mir schon einmal gesagt. In Oxenfurt.«

»Schön, dass du es nicht vergessen hast. An die Umstände, nehme ich an, erinnerst du dich auch noch?«

»Ganz genau. Ich habe dir damals nicht verraten, wem dieser Rience dient, oder wie der hieß. Ich habe es ihm ermöglicht zu entkommen. Ach, damals warst du vielleicht wütend auf mich ...«

»Vorsichtig ausgedrückt.«

»Es ist an der Zeit, dass ich mich rehabilitiere. Morgen gebe ich dir diesen Rience. Nein, unterbrich mich nicht. Das ist keine Wette à la Dijkstra. Es ist ein Versprechen, und Versprechen pflege ich zu halten. Nein, keine Fragen bitte. Warte ab bis morgen. Jetzt aber wollen wir uns auf Kaviar und banalen Klatsch konzentrieren.«

»Es gibt keinen Kaviar.«

»Einen Augenblick.« Sie schaute sich rasch um, bewegte die Hand und murmelte einen Spruch. Das silberne Gefäß von der Form eines im Sprung gekrümmten Fisches füllte sich sogleich mit dem Rogen des vom Aussterben bedrohten Schaufelstörs.

Der Hexer lachte. »Kann man sich an einer Illusion sattessen?«

»Nein. Aber seinem snobistischen Geschmack kann man damit sehr schön frönen. Koste nur.«

»Hmm ... In der Tat ... Er kommt mir besser als echter vor ...«

»Und er macht nicht dick«, erklärte die Zauberin stolz, während sie Zitronensaft auf den nächsten Löffel Kaviar träufelte. »Darf ich dich um ein Glas Weißwein bitten?«

»Gern doch. Philippa?«

»Ja?«

»Der gute Ton verbietet es doch anscheinend, hier Zaubersprüche zu wirken. Wäre es dann nicht ungefährlicher gewesen, statt einer Illusion von Kaviar nur die Illusion des Geschmacks selbst zu erzeugen? Nur den Sinneseindruck? Du hättest doch sicherlich ...«

»Freilich hätte ich das gekonnt.« Philippa Eilhart schaute ihn durch das Kristall des Weinglases hindurch an. »So ein Spruch ist einfacher konstruiert als ein Dreschflegel. Aber wenn wir nur den Geschmackseindruck hätten, würden wir die Annehmlichkeit einbüßen, die sich aus der Tätigkeit ergibt. Der Vorgang, die ihn begleitenden rituellen Bewegungen, Gesten ... Das diesen Prozess begleitende Gespräch, der Blickkontakt ... Ich werde dich mit einem witzigen Vergleich erfreuen, soll ich?«

»Ich höre und freue mich schon im Voraus.«

»Den Eindruck eines Orgasmus könnte ich auch herbeizaubern.«

Ehe der Hexer die Sprache wiedergefunden hatte, trat eine verhältnismäßig kleine, schmächtige Zauberin mit langen glatten, strohfarbenen Haaren zu ihnen. Er erkannte sie auf Anhieb – es war die mit den Pantöffelchen aus dem Leder der Hornagame und der Bluse aus grünem Tüll, der nicht einmal solch ein Detail wie ein kleines Muttermal unter der linken Brust verbarg.

»Entschuldigt«, sagte sie, »aber ich muss euren kleinen Flirt unterbrechen. Philippa, Radcliffe und Detmold bitten dich um ein kurzes Gespräch. Dringend.«

»Na ja, wenn das so ist, gehe ich. Tschüs, Geralt. Wir flirten später!«

»Aha!« Die Blondine blickte ihn taxierend an.

»Geralt. Der Hexer, an dem Yennefer einen Narren gefressen hat? Ich habe dich beobachtet und mir den Kopf zerbrochen, wer du sein könntest. Dabei habe ich mich fürchterlich gequält!«

»Ich kenne diese Art Qual«, erwiderte er mit einem höflichen Lächeln. »Ich leide momentan gerade daran.«

»Entschuldige die Dummheit. Ich bin Keira Metz. Oh, Kaviar!«

»Vorsicht, das ist eine Illusion.«

»Zum Teufel, du hast recht!« Die Zauberin ließ den Löffel los, als sei es der Schwanz eines schwarzen Skorpions. »Wer war derart dreist ... Du? Du kannst eine Illusion vierten Grades erzeugen? Du?«

»Ich«, log er, immer noch lächelnd. »Ich bin ein Meister der Magie; den Hexer täusche ich vor, um mein Inkognito zu wahren. Glaubst du, Yennefer würde sich für einen gewöhnlichen Hexer interessieren?«

Keira Metz schaute ihm direkt in die Augen, verzog den Mund. Am Halse trug sie ein Medaillon in der Form eines Ankh-Kreuzes, silbern mit darin eingesetzten Zirkonen.

»Etwas Wein?«, schlug er vor, um das peinliche Schweigen zu brechen. Er fürchtete, sein Scherz sei nicht gut angekommen.

»Nein, danke – Kollege Meister«, sagte Keira eisig. »Ich trinke nicht. Ich kann nicht. Ich habe vor, heute Nacht schwanger zu werden.«

»Von wem?«, erkundigte sich die hinzutretende rotgefärbte Freundin von Sabrina Glevissig, die die durchsichtige Bluse aus weißem Georgette trug, verziert mit sinnreich verteilten Applikationen. »Von wem?«, wiederholte sie und klimperte unschuldig mit den langen Wimpern.

Keira wandte sich um und musterte sie, von den Schuhen aus dem Leder des weißen Leguans bis zu dem kleinen Perlendiadem.

»Und was geht dich das an?«

»Nichts. Berufliche Neugier. Willst du mich nicht deinem Begleiter vorstellen, dem berühmten Geralt von Riva?«

»Ungern. Aber ich weiß, dass du dich nicht abwimmeln lässt. Geralt, das ist Marti Sodergren, Heilerin. Ihre Spezialität sind Aphrodisiaka.«

»Müssen wir vom Geschäft reden? Oh, ihr habt mir etwas Kaviar übriggelassen? Wie freundlich.«

»Achtung«, sagten Keira und der Hexer wie aus einem Munde. »Das ist eine Illusion.«

»Tatsächlich!« Marti Sodergren beugte sich vor, zog das Näschen kraus, worauf sie das Weinglas in die Hand nahm, die Spur von karminrotem Lippenstift betrachtete. »Na klar, Philippa Eilhart. Wer sonst würde sich auf solch eine Dreistigkeit einlassen. Die widerwärtige Schlange. Wisst ihr, dass sie für Wisimir von Redanien spioniert?«

»Und Nymphomanin ist?«, riskierte der Hexer zu sagen.

Marti und Keira prusteten los.

»Hast du etwa darauf gezählt, als du mit ihr Süßholz geraspelt und zu flirten versucht hast?«, fragte die Heilerin. »Wenn dem so ist, sollst du wissen, dass dich jemand übel angeführt hat. Philippa macht sich seit einiger Zeit nichts mehr aus Männern.«

»Aber vielleicht bist du eine Frau?« Keira Metz spitzte die glänzenden Lippen.

»Vielleicht täuschst du den Mann nur vor, Kollege Meister der Magie? Um das Inkognito zu wahren? Weißt du, Marti, er hat mir vor einem Augenblick gestanden, dass er gern etwas vortäuscht.«

»Er tut es gern und gut.« Marti lächelte boshaft. »Nicht wahr, Geralt? Unlängst habe ich gesehen, wie du vorgetäuscht hast, du hättst ein miserables Gehör und kenntest die Ältere Rede nicht.«

»Er hat eine Menge Fehler«, sagte Yennefer kalt, die hinzugetreten war und den Hexer besitzergreifend unterfasste. »Er hat praktisch nichts als Fehler. Ihr vergeudet eure Zeit, Mädels.«

»Sieht so aus«, stimmte Marti Sodergren zu, noch immer boshaft lächelnd. »Wir wünschen also viel Spaß. Komm, Keira, lass uns etwas ... Alkoholfreies trinken. Vielleicht entschließe auch ich mich heute Nacht zu etwas?«

»Uff«, ächzte er, als sie weg waren. »Das war höchste Zeit, Yen. Danke.«

»Du dankst? Das meinst du doch wohl nicht im Ernst. Es gibt in diesem Saal genau elf Frauen, die unter durchsichtigen Blusen ihre Titten sehen lassen. Ich lasse dich eine halbe Stunde allein, und dann erwische ich dich im Gespräch mit zweien davon ...«

Yennefer unterbrach sich, blickte auf das fischförmige Gefäß.

»... und beim Essen einer Illusion«, fügte sie hinzu. »Ach, Geralt, Geralt. Jetzt ist Gelegenheit, dich ein paar Personen vorzustellen, die kennenzulernen sich lohnt.«

»Ist eine dieser Personen Vilgefortz?«

Die Zauberin kniff die Augen zusammen.

»Interessant, dass du gerade nach ihm fragst. Ja, es ist Vilgefortz, der dich kennenlernen und sich mit dir unterhalten möchte. Ich warne dich, das Gespräch kann banal und oberflächlich wirken, aber lass dich davon nicht täuschen. Vilgefortz ist ein erfahrener, unglaublich intelligenter Spieler. Ich weiß nicht, was er von dir will, aber sieh dich vor.«

»Ich werde mich vorsehen«, seufzte er. »Aber ich glaube nicht, dass dein erfahrener Spieler imstande sein wird, mich zu überraschen. Nicht nach dem, was ich hier durchgemacht habe. Auf mich haben sich Spione gestürzt, mich haben aussterbende Echsen und Hermeline angefallen. Ich bin mit nicht existierendem Kaviar gefüttert worden. Nymphomaninnen, die sich nichts aus Männern machen, haben meine Männlichkeit in Zweifel gezogen, mir mit Vergewaltigung auf einem Igel gedroht, mich mit Schwangerschaft, was sag ich, sogar mit einem Orgasmus geängstigt, und zwar einem ohne die zugehörigen rituellen Bewegungen. Brrr ...«

»Du hast getrunken?«

»Eine Art Weißwein von Cidaris. Aber wahrscheinlich war ein Aphrodisiakum drin ... Yen? Kehren wir nach dem Gespräch mit diesem Vilgefortz nach Loxia zurück?«

»Wir kehren nicht nach Loxia zurück.«

»Wie das?«

»Ich will die Nacht in Aretusa verbringen. Mit dir. Ein Aphrodisiakum, sagst du? Im Wein? Interessant ...«

»O jechen, je«, seufzte Yennefer, reckte sich und warf ein Bein über ein Bein des Hexers.

»Ach je. So lange habe ich keine Liebe gemacht ... So schrecklich lange.«

Geralt vergrub die Finger in ihren Locken, sagte nichts. Erstens konnte die Feststellung eine Provokation sein, er fürchtete den im Köder versteckten Haken. Zweitens wollte er nicht mit Worten den Geschmack ihrer Lust wegwischen, den er noch immer auf den Lippen hatte.

»Sehr lange habe ich mich nicht mit einem Mann geliebt, der mir seine Liebe erklärt hat, und ich ihm meine«, murmelte sie nach einem Augenblick, als schon klar war, dass der Hexer den Köder nicht angenommen hatte. »Ich hatte vergessen, wie das sein kann. Jechen, je.«

Sie reckte sich noch stärker, breitete die Arme aus und erfasste mit beiden Händen die Ecken des Kopfkissens, und da nahmen ihre vom Mondlicht übergossenen Brüste eine Form an, die bei dem Hexer im unteren Ende des Rückens ein Kribbeln auslöste. Er umarmte sie, beide lagen sie reglos da, verloschen, kühlten sich ab.

Vor dem Fenster des Zimmerchens zirpten Grillen, man hörte auch entfernte, leise Stimmen und Gelächter, ein Zeichen, dass das Bankett trotz der weit vorgerückten Stunde andauerte.

»Geralt?«

»Ja, Yen?«

»Erzähl.«

»Von dem Gespräch mit Vilgefortz? Jetzt gleich? Ich erzähl’s dir morgen früh.«

»Jetzt gleich, bitte.«

Er schaute zu dem kleinen Schreibtisch in der Zimmerecke. Darauf lagen Bücher, Alben und andere Gegenstände, die die vorübergehend nach Loxia ausquartierte Adeptin nicht mitgenommen hatte. Fürsorglich gegen die Bücher gelehnt, saß dort auch eine rundliche Stoffpuppe in einem Faltenrock, der vom häufigen Drücken zerknittert war. Sie hat die Puppe nicht mitgenommen, dachte er, um sich in Loxia im gemeinsamen Schlafraum nicht dem Gespött der anderen Mädchen auszusetzen. Sie hat ihr Püppchen nicht mitgenommen. Und jetzt kann sie ohne es sicherlich nicht einschlafen.

Die Puppe fixierte ihn mit ihren Glasaugen. Er wandte den Blick ab.

Als Yennefer ihn dem Kapitel vorgestellt hatte, hatte er die Elite der Zauberer wachsam beobachtet. Hen Gedymdeith widmete ihm nur einen kurzen, müden Blick – man sah, dass das Bankett den Alten schon ausgiebig gelangweilt und erschöpft hatte. Artaud Terranova verbeugte sich mit einer zweideutigen Grimasse, während sein Blick zwischen Geralt und Yennefer hin und her huschte, wurde aber angesichts der anderen sogleich ernster. Die blauen Elfenaugen von Francesca Findabair waren undurchdringlich und hart wie Glas. Als er ihr vorgestellt wurde, lächelte die Aster aus den Tälern. Das Lächeln, wenngleich unheimlich schön, ließ den Hexer erschaudern. Tissaia de Vries, scheinbar unablässig mit dem Zurechtrücken von Manschetten und Schmuck beschäftigt, bedachte ihn mit einem weitaus weniger schönen, aber wesentlich aufrichtigeren Lächeln. Und es war Tissaia, die sofort ein Gespräch mit ihm begann, indem sie an eine seiner edlen Hexertaten erinnerte, derer er sich überhaupt nicht entsinnen konnte und von der er argwöhnte, sie habe sie sich aus den Fingern gesogen.

Und da schaltete sich Vilgefortz in die Unterhaltung ein. Vilgefortz von Roggeveen, ein Zauberer von imposanter Statur, mit edlen und schönen Gesichtszügen, einer offenen und respektvollen Stimme. Geralt wusste, dass man bei Leuten, die so aussehen, mit allem rechnen muss.

Während des kurzen Gesprächs spürten sie beunruhigte Blicke auf sich. Den Hexer betrachtete Yennefer. Vilgefortz schaute die junge Zauberin mit den freundlichen Augen an, die unablässig versuchte, die untere Gesichtshälfte hinter einem Fächer zu verbergen. Sie tauschten ein paar konventionelle Bemerkungen aus, worauf Vilgefortz vorschlug, das Gespräch im kleineren Kreis fortzusetzen. Geralt hatte den Eindruck, dass Tissaia de Vries die einzige Person war, die sich über diesen Vorschlag wunderte.

»Bist du eingeschlafen, Geralt?« Yennefers Murmeln riss ihn aus seinen Gedanken. »Du solltest mir von eurem Gespräch erzählen.«

Die Puppe auf dem Schreibtisch schaute ihn gläsern an. Er wandte den Blick ab.

»Sobald wir in den Säulengang hinausgegangen waren«, begann er nach einer Weile, »hat dieses Mädchen mit dem sonderbaren Gesicht ...«

»Lydia van Bredevoort. Vilgefortz’ Assistentin.«

»Ja, richtig, du hattest es erwähnt. Eine unbedeutende Person. Als wir also im Säulengang waren, ist diese unbedeutende Person stehen geblieben, hat ihn angeschaut und etwas gefragt. Telepathisch.«

»Das war keine Taktlosigkeit. Lydia kann ihre Stimme nicht gebrauchen.«

»Das dachte ich mir. Denn Vilgefortz antwortete ihr nicht telepathisch. Er antwortete ...«

»Ja, Lydia, das ist ein guter Einfall«, antwortete Vilgefortz. »Lass uns durch die Galerie des Ruhmes spazieren. Du wirst Gelegenheit haben, einen Blick auf die Geschichte der Magie zu werfen, Geralt von Riva. Ich zweifle nicht daran, dass du die Geschichte der Magie kennst, aber du wirst Gelegenheit haben, ihre visuelle Seite kennenzulernen. Wenn du ein Kunstkenner bist, dann erschrick nicht. Die meisten Bilder sind das Werk enthusiastischer Studentinnen aus Aretusa. Lydia, sei so gut und helle das hier herrschende Dunkel ein wenig auf.«

Lydia van Bredevoort fuhr mit der Hand durch die Luft, und sogleich wurde es in dem Korridor heller.

Das erste Bild stellte ein altes Segelschiff dar, das zwischen Riffen, die aus aufgewühltem Wasser ragten, vom Sturm umhergeworfen wurde. Am Bug des Schiffes stand ein Mann in weißem Gewand, um den Kopf eine leuchtende Aureole.

»Die erste Landung«, erriet der Hexer.

»Selbstverständlich«, bestätigte Vilgefortz.

»Das Schiff der Vertriebenen. Jan Bekker unterwirft die *Kraft* seinem Willen. Er beruhigt die See und beweist so, dass Magie durchaus nicht böse und destruktiv zu sein braucht, sondern Leben zu retten vermag.«

»Dieses Ereignis hat sich wirklich zugetragen?«

»Ich glaube kaum.« Der Zauberer lächelte.

»Wahrscheinlicher ist, dass Bekker während der ersten Reise und Landung zusammen mit den anderen über der Reling hing und die Fische fütterte. Die*Kraft* zu beherrschen gelang ihm erst nach der Landung, die durch einen seltsamen Zufall glücklich verlief. Gehen wir weiter. Da siehst du wieder Jan Bekker, wie er das Wasser zwingt, aus dem Felsen zu sprudeln, wo die erste Siedlung errichtet wird. Und hier, bitte, vertreibt der von knienden Siedlern umringte Bekker die Wolken und verhindert einen Regenguss, um die Ernte zu retten.«

»Und das? Welches Ereignis stellt dieses Bild dar?«

»Die Erkennung der Auserwählten. Bekker und Giambattista unterziehen die Kinder der nächsten ankommenden Siedler einem magischen Test, um *Quellen* zu entdecken. Die ausgesonderten Kinder werden den Eltern fortgenommen und nach Mirthe gebracht, dem ersten Sitz der Magier. Du betrachtest gerade einen historischen Augenblick. Wie du siehst, sind alle Kinder verängstigt, nur diese kleine resolute Brünette streckt mit einem vertrauensvollen Lächeln Giambattista die Hände entgegen. Das ist die später berühmt gewordene Agnes von Glanville, die erste Frau, die Zauberin wurde. Das Weib da hinter ihr ist ihre Mutter. Irgendwie traurig.«

»Und diese Gruppenszene?«

»Die Union von Nowigrad. Bekker, Giambattista und Monck schließen die Übereinkunft mit den Herrschern, Priestern und Druiden ab. Etwas in der Art eines Nichtangriffspaktes und der Trennung von Staat und Magie. Schrecklicher Kitsch. Gehen wir weiter. Und hier sehen wir Geoffrey Monck, wie er den Pontar hinauffährt, der damals noch tevon y Pont ar Gwennelen hieß, der Fluss der Alabasterbrücken. Monck fuhr bis nach Loc Muinne, um die Elfen dort zu bewegen, eine Gruppe von Kindern aufzunehmen, die *Quellen* waren und durch Elfenmagier ausgebildet werden sollten. Es wird dich vielleicht interessieren, dass sich unter den Kindern ein Junge befand, der Gerhart von Aelle hieß. Du hast ihn vorhin kennengelernt. Jetzt nennt sich dieser Junge Hen Gedymdeith.«

»Hier« – der Hexer schaute den Zauberer an – »drängt sich Schlachtenmalerei geradezu auf. Es war ja nur ein paar Jahre nach der erfolgreichen Expedition Moncks, dass die Truppen des Marschalls Raupenneck von Dreiberg in Loc Muinne und Est Haemlet ein Gemetzel verübten und alle Elfen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht umbrachten. Worauf der Krieg begann, der mit dem Massaker von Shaerrawedd endete.«

Abermals lächelte Vilgefortz. »Dank deinen imponierenden Geschichtskenntnissen weißt du natürlich, dass an jenen Kriegen kein einziger Zauberer von Rang teilgenommen hat. Daher hat das Thema keine einzige Adeptin inspiriert, einen entsprechenden Schinken zu malen. Gehen wir weiter.«

»Gehen wir. Hier, auf diesem Bild, was sind das für Ereignisse? Ach, ich weiß. Das ist Raffard der Weiße, wie er die verfeindeten Könige versöhnt und den Sechsjährigen Krieg beendet. Und hier haben wir Raffard, wie er die Krone ablehnt. Eine schöne, edle Geste.«

»Meinst du?« Vilgefortz hielt den Kopf schief.

»Nun ja, jedenfalls hat diese Geste einen Präzedenzfall geschaffen. Raffard nahm jedoch die Stellung eines Ersten Ratgebers an und regierte de facto, denn der König war debil.«

»Die Galerie des Ruhmes ...«, murmelte der Hexer, während er ans nächste Bild herantrat.

»Und was haben wir hier?«

»Den historischen Augenblick, als das erste Kapitelzusammengerufenund das *Gesetz* beschlossen wurde. Da sitzen von links: Herbert Stammelford, Aurora Henson, Ivo Richert, Agnes von Glanville, Geoffrey Monck und Radmir von Tor Carnedd. Hier wäre, wenn ich offen sein soll, als Ergänzung wiederum ein Schlachtengemälde angebracht. Denn wenig später wurden in einem brutalen Krieg diejenigen ausgerottet, die das Kapitel nicht anerkennen und sich dem *Gesetz* nicht unterwerfen wollten. Darunter Raffard der Weiße. Doch davon schweigen die historischen Abhandlungen, um der schönen Legende keinen Abbruch zu tun.«

»Und hier ... Hmmm ... Ja, das hat wohl eine Adeptin gemalt. Und zwar eine sehr junge ...«

»Zweifellos. Das ist überhaupt eine Allegorie.

Ich würde es die Allegorie der triumphierenden Weiblichkeit nennen. Luft, Wasser, Erde und Feuer. Und vier berühmte Zauberinnen, Meisterinnen in der Beherrschung der Kräfte jener Elemente. Agnes von Glanville, Aurora Henson, Nina Fioravanti und Klara Larissa de Winter. Schau dir das nächste, besser gelungene Bild an. Hier sehen wir ebenfalls Klara Larissa, wie sie die Akademie für Mädchen eröffnet. In dem Gebäude, in dem wir uns gerade befinden. Und diese Porträts zeigen berühmte Absolventinnen von Aretusa. Da haben wir die lange Geschichte der triumphierenden Weiblichkeit und der fortschreitenden Feminisierung des Berufs: Yanna von Murivel, Nora Wagner, ihre Schwester Augusta, Jade Glevissig, Leticia Charbonneau, Ilona Laux- Antille, Carla Demetia Crest, Violenta Suarez, April Wenhaver ... Und die Einzige, die noch am Leben ist: Tissaia de Vries ...«

Sie gingen weiter. Lydia van Bredevoorts Kleid raschelte seidig, und in diesem Rascheln lag ein bedrohliches Geheimnis.

»Und das?« Geralt blieb stehen. »Was ist das für eine grässliche Szene?«

»Das Martyrium des Magiers Radmir, dem während des Aufstandes von Falka bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wurde. Im Hintergrund brennt die Stadt Mirthe, die Falka anzuzünden befohlen hatte.«

»Wofür wenig später Falka selbst brannte. Auf dem Scheiterhaufen.«

»Diese Tatsache ist weithin bekannt, die Kinder in Temerien und Redanien spielen noch heute am Vorabend von Saovine Falka- Brennen. Kehren wir um, damit du dir die andere Seite der Galerie ansehen kannst ... Ich sehe, dass du etwas fragen willst. Ich höre.«

»Mich wundert die Chronologie. Ich weiß natürlich, wie Verjüngungselixiere wirken, aber wie auf den Bildern lebende Personen gleichzeitig mit längst verstorbenen abgebildet sind ...«

»Mit anderen Worten, dich wundert, dass du auf dem Bankett Hen Gedymdeith und Tissaia de Vries begegnet bist, dass aber Bekker, Agnes von Glanville, Stammelford oder Nina Fioravanti nicht dabei waren?«

»Nein. Ich weiß, dass ihr nicht unsterblich seid ...«

»Was ist der Tod?«, unterbrach ihn Vilgefortz.

»Was meinst du?«

»Das Ende.«

»Das Ende wovon?«

»Der Existenz. Mir scheint, wir haben zu philosophieren begonnen.«

»Die Natur kennt den Begriff der Philosophie nicht, Geralt von Riva. Als Philosophie bezeichnet man gemeinhin die armseligen und lächerlichen Versuche, die Natur zu verstehen, die die Menschen unternehmen. Als Philosophie gelten auch die Ergebnisse solcher Versuche. Das ist, als ob irgendeine Runkelrübe die Ursachen und Folgen ihrer Existenz erforschte und das Ergebnis der Überlegungen als den ewigen und geheimnisvollen Konflikt von Knolle und Blattwerk bezeichnete und den Regen für die Unerforschte Wirkende Kraft hielte. Wir Zauberer vergeuden keine Zeit mit der Enträtselung der Natur. Wir wissen, was sie ist, weil wir selbst Natur sind. Verstehst du mich?«

»Ich bemühe mich, aber sprich bitte langsamer. Vergiss nicht, du redest mit einer Runkelrübe.«

»Hast du dich jemals gefragt, was damals geschehen ist, als Bekker das Wasser zwang, aus dem Fels zu sprudeln? Es ist leicht gesagt: Bekker hat die *Kraft* bezwungen. Er hat das Element gezwungen, zu gehorchen. Er hat sich die Natur unterworfen, sich zu ihrem Herrscher aufgeschwungen ... Wie ist deine Beziehung zu Frauen?«

»Wie bitte?«

Lydia van Bredevoort wandte sich mit seidigem Rascheln ab, erstarrte in Erwartung. Geralt bemerkte, dass sie unter dem Arm ein verpacktes Bild trug. Er hatte keine Ahnung, wo es herkam, eben noch hatte Lydia nichts getragen. Das Amulett an seinem Hals ruckte sacht.

Vilgefortz lächelte. »Ich habe«, erinnerte er den Hexer, »nach deinen Ansichten in Bezug auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau gefragt.«

»In Bezug auf welchen Aspekt dieses Verhältnisses?«

»Kann man deiner Meinung nach eine Frau zum Gehorsam zwingen? Ich rede natürlich von richtigen Frauen, nicht von Weibchen.

Kann man eine richtige Frau beherrschen? Sich ihrer bemächtigen? Bewirken, dass sie sich deinem Willen unterwirft? Und wenn ja, auf welche Weise? Antworte.«

Die zerknitterte Puppe wandte den gläsernen Blick nicht von ihnen. Yennefer schaute weg.

»Hast du geantwortet?«

»Habe ich.«

Die Zauberin drückte die linke Hand zusammen, die auf seinem Ellenbogen lag, und die rechte, die seine auf ihrer Brust liegenden Finger berührte.

»Auf welche Weise?«

»Das weißt du doch.«

»Du hast es verstanden«, sagte nach einer Weile Vilgefortz. »Und hast es wohl schon immer gewusst. Und darum wirst du auch verstehen, dass dann, wenn der Begriff von Wille und Unterordnung verschwindet, von Befehl und Gehorsam, Herrschaft und Untertänigkeit, Einheit erreicht wird. Vollständigkeit, Verschmelzen zu einem Ganzen. Gegenseitige Durchdringung. Dort im Bankettsaal ist Jan Bekker zugegen, der das aus dem Felsen sprudelnde Wasser war. Zu sagen, Bekker sei gestorben, ist so, als behaupte man, das Wasser sei gestorben. Schau dieses Bild an.«

Er schaute es an.

»Es ist außerordentlich schön«, sagte er nach einem Moment. Und sofort spürte er, wie das Hexermedaillon leicht zuckte.

Vilgefortz lächelte. »Lydia dankt dir für die Anerkennung. Und ich beglückwünsche dich zu deinem Geschmack. Die Landschaft stellt die Begegnung Cregennans von Lod mit Lara Dorren aep Shiadhal dar, des legendären Liebespaares, die während einer Zeit der Verachtung getrennt und vernichtet wurden. Er war ein Zauberer, sie eine Elfe, eine aus der Elite der Aen Saevherne oder der Wissenden. Was der Beginn der Vereinigung hätte sein können, wurde zur Tragödie.«

»Ich kenne diese Erzählung. Ich habe sie immer für ein Märchen gehalten. Wie war es wirklich?«

Die Miene des Zauberers wurde ernst. »Das weiß niemand. Das heißt, fast niemand. Lydia, häng dein Bild auf, hier neben die anderen. Geralt, bewundere das nächste Werk von Lydias Hand. Das ist ein Porträt von Lara Dorren aep Shiadhal, angefertigt nach einer alten Miniatur.«

»Ich gratuliere.« Der Hexer verneigte sich vor Lydia van Bredevoort, doch seine Stimme blieb völlig unbewegt. »Das ist ein wahres Meisterwerk.«

Seine Stimme blieb völlig unbewegt, obwohl Lara Dorren aep Shiadhal ihn von dem Porträt her mit den Augen Ciris ansah.

»Was war danach?«

»Lydia blieb in der Galerie. Wir beide gingen auf die Terrasse. Und er hat sich auf meine Kosten amüsiert.«

»Hierher, Geralt, bitte. Tritt bitte nur auf die dunklen Platten.«

Unten rauschte das Meer, die Insel Thanedd stand inmitten der weißen Brandungsgischt. Die Wellen brachen sich an den Mauern von Loxia, das sich genau unter ihnen befand. Loxia erstrahlte in unzähligen Lichtern, ebenso wie Aretusa. Der über ihnen aufragende Steinblock von Garstang hingegen war schwarz und verlassen.

»Morgen« – der Zauberer folgte dem Blick des Hexers – »werden die Mitglieder des Kapitels und des Rates die traditionellen Gewänder anlegen, die dir von alten Stichen bekannten langen schwarzen Mäntel und die spitzen Hüte. Wir werden uns auch mit langen Stäben bewaffnen und so den Zauberern und Hexen ähnlich sehen, mit denen man Kinder schreckt. Auch das ist Tradition. In Begleitung von ein paar weiteren Delegierten begeben wir uns dort hinauf, nach Garstang. Dort, in einem besonders vorbereiteten Saal, werden wir Rat halten. Die übrigen werden in Aretusa auf unsere Rückkehr und unsere Entscheidung warten.«

»Die Beratungen in Garstang, im kleinen Kreis, sind auch Tradition?«

»Ganz und gar. Eine lange und von praktischen Gesichtspunkten diktierte. Es ist vorgekommen, dass die Beratungen der Zauberer stürmisch waren und es zu ziemlich aktivem Meinungsaustausch kam. Während eines solchen Austausches hat ein Kugelblitz Frisur und Kleid von Nina Fioravanti beschädigt. Nina hat ein Jahr Arbeit daran gesetzt, die Mauern von Garstang mit einer unglaublich starken Aura und antimagischen Blockade zu belegen. Seither hat in Garstang kein Zauberspruch mehr gewirkt, und die Diskussionen verlaufen ruhiger. Insbesondere, wenn nicht vergessen wird, den Diskussionsteilnehmern die Messer abzunehmen.«

»Verstehe. Und dieser einsame Turm oberhalb von Garstang, ganz auf dem Gipfel, was ist das? Ein wichtiges Bauwerk?«

»Das ist Tor Lara, der Möwenturm. Eine Ruine. Ob er wichtig ist? Wahrscheinlich ja.«

»Wahrscheinlich?«

Der Zauberer stützte sich auf die Brüstung.

»Der Elfenüberlieferung zufolge soll Tor Lara durch einen Teleport mit dem geheimnisvollen, bis heute nicht entdeckten Tor Zireael verbunden sein, dem Schwalbenturm.«

»Soll sein? Es ist euch nicht gelungen, diesen Teleport ausfindig zu machen? Das glaube ich nicht.«

»Daran tust du recht. Wir haben das Portal entdeckt, doch wir mussten es blockieren. Es gabProteste,allewollten drauflosexperimentieren, jeder wollte als Erforscher von Tor Zireael berühmt werden, dem mythischen Sitz der Elfenmagier und

-weisen. Das Portal ist jedoch irreparabel defekt und transportiert chaotisch. Es gab Opfer, also wurde es blockiert. Gehen wir, Geralt, es wird kalt. Vorsichtig. Tritt nur auf die dunklen Platten.«

»Warum nur auf die dunklen?«

»Diese Gebäude sind verfallen. Feuchtigkeit, Erosion, die starken Winde, das Salz in der Luft, das alles ist von schädlichem Einfluss auf die Mauern. Eine Reparatur wäre zu teuer, also benutzen wir eine Illusion. Das Prestige, du verstehst.«

»Nicht ganz.«

Der Zauberer machte eine Handbewegung, und die Terrasse verschwand. Sie standen über einem Abgrund, einer Leere, in die aus der Gischt Felszacken emporragten. Auf einem schmalen Streifen von dunklen Platten standen sie, der wie ein Trapez zwischen dem Korridor in Aretusa und dem die Terrasse stützenden Pfeiler gespannt war.

Geralt hielt mit Mühe das Gleichgewicht. Wäre er ein Mensch gewesen und kein Hexer, so hätte er es nicht halten können. Doch selbst er hatte sich überraschen lassen. Seine heftige Bewegung konnte dem Zauberer nicht entgangen sein, und auch im Gesicht musste es Veränderungen gegeben haben. Der Wind zerrte auf dem schmalen Steg an ihm, der Abgrund rief ihn mit bösartigem Wellenrauschen.

»Du fürchtest den Tod«, stellte Vilgefortz lächelnd fest. »Du fürchtest ihn ja doch.«

Das Lumpenpüppchen schaute sie aus den Glasperlenaugen an.

»Er hat dich angeführt«, murmelte Yennefer und schmiegte sich an den Hexer. »Es bestand keine Gefahr, gewiss hat er sowohl dich als auch sich selbst mit einem Levitationsfeld abgesichert. Er wäre kein Wagnis eingegangen ... Was war weiter?«

»Wir gingen in einen anderen Flügel von Aretusa. Er führte mich in ein großes Zimmer, wahrscheinlich war es das Arbeitszimmer einer der Dozentinnen, vielleicht sogar der Rektrix. Wir setzten uns an einen Tisch, auf dem eine Sanduhr stand. Der Sand rieselte. Ich nahm den Geruch von Lydias Parfüm wahr, wusste, dass sie vor uns im Zimmer gewesen war ...«

»Und Vilgefortz?«

»Stellte eine Frage.«

»Warum bist du kein Zauberer geworden, Geralt? Hat dich die Kunst niemals angezogen? Sag ehrlich.«

»Ehrlich: Sie hat.«

»Warum also bist du dem Ruf nicht gefolgt?«

»Ich hielt es für angebrachter, der Stimme der Vernunft zu folgen.«

»Das heißt?«

»Die jahrelange Arbeit im Hexerberuf hat mich gelehrt, Kräfte und Absichten aneinander zu messen. Weißt du, Vilgefortz, ich kannte einmal einen Zwerg, der als Kind davon träumte, ein Elf zu werden. Was meinst du, wäre er einer geworden, wenn er dem Ruf gefolgt wäre?«

»Soll das ein Vergleich sein? Wenn ja, dann ein durchweg unpassender. Der Zwerg konnte kein Elf werden. Weil seine Mutter keine Elfe war.«

Geralt schwieg lange.

»Nun ja«, sagte er schließlich. »Ich hätte es mir denken können. Du hast ein wenig in meinem Lebenslauf herumgestochert. Kannst du mir verraten, zu welchem Zweck?«

»Vielleicht« – der Zauberer deutete ein Lächeln an – »schwebt mir ein Bild in der Galerie des Ruhmes vor? Wir beide am Tisch, und auf einem Messingschildchen die Aufschrift: ›Vilgefortz von Roggeveen schließt den Pakt mit Geralt von Riva‹.«

»Das wäre eine Allegorie«, sagte der Hexer.

»Betitelt ›Das Wissen triumphiert über die Unwissenheit‹. Ich würde ein realistischeres Bild vorziehen, mit dem Titel ›Vilgefortz erklärt Geralt, worum es geht‹.«

Vilgefortz legte die Finger beider Hände in Höhe des Mundes zusammen. »Ist das nicht offensichtlich?«

»Nein.«

»Hast du es vergessen? Das Bild, das mir vorschwebt, hängt in der Galerie des Ruhmes, dort werden es künftige Generationen betrachten, die genau wissen, worum es geht, welches Ereignis dargestellt ist. Auf dem Bild verständigen sich der gemalte Vilgefortz und der gemalte Geralt und kommen zu einer Übereinkunft, in deren Ergebnis Geralt nicht irgendeinem Ruf oder einer Neigung folgt, sondern seiner wahren Berufung und endlich in die Reihen der Magier eintritt und mit seinem früheren, nicht besonders sinnvollen und perspektivlosen Dasein Schluss macht.«

»Wenn ich mir vorstelle«, sagte der Hexer nach längerem Schweigen, »dass ich noch vor kurzem meinte, mich könne nichts mehr überraschen ... Glaub mir, Vilgefortz, ich werde mich lange an dieses Bankett und an diesen wundersamen Reigen von Ereignissen erinnern. Das ist wahrlich ein Bild wert. Titel:

›Geralt verlässt die Insel Thanedd und kann vor Lachen nicht an sich halten‹.«

»Ich habe nicht verstanden.« Der Zauberer beugte sich leicht vor. »Ich habe in der Blumigkeit deiner Antwort, die reichlich mit auserlesenen Worten geschmückt war, die Orientierung verloren.«

»Die Gründe für das Unverständnis sind mir klar. Wir sind zu unterschiedlich, als dass wir einander verstehen könnten. Du bist der mächtige Magier vom Kapitel, der das Einssein mit der Natur erlangt hat. Ich bin ein Vagabund, ein Hexer, ein Mutant, der auf der Welt umherstreift und für Geld Ungeheuer erledigt ...«

»Die Blumigkeit«, unterbrach ihn der Zauberer, »ist von Banalität verdrängt worden.«

»Wir sind zu unterschiedlich«, fuhr Geralt unbeirrt fort. »Und die Kleinigkeit, dass meine Mutter zufällig eine Zauberin war, kann diesen Unterschied auch nicht aufheben. Aber aus reiner Neugier: Wer war deine Mutter?«

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Vilgefortz ruhig.

Augenblicklich verstummte Geralt.

»Die Druiden vom Kovir-Kreis«, fuhr der Zauberer nach einem Moment fort, »haben mich in Lan Exeter im Rinnstein gefunden. Sie haben sich meiner angenommen und mich großgezogen. Zum Druiden, versteht sich. Weißt du, was ein Druide ist? Das ist so eine Art Mutant, ein Vagabund, der auf der Welt umherstreift und sich vor heiligen Eichen verneigt.«

Der Hexer schwieg.

»Und dann«, fuhr Vilgefortz fort, »kamen im Laufe gewisser Druidenrituale meine Fähigkeiten zum Vorschein. Fähigkeiten, die es erlauben würden, meine Herkunft offensichtlich und unbestreitbar zu bestimmen. Es hatten mich, natürlich zufällig, zwei Menschen gezeugt, von denen mindestens einer ein Zauberer war.«

Geralt schwieg.

»Derjenige, der meine bescheidenen Fähigkeiten entdeckte, war natürlich ein Zauberer, dem ich zufällig begegnet war«, fuhr Vilgefortz ruhig fort. »Und derselbe fand sich bereit, mir einen riesigen Gefallen zu tun: Er schlug mir vor, mich auszubilden und zu vervollkommnen, so dass ich später in die Bruderschaft der Magier eintreten könnte.«

»Und du«, sagte der Hexer tonlos, »hast den Vorschlag angenommen.«

»Nein.« Vilgefortz’ Stimme wurde immer kälter und unangenehmer. »Ich habe ihn auf unhöfliche, geradezu flegelhafte Weise abgelehnt. Ich habe meine ganze Wut auf den Alten abgeladen. Ich wollte, dass er sich schuldig fühlte, mitsamt seiner ganzen magischen Bruderschaft. Schuld natürlich an dem Rinnstein in Lan Exeter, schuld, dass ein schurkischer Magier oder ihrer zwei mich nach der Geburt statt vorher in diesen Rinnstein geworfen hatten. Der Zauberer, versteht sich, hat das, was ich ihm damals sagte, weder verstanden, noch hat es ihn gekümmert. Er hat mit den Schultern gezuckt und ist seiner Wege gegangen, womit er sich selbst und seinesgleichen als gefühllose, arrogante Hundesöhne abstempelte, die nichts als Verachtung verdienen.«

Geralt schwieg.

»Die Druiden hatte ich von ganzem Herzen satt«, fuhr Vilgefortz fort. »Also verließ ich die heiligen Eichenhaine und zog in die Welt hinaus. Ich tat verschiedene Dinge. Für manche schäme ich mich noch heute. Schließlich wurde ich Söldner. Mein weiteres Schicksal verlief, wie du dir denken kannst, wie üblich: siegreicher Soldat, geschlagener Soldat, Marodeur, Räuber, Vergewaltiger, Mörder, schließlich ein Flüchtling, der vor dem Strick ans Ende der Welt flieht. Ich floh ans Ende der Welt. Und dort, am Ende der Welt, lernte ich eine Frau kennen. Eine Zauberin.«

»Pass auf«, flüsterte der Hexer. »Pass auf, Vilgefortz, dass du die gesuchten Ähnlichkeiten nicht zu weit treibst.«

»Die Ähnlichkeiten haben schon ein Ende.« Der Zauberer senkte den Blick nicht. »Denn ich kam mit dem Gefühl nicht zurecht, das ich für jene Frau empfand. Ihre Gefühle verstand ich meinerseits nicht, und sie gab sich keine Mühe, mir dabei zu helfen. Ich habe sie verlassen. Weil sie promiskuitiv, arrogant, boshaft, gefühllos und kalt war. Weil ich sie nicht dominieren konnte, und mich ihr unterzuordnen war erniedrigend. Ich habe sie verlassen, weil ich wusste, dass sie sich nur für mich interessierte, weil meine Intelligenz, meine Persönlichkeit und das faszinierende Geheimnis, das mich umgab, die Tatsache verdeckten, dass ich kein Zauberer war, dabei pflegte sie ausschließlich Zauberern länger als eine Nacht ihre Gunst zu schenken. Ich habe sie verlassen, weil ... Weil sie wie meine Mutter war. Plötzlich wurde mir klar, dass meine Empfindung für sie gar keine Liebe war, sondern ein weitaus komplizierteres, starkes, aber schwer einzuordnendes Gefühl: eine Mischung von Furcht, Bedauern, Zorn, Gewissensbissen und Sühneverlangen, ein Gefühl von Schuld, Verlust und Kränkung, ein perverses Verlangen nach Leiden und Reue. Was ich für jene Frau empfand, war Hass.«

Geralt schwieg. Vilgefortz blickte zur Seite.

»Ich habe sie verlassen«, fuhr er nach einer Weile fort. »Und ich konnte nicht mit der Leere leben, die mich umfing. Und auf einmal ging mir auf, dass nicht das Fehlen einer Frau jene Leere hervorrief, sondern das Fehlen von dem, was ich seinerzeit gefühlt hatte. Paradox, nicht wahr? Ich brauche wohl nicht zu Ende zu erzählen, du kannst dir den weiteren Verlauf denken. Ich wurde Zauberer. Aus Hass. Und erst da begriff ich, wie dumm ich gewesen war. Ich hatte den Himmel mit den Sternen verwechselt, die sich nachts an der Oberfläche eines Teiches spiegeln.«

»Wie du zutreffend bemerkt hast, waren die Parallelen zwischen uns nicht vollends parallel«, murmelte Geralt. »Entgegen dem Anschein haben wir wenig miteinander gemein, Vilgefortz. Was wolltest du beweisen, indem du mir diese Geschichte erzähltest? Dass der Weg zu magischer Meisterschaft zwar steil und schwer ist, aber allen zugänglich? Sogar für, verzeih die Parallele, Bankerte und Findelkinder, Vagabunden oder Hexer ...«

»Nein«, unterbrach ihn der Zauberer. »Ich hatte nicht vor zu beweisen, dass dieser Weg allen zugänglich sei, denn das ist offensichtlich und längst bewiesen. Ebenso wenig bedurfte die Tatsache eines Beweises, dass es für gewisse Leute einfach keinen anderen Weg gibt.«

Der Hexer lächelte. »Also habe ich keinen Ausweg? Ich muss mit dir diesen Pakt schließen, der zum Thema eines Bildes werden soll, und Zauberer werden? Nur im Hinblick auf die Genetik? Na, na. Ich kenne die Vererbungslehre ein wenig. Mein Vater, den ich mit recht großer Mühe gefunden habe, war ein Vagabund, ein Simpel, Abenteurer und Schlagedrein. In meinen Genen kann also das Schwert überwiegen statt der Kunkel. Die Tatsache, dass ich mich auch nicht schlecht schlage, scheint das zu bestätigen.«

»In der Tat« – der Zauberer lächelte spöttisch –, »der Sand in der Uhr ist fast durchgelaufen, und ich, Vilgefortz von Roggeveen, Meister der Magie, Mitglied des Kapitels, unterhalte mich noch immer, und nicht ohne Vergnügen, mit einem Simpel und Schlagedrein, Sohn eines Simpels, Schlagedreins und Vagabunden. Wir sprechen von Dingen und Angelegenheiten, die, wie allgemein bekannt, das übliche Thema an den Lagerfeuern simpler Schlagedreins sind. Wie zum Beispiel Genetik. Woher kennst du überhaupt dieses Wort, mein Schlagedrein? Aus der Tempelschule in Ellander, wo sie einem beibringen, silbenweise zu lesen und vierundzwanzig Runen zu schreiben? Was hat dich bewogen, Bücher zu lesen, in denen man derlei Wörter finden kann? Wo hast du deine Rhetorik und Beredsamkeit geschliffen? Und wozu hast du das getan? Um mit Vampiren Konversation zu treiben? Du mein erblich belasteter Vagabund, dem Tissaia de Vries zulächelt. Du mein Hexer, Schlagedrein, der Philippa Eilhart derart fasziniert, dass ihr geradezu die Hände zittern. Bei dessen Erwähnung Triss Merigold rot anläuft. Von Yennefer von Vengerberg will ich gar nicht reden.«

»Es ist vielleicht gut, dass du nicht von ihr reden willst. In der Uhr ist praktisch so wenig Sand verblieben, dass man beinahe die Körner zählen kann. Male nicht noch mehr Bilder, Vilgefortz. Sag, worum es dir geht. Sag es mir in einfachen Worten. Stell dir vor, dass wir am Lagerfeuer sitzen, zwei Vagabunden, ein Ferkel braten, das wir eben erst gestohlen haben, und vergebens versuchen, uns mit Birkensaft zu betrinken. Es wird eine einfache Frage gestellt. Antworte. Von Vagabund zu Vagabund.«

»Wie lautet diese einfache Frage?«

»Was für einen Pakt schlägst du mir vor? Was für eine Übereinkunft sollen wir treffen? Warum möchtest du mich bei deinem Haufen haben, Vilgefortz? In deinem Kessel, wo es, wie mir scheint, zu kochen anfängt? Was liegt hier in der Luft?«

»Hmm.« Der Zauberer überlegte oder gab vor zu überlegen. »Die Frage ist nicht einfach, doch ich will eine Antwort versuchen. Aber nicht von Vagabund zu Vagabund. Ich werde antworten ... als ein gedungener Schlagedrein zum anderen, der ihm ähnlich ist.«

»Mag sein.«

»Also hör zu, Kamerad Schlagedrein. Es bahnt sich eine ordentliche Keilerei an. Ein Hauen und Stechen auf Leben und Tod, Pardon wird nicht gegeben. Die einen werden siegen, die anderen werden die Krähen fressen. Ich sag dir, Kumpel, schließ dich also denen an, die die besseren Chancen haben. Uns. Die anderen gib auf und spuck auf sie, denn sie haben überhaupt keine Chancen; wie kommst du denn dazu, zusammen mit denen unterzugehen? Nein, nein, Kumpel, mach keine krumme Miene, ich weiß ja, was du sagen willst. Du willst sagen, dass du neutral bist. Dass dir die einen wie die anderen am Arsch vorbeigehen, dass du einfach in den Bergen, in Kaer Morhen, warten wirst, bis die Keilerei vorbei ist. Das ist ein schlechter Einfall, Kumpel. Bei uns wird alles sein, was du liebst. Wenn du dich uns nicht anschließt, verlierst du das alles. Und dann verschlingen dich Leere, Sinnlosigkeit und Hass. Die Zeit der Verachtung, die heraufzieht, wird dich vernichten. Sei also vernünftig und stell dich auf die richtige Seite, wenn es heißt, deine Wahl zu treffen. Und treffen musst du sie. Das kannst du mir glauben.«

Der Hexer lächelte böse. »Unheimlich, in welchem Maße sich alle über meine Neutralität aufregen. In welchem Maße sie mich zum Gegenstand von Pakten und Vereinbarungen macht, von Angeboten zur Zusammenarbeit, von Belehrungen über die Notwendigkeit, eine Wahl zu treffen und mich auf die richtige Seite zu stellen. Beenden wir dieses Gespräch, Vilgefortz. Du vergeudest deine Zeit. Bei diesem Spiel bin ich für dich kein gleichrangiger Partner. Ich sehe keine Möglichkeit, wie wir uns beide auf einem Bild in der Galerie des Ruhmes wiederfinden könnten. Vor allem nicht auf einem Schlachtengemälde.«

Der Zauberer schwieg.

»Stell auf deinem Schachbrett Könige, Damen, Läufer und Türme auf«, fuhr Geralt fort,

»kümmere dich nicht um mich, denn ich bedeute auf diesem Schachbrett nicht mehr als der Staub, der es bedeckt. Das ist nicht mein Spiel. Du behauptest, ich müsse meine Wahl treffen? Ich teile dir mit, dass du dich irrst. Ich werde nicht wählen. Ich werde mich den Ereignissen anpassen. Werde mich dem anpassen, was andere wählen. Das habe ich immer getan.«

»Du bist ein Fatalist.«

»Ja. Obwohl das noch so ein Wort ist, das ich nicht kennen sollte. Ich wiederhole, das ist nicht mein Spiel.«

»Wirklich nicht?« Vilgefortz beugte sich über den Tisch. »In diesem Spiel, Hexer, steht auf dem Schachbrett schon der schwarze Springer, der mit dir auf Gedeih und Verderb durch die Bande der Vorsehung verbunden ist. Du weißt, von wem ich spreche, nicht wahr? Du willst sie doch nicht verlieren? Wisse, dass es nur eine Möglichkeit gibt, sie nicht zu verlieren.«

»Was willst du von diesem Kind?«

»Es gibt für dich nur eine Möglichkeit, das zu erfahren.«

»Ich warne dich. Ich werde nicht erlauben, dass man ihr ein Leid antut ...«

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das zu verhindern. Diese Möglichkeit habe ich dir vorgeschlagen, Geralt von Riva. Überleg dir mein Angebot. Du hast dazu die ganze Nacht. Überlege und blicke dabei zum Himmel. Zu den Sternen. Und verwechsle sie nicht mit denen, die sich an der Oberfläche des Teiches spiegeln. Die Sanduhr ist abgelaufen.«

»Ich habe Angst um Ciri, Yen.«

»Das brauchst du nicht.«

»Aber ...«

»Vertrau mir.« Sie umarmte ihn. »Vertrau mir bitte. Kümmere dich nicht um Vilgefortz. Das ist ein Spieler. Er wollte dich hintergehen, dich provozieren. Und teilweise ist es ihm gelungen. Doch das hat keine Bedeutung. Ciri steht unter meinem Schutz, und in Aretusa wird sie in Sicherheit sein, sie wird hier ihre Fähigkeiten entwickeln können, und niemand kann sie daran hindern. Niemand. Dass aus ihr eine Hexerin geworden ist, musst du aber vergessen. Sie hat andere Talente. Und sie ist zu anderem vorherbestimmt. Du kannst mir glauben.«

»Ich glaube dir.«

»Das ist ein erheblicher Fortschritt. Und um Vilgefortz kümmere dich nicht. Der morgige Tag wird viele Dinge klären und viele Probleme lösen.«

Der morgige Tag, dachte er. Sie verbirgt etwas vor mir. Und ich habe Angst zu fragen. Codringher hatte recht. Ich bin in eine widerwärtige Intrige verstrickt. Doch jetzt habe ich keinen Ausweg. Ich muss abwarten, was dieser morgige Tag bringt, der angeblich alles klären soll. Ich muss ihr vertrauen. Ich weiß, dass etwas passieren wird. Ich werde abwarten. Und mich der Situation anpassen.

Er schaute zum Schreibtisch hin.

»Yen?«

»Ja.«

»Als du in Aretusa gelernt hast ... Als du in einem Zimmerchen wie diesem geschlafen hast ... Hattest du da eine Puppe, ohne die du nicht hättest einschlafen können? Die du tagsüber auf den Schreibtisch gesetzt hast?«

»Nein.« Yennefer machte eine heftige Bewegung. »Ich hatte überhaupt keine Puppe. Frag mich nicht danach, Geralt. Ich bitte dich, frag nicht.«

»Aretusa«, flüsterte er, während er sich umschaute. »Aretusa auf der Insel Thanedd. Ihr Zuhause. Für so viele Jahre ... Wenn sie von hier weggeht, wird sie eine reife Frau sein.«

»Hör auf. Denk nicht dran und rede nicht davon. Stattdessen ...«

»Was, Yen?«

»Liebe mich.«

Er umarmte sie. Berührte sie. Fand sie. Yennefer, auf unglaubliche Art zugleich weich und hart, seufzte tief. Die Worte, die sie aussprachen, rissen ab, versanken in Stöhnen und beschleunigtem Atem, hatten keine Bedeutung mehr, wurden leer. Also verstummten sie, konzentrierten sich darauf, einander zu suchen, die Wahrheit zu suchen. Sie suchten lange, zärtlich und sehr gründlich, fürchteten unangebrachte Eile, Leichtfertigkeit und Nonchalance. Sie suchten heftig, intensiv und selbstvergessen, fürchteten ketzerischen Zweifel und Unentschlossenheit. Sie suchten vorsichtig, fürchteten ketzerischen Mangel an Feingefühl.

Sie fanden einander, bezwangen die Furcht, und im Augenblick darauf fanden sie die Wahrheit, die ihnen als frappierende, blendende Selbstverständlichkeit unter den Lidern explodierte, die entschlossen zusammengepressten Lippen mit einem Seufzer aufriss. Und da erzitterte die Zeit krampfhaft und blieb stehen, alles verschwand, und als einzig fortwirkender Sinn blieb die Berührung.

Eine Ewigkeit verstrich, die Wirklichkeit kehrte zurück, und abermals erzitterte die Zeit und nahm ihren Lauf wieder auf, langsam, schwerfällig wie ein großer beladener Wagen. Geralt schaute aus dem Fenster. Der Mond hing noch immer am Himmel, obwohl das, was vor einem Moment geschehen war, ihn auf die Erde hätte stürzen lassen müssen.

»Jechen, je«, sagte Yennefer nach einer Weile und strich sich mit einer langsamen Bewegung eine Träne von der Wange.

Sie lagen reglos in dem zerwühlten Bett, inmitten des Schauders, inmitten der dampfenden Wärme und des verlöschenden Glücks, inmitten des Schweigens, und ringsum ballte sich eine undeutliche Dunkelheit, erfüllt vom Geruch der Nacht und von den Stimmen der Zikaden. Geralt wusste, dass die telepathischen Fähigkeiten der Zauberin in solchen Augenblicken besonders empfindlich und stark waren, also dachte er intensiv an schöne Dinge und Angelegenheiten. An Dinge, die ihr Freude machen sollten. An die ausbrechendeHelligkeiteines Sonnenaufgangs. An den Nebel, der im Morgengrauen über einem Bergsee hängt. An kristallklare Wasserfälle, durch die Lachse springen, so glänzend, als seien sie aus gegossenem Silber. An warme Regentropfen, die auf die tauschweren Blätter von Kletten auftreffen.

Er dachte für sie. Yennefer lächelte, während sie seinen Gedanken lauschte. Das Lächeln zitterte auf ihrer Wange als Mondschatten der Wimpern.

»Ein Haus?«, fragte Yennefer plötzlich. »Was für ein Haus? Du hast ein Haus? Du willst ein Haus bauen? Ach ... entschuldige. Ich sollte nicht ...«

Er schwieg. Er war wütend auf sich. Während er für sie gedacht hatte, hatte er ihr unwillkürlich erlaubt, einen Gedanken an sie zu lesen.

»Ein schöner Traum.« Yennefer strich ihm sanft über den Rücken. »Ein Haus. Ein eigenhändig gebautes Haus, darin du und ich. Du würdest Pferde und Schafe halten, ich den Garten versorgen, Essen kochen und Wolle kämmen, die wir zum Markt bringen würden. Für das bisschen Geld, das wir für die verkaufte Wolle und verschiedene Früchte des Bodens erhielten, würden wir uns kaufen, was wir brauchen, sagen wir, kupferne Kochtöpfe und eiserne Rechen. Des öfteren würde uns Ciri mit ihrem Mann und drei Kindern besuchen, von Zeit zu Zeit würde Triss Merigold vorbeischauen, um ein paar Tage zu bleiben. Wir würden schön und in Würde alt werden. Und wenn ich mich langweilte, würdest du mir abends etwas auf einem selbstgebauten Dudelsack vorspielen. Das Spiel auf dem Dudelsack ist bekanntlich das beste Mittel gegen Trübsal.«

Der Hexer schwieg. Die Zauberin räusperte sich leise.

»Entschuldige«, sagte sie nach einer Weile.

Er stemmte sich auf den Ellenbogen hoch, beugte sich herüber, küsste sie. Sie bewegte sich heftig, umarmte ihn. Schweigend.

»Sag was.«

»Ich möchte dich nicht verlieren, Yen.«

»Du hast mich doch.«

»Diese Nacht wird zu Ende gehen.«

»Alles geht zu Ende.«

Nein, dachte er. Ich will nicht, dass es so ist.

Ich bin müde. Zu müde, um die Aussicht auf Enden zu akzeptieren, die Anfänge sind, wo man alles von vorn beginnen muss. Ich möchte ...

»Sag nichts.« Mit einer raschen Bewegung legte sie ihm die Finger auf den Mund. »Sag mir nicht, was du möchtest und was du dir wünschst. Denn es könnte sich erweisen, dass ich deine Wünsche nicht zu erfüllen vermag, und das tut mir weh.«

»Und was wünschst du dir, Yen? Wovon träumst du?«

»Nur von erreichbaren Dingen.«

»Und ich?«

»Dich hab ich schon.«

Er schwieg lange. Und schließlich brach sie das Schweigen.

»Geralt?«

»Mhm?«

»Liebe mich, bitte.«

Anfangs, voneinander erfüllt, waren sie beide reich an Phantasie und Erfindungsgabe, voller Einfälle, auf Entdeckungen aus und begierig auf Neues. Wie üblich zeigte sich alsbald, dass das zugleich zu viel und zu wenig war. Sie verstanden das gleichzeitig und erwiesen einander abermals ihre Liebe.

Als Geralt wieder zu sich kam, war der Mond immer noch an seinem Platz. Die Zikaden zirpten eifrig, als wollten auch sie mit Wahnsinn und Vergessenheit gegen Unruhe und Furcht ankämpfen. Aus einem nahen Fenster im linken Flügel von Aretusa schrie jemand, der schlafen wollte, und verlangte fluchend Ruhe. Aus einem Fenster auf der anderen Seite applaudierte, offensichtlich eine kunstbeflissenere Natur, jemand enthusiastisch und gratulierte.

»Ach, Yen ...«, flüsterte der Hexer vorwurfsvoll.

»Ich hatte einen Grund ...« Sie küsste ihn und drückte dann die Wange ins Kissen. »Ich hatte einen Grund zu schreien. Also habe ich geschrien. Das soll man nicht unterdrücken, es wäre ungesund und unnatürlich. Umarme mich, wenn du kannst.«

*Lara-Teleport , nach seinem Entdecker auch Benavents Portal genannt. Befindet sich auf der Insel Thanedd, im letzten Stockwerk des Möwenturms. Stationär, sporadisch aktiv. Funktionsprinzipien: unbekannt. Ziel: unbekannt, wahrscheinlich infolge spontanen Zerfalls verschoben, möglicherweise zahlreiche Verzweigungen und Abweichungen.*

*Achtung: Der Teleport ist chaotisch und lebensgefährlich. Experimente sind kategorisch verboten. Im Möwenturm und seiner unmittelbaren Umgebung darf Magie, insbesondere Teleportationsmagie, nicht angewendet werden. Das Kapitel prüft*

*Ausnahmeanträge auf Zugang zum Tor Lara und Betrachtung des Teleports. Der Antrag muss mit bereits in Angriff genommenen Forschungsarbeiten und einer Spezialisierung im betreffenden Fachgebiet begründet werden.*

*Bibliographie: Geoffrey Monck:* Die Magie des Älteren Volkes *; Immanuel Benavent:* Das Portal vom Tor Lara; *Nina Fioravanti:* Theorie und Praxis der Teleportation; *Ransant Alvaro:*Die Tore des Geheimnisses.

Prohibita (Liste der verbotenen Artefakte),

*Ars Magica*, Ed. LVIII

# Das vierte Kapitel

Anfangs waren da nur das pulsierende, unstete Chaos und eine Kaskade von Bildern, ein Wirbeln, ein Abgrund voller Töne und Stimmen. Ciri sah einen in den Himmel ragenden Turm, auf dessen Dach Blitze tanzten. Sie hörte den Schrei eines Raubvogels und war dieser Raubvogel. Sie flog mit gewaltiger Geschwindigkeit, und unter ihr lag ein aufgewühltes Meer. Sie sah eine kleine Puppe aus Stoffresten und war plötzlich diese Puppe, und ringsum ballte sich Dunkelheit, die von den Stimmen der Zikaden vibrierte. Sie sah einen großen schwarz-weißen Kater und war auf einmal dieser Kater, und ringsum lag ein finsteres Haus, dunkel gewordene Täfelung, der Geruch von Kerzen und alten Büchern. Sie hörte, wie jemand mehrmals ihren Namen aussprach, sie herbeirief. Sie sah silberne Lachse in Wasserfällen springen, hörte das Rauschen des Regens, der auf das Laub traf. Und dann hörte sie einen seltsamen, langgezogenen Schrei Yennefers. Und es war dieser Schrei, der sie erwachen ließ, sie aus dem Abgrund von Zeit- und Formlosigkeit riss.

Jetzt, da sie erfolglos versuchte, sich an den Traum zu erinnern, hörte sie nur noch die leisen Klänge einer Laute und einer Flöte, das Klingeln eines Tamburins, Gesang und Lachen. Rittersporn und eine Gruppe zufällig zusammengekommener Vaganten amüsierten sich noch immer aufs beste in dem Zimmer am Ende des Korridors.

Durchs Fenster fiel ein Streifen Mondlicht herein, der die Finsternis ein wenig aufhellte und das Zimmer in Loxia wie den Ort in ihrem Traum aussehen ließ. Ciri warf das Deckbett zurück. Sie war verschwitzt, die Haare klebten ihr an der Stirn. Am Abend hatte sie lange nicht einschlafen können, es fehlte ihr an Luft, obwohl das Fenster weit offenstand. Sie kannte den Grund. Ehe sie mit Geralt hinausgegangen war, hatte Yennefer das Zimmer mit Schutzzaubern belegt. Angeblich, damit niemand hineingelangen konnte, doch Ciri argwöhnte, dass es eher darum ging, niemanden hinauszulassen. Sie war einfach eingesperrt. So sichtlich Yennefer froh war, Geralt begegnet zu sein, hatte sie doch die eigenmächtige und irrsinnige Flucht nach Hirundum, die zu dieser Begegnung geführt hatte, weder vergessen noch verziehen.

Sie selbst hatte die Begegnung mit Geralt traurig gemacht und enttäuscht. Der Hexer war wortkarg, angespannt, unruhig und offensichtlich unaufrichtig. Ihre Gespräche rissen ab und versickerten, blieben in unvollendeten, mitten im Wort abgebrochenen Sätzen und Fragen stecken. Die Blicke und die Gedanken des Hexers flohen vor ihr und schweiften in die Ferne. Ciri wusste, wohin sie schweiften.

Aus dem Zimmer am Ende des Korridors drang der einsame und leise Gesang Rittersporns heran, die Musik von Lautensaiten, die plätscherte wie ein Wasserlauf über Steine. Sie erkannte die Melodie, an der der Barde seit ein paar Tagen komponierte. Die Ballade trug – wie Rittersporn sich mehrfach gebrüstet hatte – den Titel »Die Unfassliche« und sollte dem Dichter auf dem diesjährigen Bardenturnier zum Sieg verhelfen, das im Spätherbst auf dem Schloss Vartburg stattfand. Ciri lauschte den Worten.

*Magst im Flug durch die Regennacht schweifen,*

*Zwischen gelblichen Seerosen tauchen, Doch ich werde dich trotzdem begreifen, Etwas Glück freilich werde ich brauchen* ...

Hufe trommelten, Reiter galoppierten in die Nacht, zum Horizont hin erblühte der Himmel im Widerschein von Bränden. Ein Raubvogel schrie und breitete die Flügel aus, flog auf. Ciri war wieder im Traum versunken und hörte dabei, wie jemand mehrfach ihren Namen aussprach. Einmal war es Geralt, einmal Yennefer, einmal Triss Merigold, schließlich – und das mehrere Male – eine ihr unbekannte schmächtige, hellhaarige und traurige junge Frau, die von einer in Horn und Messing gefassten Miniatur herabsah.

Dann wurde sie den schwarz-weißen Kater gewahr, und einen Moment später war sie dieser Kater, blickte mit seinen Augen. Sie sah große Regale voller Bücher, ein von mehreren Kerzenständern erhelltes Pult, daran zwei über Pergamentbündel gebeugte Männer. Einer von den Männern hustete und wischte sich den Mund mit einem Tuch ab. Der andere, kleinwüchsig und mit riesigem Kopf, saß in einem Sessel mit Rädern. Ihm fehlten beide Beine.

»Unerhört ...«, seufzte Fenn, während er den Blick über das brüchige Pergament schweifen ließ. »Unglaublich ... Woher hast du diese Dokumente?«

»Du würdest es nicht glauben, wenn ich es dir sagen würde.« Codringher begann zu husten.

»Hast du nunmehr verstanden, wer Cirilla, die Fürstentochter von Cintra, in Wahrheit ist? Die Kinder des Älteren Blutes ... Der letzte Spross an jenem verdammten Baum des Hasses! Der letzte Zweig, und daran der letzte vergiftete Apfel ...«

»Das Ältere Blut ... So weit zurück ... Pavetta, Calanthe, Adalia, Elen, Fiona ...«

»Und Falka.«

»Bei den Göttern, das ist unmöglich! Erstens hatte Falka keine Kinder! Zweitens war Fiona die rechtmäßige Tochter von ...«

»Erstens wissen wir nichts über die Jugend Falkas. Zweitens verstehst du mich nicht, Fenn. Du weißt doch, dass ich, wenn ich das Wort ›rechtmäßig‹ höre, Lachkrämpfe kriege. Ich glaube diesem Dokument, denn ich halte es für echt und wahrheitsgemäß. Fiona, die Urururgroßmutter Pavettas, war die Tochter von Falka, jenem Ungeheuer in Menschengestalt. Zum Teufel, ich glaube nicht an all diese irrsinnigen Weissagungen, Prophezeiungen und derlei Unsinn, doch wenn ich mir jetzt die Weissagung Itlinas ins Gedächtnis rufe ...«

»Das geschändete Blut?«

»Geschändet, vergiftet, verflucht, das kann man unterschiedlich verstehen. Aber der Legende nach, wenn du dich entsinnst, war es Falka, die verflucht wurde, denn Lara Dorren aep Shiadhal belegte Falkas Mutter mit einem Fluch ...«

»Das sind Märchen, Codringher.«

»Du hast recht, es sind Märchen. Aber weißt du, wann Märchen aufhören, Märchen zu sein? In dem Augenblick, da jemand anfängt, an sie zu glauben. Und an das Märchen vom Älteren Blute glaubt jemand. Insbesondere an das Fragment, in dem davon die Rede ist, dass aus dem Blute Falkas der Rächer geboren wird, der die alte Welt vernichtet und auf ihren Trümmern eine neue erbaut.«

»Und dieser Rächer soll Cirilla sein?«

»Nein. Nicht Cirilla. Ihr Sohn.«

»Und Cirilla wird gesucht von ...«

»Emhyr var Emreis, dem Kaiser von Nilfgaard«, beendete Codringher mit kalter Stimme den Satz. »Verstehst du jetzt? Cirilla soll, ob sie will oder nicht, die Mutter des Thronfolgers werden. Des Erzfürsten, der zum Erzfürsten der Finsternis werden soll, zum Nachkommen und Rächer jener Teuflin Falka. Die Vernichtung und der anschließende Wiederaufbau der Welt sollen, wie mir scheint, auf geregelte und kontrollierte Weise erfolgen.«

Der Krüppel schwieg lange.

»Findest du nicht«, fragte er schließlich, »dass wir Geralt davon in Kenntnis setzen sollten?«

»Geralt?« Codringher vorzog den Mund. »Wer ist denn das? Nicht zufällig dieser Naivling, der mir unlängst eingeredet hat, dass er nicht um des Vorteils willen handelt? Oh, ich glaube, dass er nicht für den eigenen Vorteil handelt. Er handelt für fremden. Übrigens ohne es zu wissen. Er verfolgt Rience, der an der Leine agiert, und bemerkt das Halsband am eigenen Halse nicht. Ihn sollte ich informieren? Denen helfen, die sich selber dieses goldene Eier legenden Huhns bemächtigen wollen, um Emhyr zu erpressen oder sich bei ihm einzuschmeicheln? Nein, Fenn. So dumm bin ich nun wieder nicht.«

»Der Hexer agiert an der Leine? An wessen?«

»Überleg.«

»Verdammt!«

»EinexaktgewähltesWort.Dieeinzige Person, die Einfluss auf ihn hat. Der er vertraut. Aber ich traue ihr nicht. Und habe ihr niemals getraut. Ich werde mich selbst in dieses Spiel einschalten.«

»Das ist ein gefährliches Spiel, Codringher.«

»Ungefährliche Spiele gibt es nicht. Es gibt nur Spiele, die den Einsatz lohnen oder aber nicht. Fenn, Bruder, verstehst du nicht, was uns in die Hände gefallen ist? Ein goldenes Huhn, das für uns und für niemand anders riesige Eier legen wird, ganz aus dem goldigsten Golde ...«

Codringher begann heftig zu husten. Als er das Tuch vom Mund nahm, waren Blutspuren darin.

»Gold wird das nicht heilen«, sagte Fenn mit einem Blick auf die Hand seines Teilhabers.

»Und mir keine Beine verschaffen ...«

»Wer weiß?«

Jemand klopfte an die Tür. Fenn ruckte unruhig in dem Sessel mit Rädern herum.

»Erwartest du jemanden, Codringher?«

»Gewiss. Die Leute, die ich nach Thanedd geschickt habe. Wegen des goldenen Huhns.«

Öffne nicht, schrie Ciri. Öffne diese Tür nicht! Dahinter ist der Tod! Öffne diese Tür nicht!

»Ich mach ja schon auf«, rief Codringher, während er die Riegel zurückschob, worauf er sich zu dem miauenden Kater umwandte.

»Bist du wohl still, du Galgenstrick ...«

Er verstummte. In der Tür standen nicht die, die er erwartet hatte. In der Tür standen drei Individuen, die er nicht kannte.

»Herr Codringher?«

»Der Herr Konsultant ist in Geschäften unterwegs.« Der Advokat machte ein etwas dümmliches Gesicht und gab seiner Stimme einen leicht schrillen Klang. »Ich bin der Kammerdiener des Herrn Konsultanten, mein Name ist Glomb, Mikael Glomb. Womit kann ich den Herren zu Diensten sein?«

»Mit nichts«, sagte eins von den Individuen, ein hochgewachsener Halbelf. »Wenn der Herr Konsultant nicht da ist, lassen wir nur einen Brief und eine Nachricht hier. Da ist der Brief.«

»Ich werde ihn getreulich übergeben.« Codringher fühlte sich gut in die Rolle des begriffsstutzigen Lakaien ein, verbeugte sich untertänig, streckte die Hand nach dem zusammengerollten Pergament aus, um das eine rote Schnur gewickelt war. »Und die Nachricht?«

Die Schnur um das Pergament wickelte sich ab wie eine angreifende Schlange, schoss vor und umschlang ihm fest das Handgelenk. Der Hochgewachsene ruckte heftig daran. Codringher verlor das Gleichgewicht, stürzte nach vorn, streckte, um nicht auf den Halbelf zu prallen, instinktiv die linke Hand gegen dessen Brust. In dieser Haltung war er außerstande, dem Stilett auszuweichen, das ihm in den Bauch gerammt wurde. Er schrie dumpf auf und drängte zurück, doch die ums Handgelenk gewickelte magische Schnur hielt ihn fest. Der Halbelf zog ihn abermals auf sich zu und versetzte ihm einen weiteren Stich. Diesmal blieb Codringher auf der Klinge hängen.

»Das sind die Nachricht und die Grüße von Rience«, zischte der hochgewachsene Halbelf, während er das Stilett heftig nach oben riss und den Advokaten aufschlitzte wie einen Fisch. »Fahr zur Hölle, Codringher. Geradewegs zur Hölle.«

Codringher begann zu röcheln. Er fühlte, wie die Dolchklinge an Rippen und Brustbein knirschte. Er stürzte zu Boden, krümmte sich zusammen. Er wollte schreien, um Fenn zu warnen, doch es kam nur ein Krächzen heraus, und das Krächzen erstickte sogleich in einer Woge von Blut.

Der hochgewachsene Halbelf trat über den Körper hinweg; nach ihm gingen die beiden anderen in die Wohnung. Diese beiden waren Menschen.

Fenn ließ sich nicht überrumpeln.

Eine Sehne surrte, einer der beiden Häscher stürzte zu Boden, von einer Stahlkugel mitten auf die Stirn getroffen. Fenn fuhr mit dem Sessel vom Pult weg und versuchte vergeblich, mit zitternden Händen die Armbrust neu zu spannen.

Der Hochgewachsene sprang auf ihn zu, stieß mit einem kräftigen Fußtritt den Sessel um. Der Krüppel wurde auf die am Boden liegenden Papiere geschleudert. Wie er hilflos mit den Ärmchen und den Beinstummeln zappelte, erinnerte er an eine verkrüppelte Spinne.

Der Halbelf gab der Armbrust einen Fußtritt, dass sie aus Fenns Reichweite flog. Ohne den Krüppel zu beachten, der zu kriechen versuchte, sah er rasch die auf dem Pult liegenden Papiere durch. Seine Aufmerksamkeit wurde von einer kleinen, in Horn und Messing gefassten Miniatur angezogen, die eine hellhaarige junge Frau darstellte. Er nahm sie zusammen mit dem daran befestigten Zettel an sich.

Der zweite Häscher verließ den von der Armbrustkugel Getroffenen, kam näher. Der Halbelf hob fragend die Brauen. Der Häscher schüttelte den Kopf.

Der Halbelf steckte die Miniatur und etliche vom Pult genommene Dokumente in die Jacke. Dann nahm er ein Büschel Schreibfedern aus dem Becher und zündete sie an einer Kerze an. Er drehte sie langsam, damit der Wisch richtig brannte, worauf er sie aufs Pult warf, auf die Pergamentbündel, die sofort Feuer fingen.

Fenn schrie auf.

Der hochgewachsene Halbelf nahm von dem schon brennenden Tisch eine Flasche mit einer Flüssigkeit zum Entfernen von Tinte, trat zu dem sich windenden Krüppel und goss den ganzen Inhalt über ihn aus. Fenn heulte durchdringend auf. Der zweite Häscher nahm aus einem Regal einen Armvoll Pergamentpacken und warf sie auf den Krüppel.

Das Feuer vom Pult loderte schon bis zur Decke hoch. Eine zweite, kleinere Flasche mit Tintenentferner explodierte mit dumpfem Knall, die Flammen leckten an den Regalen. Fenn heulte. Der Hochgewachsene trat von dem brennenden Pult weg, rollte aus Papier einen zweiten Fidibus zusammen und entzündete ihn. Der zweite Häscher warf noch eine Ladung Papiere auf den Krüppel.

Fenn heulte.

Der Halbelf trat zu ihm hin, den brennenden Fidibus in der Hand.

Codringhers schwarz-weißer Kater setzte sich auf ein Mäuerchen in der Nähe des Hauses. Auf seinen gelben Augen spielte der Widerschein des Feuers, das die freundliche Nacht in eine schreckliche Parodie des Tages verwandelt hatte. Die Gegend hallte von Geschrei wider. Es brennt! Es brennt! Wasser! Leute rannten auf das Haus zu. Der Kater erstarrte, betrachtete sie voller Verwunderung und Verachtung. Diese Dummköpfe wollten offensichtlich dorthin, zu dem Feuerschlund, dem er gerade mit Mühe entkommen war.

Codringhers Kater wandte sich gleichgültig ab und widmete sich wieder dem Ablecken seiner in Blut getauchten Pfote.

Ciri erwachte schweißgebadet, ihre Hände waren so um die Bettdecke gekrallt, dass es wehtat. Ringsum waren Stille und eine weiche Finsternis, von einem Streifen Mondlicht durchschnitten wie von einem Stilett.

Brand. Feuer. Blut. Ein Albtraum ... Ich erinnere mich nicht, an nichts erinnere ich mich.

Tief atmete sie die scharfe Nachtluft ein. Das Gefühl von Schwüle war verschwunden. Sie wusste warum.

Die Schutzzauber wirkten nicht.

Etwas ist geschehen, dachte Ciri. Sie sprang aus dem Bett und zog sich rasch an. Sie gürtete den kleinen Dolch um. Das Schwert war nicht da, Yennefer hatte es ihr weggenommen und Rittersporn in Verwahrung gegeben. Der Dichter schlief sicherlich schon, in Loxia herrschte Stille. Ciri überlegte, ob sie nicht gehen und ihn wecken sollte, als sie plötzlich ein heftiges Pulsieren in den Ohren verspürte und das Blut rauschen hörte.

Der durchs Fenster hereinfallende Streifen Mondlicht war zu einem Weg geworden. Am Ende des Weges, sehr weit entfernt, lag eine Tür. Die Tür öffnete sich, und Yennefer stand darin.

Komm.

Hinter dem Rücken der Zauberin öffneten sich weitere Türen. Eine nach der anderen. Unendlich viele. In der Dunkelheit zeichneten sich undeutlich die schwarzen Formen von Säulen ab. Vielleicht auch von Statuen. Ich träume, dachte Ciri, ohne es selbst zu glauben. Ich träume. Das ist gar kein Weg, das ist Licht, ein Lichtstreifen. Darauf kann man nicht gehen ...

Komm.

Sie gehorchte.

Ohne die dummen Skrupel des Hexers, ohne seine lebensfremden Prinzipien hätten viele der folgenden Ereignisse ganz anders verlaufen können. Vieles hätte sich wahrscheinlich überhaupt nicht ereignet. Und dann hätte die Weltgeschichte eine andere Richtung eingeschlagen.

Doch die Weltgeschichte verlief so, wie sie verlaufen ist – und das ausschließlich aus dem Grunde, dass der Hexer Skrupel hatte. Als er gegen Morgen erwachte und ein Bedürfnis verspürte, tat er nicht, was jeder getan hätte – er ging nicht auf den Balkon, um in den Blumenkübel mit der Kapuzinerkresse zu pinkeln. Er hatte Skrupel. Er zog sich leise an, ohne Yennefer zu wecken, die tief, reglos und fast ohne zu atmen schlief. Er trat aus dem Zimmer und ging in den Garten.

Das Bankett dauerte an, aber, wie die herandringenden Geräusche verrieten, nur noch ein letzter Rest. Die Fenster des Ballsaales verströmten immer noch Licht, das ins Atrium und auf die Pfingstrosenbeete fiel. Also ging der Hexer noch ein Stück weiter, in immer dichteres Gebüsch, und schaute dort zum heller werdenden Himmel, wo der Horizont schon in Morgenröte getaucht war.

Als er langsam zurückging und über wichtige Dinge nachdachte, begann sein Hexermedaillon heftig zu rucken. Er hielt es mit der Hand fest und spürte, wie die Vibration durch den ganzen Körper lief. Kein Zweifel – jemand in Aretusa wirkte Zaubersprüche. Geralt spitzte die Ohren und vernahm gedämpfte Schreie, Rumoren und Poltern aus dem Säulengang im linken Flügel des Palastes.

Jeder andere hätte ohne zu zögern kehrtgemacht, wäre raschen Schrittes seiner Wege gegangen und hätte so getan, als habe er nichts gehört. Und auch dann wäre die Weltgeschichte vielleicht anders verlaufen.

Doch der Hexer hatte Skrupel und pflegte nach unangebrachten, weltfremden Prinzipien zu handeln.

Als er in den Säulengang und den Korridor kam, war dort ein Kampf im Gange. Etliche Häscher in grauen Jacken setzten einen zu Boden geworfenen, nicht besonders großen Zauberer außer Gefecht. Und zwar unter der Anleitung Dijkstras, des Geheimdienstchefs Wisimirs, des Königs von Redanien. Ehe Geralt irgendetwas unternehmen konnte, wurde er selbst außer Gefecht gesetzt – zwei andere graue Häscher drückten ihn an die Wand, und ein dritter setzte ihm die dreizackige Klinge einer Partisane auf die Brust.

Alle Häscher trugen Ringkragen mit dem redanischen Adler.

»Das nennt man ›in die Scheiße treten‹«, erklärte Dijkstra leise, während er näher kam.

»Und du, Hexer, hast anscheinend ein angeborenes Talent zu solchen Tritten. Bleib ruhig stehen und versuche, niemandes Aufmerksamkeit zu erregen.«

Die Redanier hatten den Zauberer endlich außer Gefecht gesetzt und hoben ihn auf, wobei sie ihm die Hände festhielten. Es war Artaud Terranova, Mitglied des Kapitels.

Das Licht, das es erlaubte, Einzelheiten zu sehen, drang aus einer Kugel, die über dem Kopf von Keira Metz hing, der Zauberin, mit der Geralt am Abend auf dem Bankett geplaudert hatte. Er erkannte sie kaum – sie hatte den wehenden Tüll gegen strenge Männerkleidung vertauscht, und an der Seite trug sie ein Stilett.

»Fesselt ihn«, befahl sie knapp. In ihrer Hand klirrten Handschellen, die aus einem blauen Metall gefertigt waren.

»Wage es nicht, mir das anzulegen!«, brüllte Terranova. »Wage es ja nicht, Metz! Ich bin Mitglied des Kapitels!«

»Warst du. Jetzt bist du ein gewöhnlicher Verräter. Und man wird dich wie einen Verräter behandeln.«

»Und du bist eine widerliche Schlampe, die ...«

Keira trat einen Schritt zurück, wiegte sich leicht in den Hüften und rammte ihm mit ganzer Kraft die Faust ins Gesicht. Der Kopf des Zauberers wurde derart nach hinten geschleudert, dass Geralt einen Augenblick lang den Eindruck hatte, er werde vom Körper abreißen. Terranova erschlaffte in den Armen der ihn festhaltenden Leute, aus Nase und Mund rann ihm Blut. Die Zauberin schlug kein zweites Mal zu, obwohl sie ausgeholt hatte. Der Hexer erkannte das blitzende Messing des Schlagrings an ihren Fingern. Er wunderte sich nicht. Keira war von kleiner Statur, so einen Schlag hätte sie nicht mit bloßer Faust versetzen können.

Er machte keine Bewegung. Die Häscher hielten ihn mit eisernem Griff fest, und der Dorn der Partisane drückte ihm gegen die Brust. Geralt war sich nicht sicher, ob er sich bewegt hätte, wäre er frei gewesen. Ob er gewusst hätte, was er tun sollte.

Die Redanier hatten dem Zauberer die Arme auf den Rücken gebogen und ließen die Handschellen zuschnappen. Terranova schrie auf, begann zu zappeln, wand sich, ein Brechreiz ließ ihn röcheln. Geralt wusste schon, woraus die Handschellen bestanden. Es war eine Legierung von Eisen und Dwimerit, einem seltenen Mineral, das die Eigenschaft hatte, magische Fähigkeiten zu unterdrücken. Diese Unterdrückung ging für die Magier mit recht betrüblichen Nebenwirkungen einher.

Keira Metz hob den Kopf, strich sich die Haare aus der Stirn. Und da bemerkte sie ihn.

»Was macht der hier, verdammt noch mal? Wie kommt er hierher?«

»Er ist hereingetreten«, antwortete Dijkstra gleichmütig. »Er hat ein Talent, hereinzutreten. Was soll ich mit ihm machen?«

»Bewache ihn. Ich habe jetzt keine Zeit.«

Sie ging schnellen Schrittes davon; ihr folgten die Redanier, die Terranova mitschleppten. Die leuchtende Kugel schwebte der Zauberin nach, doch der Morgen graute schon, es wurde rasch heller. Auf ein Zeichen Dijkstras hin ließen die Häscher Geralt los. Der Spion kam näher und schaute dem Hexer in die Augen.

»Bewahre unbedingte Ruhe.«

»Was geht hier vor? Was hat ...«

»Und unbedingtes Schweigen.«

Keira Metz kehrte bald zurück, nicht allein. Mit ihr kam der aschblonde Zauberer, der Geralt am Abend zuvor als Detmold von Ban Ard vorgestellt worden war. Beim Anblick des Hexers begann er zu fluchen und hieb sich mit der Faust in die Handfläche. »Verdammt! Ist das der, den sich Yennefer ausgesucht hat?«

»Ebender«, bestätigte Keira. »Geralt von Riva. Das Problem besteht darin, dass ich nicht weiß, wie es sich mit Yennefer verhält ...«

»Ich weiß das auch nicht«, sagte Detmold achselzuckend. »Jedenfalls steckt er schon mit drin. Er hat zu viel gesehen. Bringt ihn zu Philippa, sie wird entscheiden. Fesselt ihn.«

»Das ist nicht notwendig«, sagte Dijkstra scheinbar lässig. »Ich übernehme die Verantwortung für ihn. Ich bringe ihn dahin, wo er hingehört.«

Detmold nickte. »Das trifft sich bestens. Denn wir haben keine Zeit. Komm, Keira, dort oben wird es kompliziert ...«

»So was von nervös«, murmelte der redanische Spion, während er den Davongehenden nachblickte. »Keine Übung, das ist es. Aber Staatsstreiche und Putsche sind wie Mangold-Kaltschale. Kalt zu genießen. Gehen wir, Geralt. Und denk dran: ruhig, anständig, ohne Eskapaden. Lass mich nicht bereuen, dass ich dich nicht habe fesseln lassen.«

»Was geht hier vor, Dijkstra?«

»Du kannst es dir noch nicht denken?« Der Spion ging neben ihm, drei Redanier hielten sich hinter ihnen. »Sag ehrlich, Hexer, wie kommt es, dass du hier aufgetaucht bist?«

»Ich fürchtete, dass die Kapuzinerkresse eingehen könnte.«

»Geralt.« Dijkstra schaute ihn schief an. »Du bist bis über den Kopf in die Scheiße geraten. Du bist aufgetaucht und hältst den Mund über der Oberfläche, aber mit den Füßen hast du immer noch nicht den Grund der Abortgrube erreicht. Jemand reicht dir eine Hand zur Hilfe und riskiert dabei, selber hineinzufallen und sich dreckig zu machen. Also lass die dummen Scherze. Yennefer hat dich hergeschickt, ja?«

»Nein. Yennefer schläft im warmen Bett. Beruhigt dich das?«

Der riesige Spion drehte sich mit einem Ruck um, packte den Hexer bei den Schultern und drückte ihn gegen die Wand des Korridors.

»Nein, das beruhigt mich nicht, du verdammter Dummkopf«, zischte er. »Hast du noch nicht begriffen, dass die anständigen, den Königen treuen Zauberer diese Nacht nicht geschlafen haben? Dass sie überhaupt nicht zu Bett gegangen sind? In den warmen Betten schlafen die von Nilfgaard gekauften Verräter. Die käuflichen Subjekte, die selber einen Putsch vorhatten, aber später. Sie wussten nicht, dass ihre Pläne durchschaut sind und man ihren Absichten zuvorkommt. Und jetzt eben holt man sie aus den warmen Betten, haut ihnen Schlagringe in die Fresse, legt ihnen Handschellen aus Dwimerit um die Pfoten. Die Verräter sind erledigt, verstehst du? Wenn du nicht zusammen mit ihnen untergehen willst, hör auf, den Idioten zu spielen! Hat dich gestern Abend Vilgefortz vereinnahmt? Oder vielleicht schon vorher Yennefer? Rede! Schnell, denn die Scheiße fängt an, dir in den Mund zu laufen!«

»Mangold-Kaltschale, Dijkstra«, erinnerte ihn Geralt. »Führ mich zu Philippa. Ruhig, anständig und ohne Eskapaden.«

Der Spion ließ ihn los, trat einen Schritt zurück. »Gehen wir«, sagte er kalt. »Diese Treppe hinauf. Aber das Gespräch bringen wir zu Ende. Das verspreche ich dir.«

Dort, wo vier Korridore zusammenliefen, unter einer das Gewölbe tragenden Säule, war es hell von Laternen und magischen Kugeln. Hier drängten sich Redanier und Zauberer. Unter den Letzteren waren Ratsmitglieder – Radcliffe und Sabrina Glevissig. Wie Keira Metz trug Sabrina graue Männerkleidung. Geralt erfasste, dass man bei dem unter seinen Augen stattfindenden Putsch die Parteien an den Uniformen erkennen konnte.

Am Boden kniete Triss Merigold, über einen Körper gebeugt, der in einer Blutlache lag. Geralt erkannte Lydia van Bredevoort. Er erkannte sie an den Haaren und an dem Seidenkleid. Am Gesicht hätte er sie nicht erkannt, denn das war kein Gesicht mehr. Es war ein abscheulicher, makabrer Totenkopf, in dem bis zur Hälfte der Wangen freiliegende Zähne blitzten und eingefallene, schlecht verwachsene Kieferknochen zu sehen waren.

»Deckt sie zu«, sagte Sabrina Glevissig tonlos.

»Als sie gestorben ist, hat sich die Illusion verflüchtigt ... Verdammt, deckt sie mit irgendwas zu!«

»Wie ist das geschehen, Radcliffe?«, fragte Triss und zog die Hand von dem vergoldeten Griff des Stiletts zurück, das unter Lydias Brustbein stak. »Wie konnte das geschehen? Es sollte ohne Tote abgehen!«

»Sie hat uns angegriffen«, murmelte der Zauberer mit gesenktem Kopf. »Als Vilgefortz abgeführt wurde, stürzte sie sich auf uns. Es kam zu einem Handgemenge ... Ich weiß selber nicht, auf welche Weise ... Das ist ihr eigenes Stilett.«

»Deckt ihr Gesicht zu!« Sabrina drehte sich heftig um. Sie bemerkte Geralt, ihre Raubtieraugen erglänzten wie Anthrazit. »Wie kommt denn der hierher?«

Triss sprang blitzschnell auf und zu dem Hexer hin. Geralt erblickte ihre Handfläche unmittelbar vor dem Gesicht. Dann nahm er einen Blitz wahr und versank sanft in Dunkelheit. Er fühlte eine Hand an seinem Kragen und einen heftigen Ruck.

»Haltet ihn fest, sonst fällt er hin.« Triss’ Stimme klang unnatürlich, es schwang darin gespielter Zorn. Sie riss abermals an ihm, so dass er sich für einen Augenblick ganz dicht vor ihr befand.

»Entschuldige«, hörte er sie rasch flüstern. »Es musste sein.«

Dijkstras Leute hielten ihn fest.

Er bewegte den Kopf. Stellte sich auf andere Sinne um. In den Korridoren herrschte Bewegung, die Luft wogte, trug Gerüche heran. Und Stimmen. Sabrina Glevissig fluchte. Triss redete auf sie ein. Nach Kaserne stinkende Redanier schleiften über den Fußboden einen schlaffen Körper, an dem ein Seidenkleid raschelte. Blut. Der Geruch von Blut. Und Ozongeruch. Der Geruch von Magie. Erregte Stimmen. Schritte, das nervöse Klopfen von Absätzen.

»Beeilt euch! Das dauert alles viel zu lange! Wir müssten längst in Garstang sein!«

Philippa Eilhart. Aufgeregt.

»Sabrina, mach schleunigst Marti Sodergren ausfindig. Wenn nötig, hol sie aus dem Bett. UmGedymdeithstehtes schlecht. Anscheinend ein Infarkt. Marti soll sich mit ihm befassen. Aber sag nichts, weder ihr noch dem, mit dem sie schläft. Triss, suche Dorregaray, Drithelm und Carduin und begleite sie nach Garstang.«

»Wozu?«

»Sie vertreten Könige. Ethain und Esterad sollen über unsere Aktion und ihre Ergebnisse informiert werden ... Du wirst sie begleiten ... Triss, du hast Blut an der Hand! Wer?«

»Lydia.«

»Verdammt. Wann? Wie?«

»Ist das Wie denn wichtig?« Eine kalte, ruhige Stimme. Tissaia de Vries. Das Rascheln eines Kleides. Tissaia trug ein Ballkleid. Nicht die Rebellenuniform. Geralt spitzte die Ohren, hörte aber keine Handschellen aus Dwimerit klirren.

»Du spielst die Ergriffene?«, wiederholte Tissaia. »Die Verzweifelte? Wenn man Revolten anzettelt, wenn man nachts bewaffnete Häscher hereinholt, muss man mit Opfern rechnen. Lydia lebt nicht mehr, Hen Gedymdeith liegt im Sterben. Vor einem Moment habe ich Artaud gesehen, dem man das Gesicht zerschlagen hat. Wie viele Opfer wird es noch geben, Philippa Eilhart?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Philippa fest.

»Und ich weiche nicht zurück.«

»Natürlich. Du weichst vor nichts zurück.«

Die Luft erzitterte, die Absätze schlugen in einem bekannten Rhythmus auf den Boden. Philippa kam auf ihn zu. Er hatte sich den nervösen Rhythmus ihrer Schritte gemerkt, als sie tags zuvor zusammen durch den Saal in Aretusa gegangen waren, um sich an Kaviar zu delektieren. Er erinnerte sich an den Geruch von Zimt und Narde. Jetzt war dieser Geruch mit dem Geruch von Soda vermischt. Geralt schloss seine eigene Teilnahme an jedwedem Umsturz oder Putsch aus, doch er fragte sich, ob er, wenn er sich daran beteiligte, wohl daran denken würde, sich vorher die Zähne zu putzen.

»Er sieht dich nicht, Phil«, sagte Dijkstra scheinbar beiläufig. »Er sieht nichts und hat nichts gesehen. Die mit den schönen Haaren hat ihn geblendet.«

Er hörte Philippas Atem und spürte jede ihrer Bewegungen, bewegte aber ungeschickt den Kopf, um Ratlosigkeit zu mimen.

Die Zauberin ließ sich nicht täuschen.

»Verstell dich nicht, Geralt. Triss hat dir die Augen zugekleistert, aber doch nicht den Verstand. Welches Wunder hat dich hierhergeführt?«

»Ich bin reingeraten. Wo ist Yennefer?«

»Gesegnet sind die, die nichts wissen.« In Philippas Stimme lag kein Spott. »Denn sie leben länger. Sei Triss dankbar. Es war ein sanfter Zauber, die Blendung wird bald vorübergehen. Und du hast nicht gesehen, was du nicht sehen durftest. Pass auf ihn auf, Dijkstra. Ich komme gleich wieder.«

Abermals eine Bewegung. Stimmen. Der volltönende Sopran von Keira Metz, Radcliffes nasaler Bass. Das Stapfen redanischer Stiefel. Und die erhobene Stimme von Tissaia de Vries.

»Lasst sie los! Wie könnt ihr es wagen? Wie konntet ihr ihr das antun?«

»Das ist eine Verräterin!« Nasal, Radcliffe.

»Das werde ich niemals glauben!«

»Blut ist dicker als Wasser.« Kalt, Philippa Eilhart. »Und Kaiser Emhyr hat den Elfen die Freiheit versprochen. Und einen eigenen, unabhängigen Staat. Hier, in diesen Ländern.

Natürlich nachdem die Menschen hingemetzelt sind. Und das hat genügt, dass sie uns auf der Stelle verriet.«

»Antworte!« Tissaia de Vries, erregt.

»Antworte ihr, Enid!«

»Antworte, Francesca.«

Das Klirren von Handschellen aus Dwimerit. Und der singende Elfenakzent von Francesca Findabair, der Aster aus den Tälern, der schönsten Frau der Welt.

»Va vort a me, Dh’oine. N’aen te a dice’n.«

»Genügt dir das, Tissaia?« Die Stimme Philippas, wie ein Bellen. »Glaubst du mir jetzt? Du, ich, wir alle sind und waren immer für sie Dh’oine, Menschen, denen sie, die Aen Seidhe, nichts zu sagen hat. Und du, Fercart? Was haben dir Vilgefortz und Emhyr versprochen, dass du dich zum Verrat entschlossen hast?«

»Geh zum Teufel, verrückte Vettel.«

Geralt hielt den Atem an, doch kein Geräusch eines auf eine Wange auftreffenden Schlagrings drang an sein Ohr. Philippa hatte sich besser unter Kontrolle als Keira. Oder keinen Schlagring.

»Radcliffe, bring die Verräter nach Garstang! Detmold, biete der Erzmeisterin de Vries deinen Arm an. Geht. Ich werde gleich nachkommen.«

Schritte. Der Geruch von Zimt und Narde.

»Dijkstra.«

»Zur Stelle, Phil.«

»Deine Untergebenen werden hier nicht mehr gebraucht. Sie sollen nach Loxia zurückkehren.«

»Bist du sicher, dass ...«

»Nach Loxia, Dijkstra!«

»Zu Befehl, gnädige Frau.« In der Stimme des Spions klang Spott. »Die Bauern gehen, sie haben das Ihre getan. Jetzt ist das ausschließlich eine Angelegenheit der Zauberer. Daher werde auch ich ungesäumt aus Eurer Hoheit schönen Augen gehen. Dank für die Hilfe und die Teilnahme an dem Putsch habe ich nicht erwartet, doch ich bin mir sicher, dass Eure Hoheit mich in dankbarer Erinnerung behalten wird.«

»Verzeih, Sigismund. Danke für die Hilfe.«

»Keine Ursache, die Freude ist ganz meinerseits. He, Voymir, sammle die Leute. Fünf bleiben bei mir. Den Rest führst du nach unten und lässt sie an Bord des ›Degens‹ gehen. Aber fein still, auf Zehenspitzen, ohne Lärm und Aufsehen. Auf Schleichpfaden. In Loxia und im Hafen – kein Sterbenswörtchen! Ausführung!«

»Du hast nichts gesehen, Geralt«, flüsterte Philippa Eilhart und hüllte den Hexer in den Geruch von Zimt, Narde und Soda ein. »Und nichts gehört. Mit Vilgefortz hast du niemals gesprochen. Dijkstra nimmt dich jetzt mit nach Loxia. Ich werde versuchen, dich dort zu finden, wenn ... Wenn alles vorbei ist. Ich habe dir gestern etwas versprochen und werde Wort halten.«

»Was ist mit Yennefer?«

»Das scheint bei ihm eine fixe Idee zu sein.« Mit den Füßen schurrend, kam Dijkstra zurück. »Yennefer, Yennefer ... Bis zum Überdruss. Kümmere dich nicht um ihn, Phil. Es gibt wichtigere Dinge. Ist bei Vilgefortz das gefunden worden, was man zu finden erwartet hat?«

»Gewiss. Bitte, das ist für dich.«

»Oho!« Das Rascheln von aufgefächertem Papier. »Oho, oho! Sehr schön. Herzog Nitert. Hervorragend. Baron ...«

»Diskreter, ohne Namen. Und ich bitte dich sehr, wenn du wieder in Dreiberg bist, fang nicht sofort mit den Hinrichtungen an. Ruf nicht vor der Zeit einen Skandal hervor.«

»Keine Angst. Die Burschen von dieser Liste, die so anfällig für Nilfgaarder Gold waren, sind in Sicherheit. Vorerst. Das werden meine geliebten Marionetten sein, bei denen ich an den Schnüren ziehe. Und später lege ich ihnen die Schnüre fein um die Hälse ... Interessant, gab es auch andere Briefe? Verräter aus Kaedwen, aus Temerien, aus Aedirn? Ich würde gern einen Blick drauf werfen. Wenigstens aus den Augenwinkeln ...«

»Ich weiß, dass du das gern tätest. Aber das ist nicht deine Angelegenheit. Diese Briefe haben Radcliffe und Sabrina Glevissig beschafft, sie werden schon wissen, was sie damit anfangen sollen. Und jetzt mach’s gut. Ich hab’s eilig.«

»Phil.«

»Ja.«

»Gib dem Hexer das Sehvermögen zurück. Er soll nicht auf der Treppe stolpern.«

Im Ballsaal von Aretusa dauerte das Bankett noch immer an, hatte aber eine herkömmlichere und vertrautere Form angenommen. Man hatte die Tische zusammengerückt, Zauberer und Zauberinnen hatten irgendwoher Sessel, Lehnstühle und Hocker geholt, darauf Platz genommen und widmeten sich verschiedener Kurzweil. Der Großteil dieser Kurzweil war taktlos. Eine große Gruppe, die sich rings um ein Fässchen Fuselschnaps niedergelassen hatte, trank, plauderte und brach von Zeit zu Zeit in lautes Gelächter aus. Wer noch vor kurzem auserlesene Happen elegant mit silbernen Gabeln aufgespießt hatte, nagte jetzt ungeniert an beidhändig gehaltenen Hammelrippen. Ein paar droschen Karten, ohne sich um ihre Umgebung zu scheren. Ein paar schliefen. In einem Winkel küsste sich ein Paar selbstvergessen, und die Leidenschaft, mit der sie es taten, wies darauf hin, dass sie es nicht beim Küssen bewenden lassen würden.

»Schau sie dir nur an, Hexer.« Dijkstra beugte sich über die Balustrade des Säulengangs und betrachtete die Zauberer von oben. »Wie froh sie sich vergnügen, man sollte meinen, wie die Dorfjugend. Und unterdessen hat ihr Rat beinahe ihr ganzes Kapitel am Arsch gekriegt und macht ihm den Prozess wegen Verrats, wegen Kungelei mit Nilfgaard. Schau dir dieses Pärchen an. Gleich werden sie sich ein ruhiges Eckchen suchen, und ehe sie fertig mit Bumsen sind, wird Vilgefortz hängen. Ach, eine sonderbare Welt ist das ...«

»Halt den Mund, Dijkstra.«

Der Weg, der nach Loxia führte, hatte sich als Zickzack von Treppen in die Flanke des Berges gegraben. Die Treppen verbanden Terrassen, die mit vernachlässigten Hecken, Blumenrabatten und leicht vertrockneten Agaven in großen Kübeln dekoriert waren. Auf einer der Terrassen, an der sie vorüberkamen, blieb Dijkstra stehen, ging an die Wand zu einer Reihe aus Stein gehauener Chimärenköpfe, aus deren Mäulern Wasser rieselte. Der Spion bückte sich, trank lange.

Der Hexer trat an die Balustrade. Das Meer glänzte golden, die Farbe des Himmels war noch kitschiger als auf den Bildern in der Galerie des Ruhmes. Weiter unten sah er die kleine Einheit der aus Aretusa fortgeschickten Redanier, die in Reih und Glied zum Hafen marschierten. Sie überquerten gerade eine kleine Brücke, die eine Felsspalte überspannte.

Was plötzlich seine Aufmerksamkeit fesselte, war eine einsame bunte Gestalt. Die Gestalt fiel ins Auge, denn sie bewegte sich schnell. Und in die den Redaniern entgegengesetzte Richtung. Herauf, nach Aretusa.

Dijkstra trieb ihn mit einem Räuspern an. »Na. Wer unterwegs ist, muss sich eilen.«

»Wenn du es so eilig hast, geh allein.«

»Klar doch.« Der Spion verzog das Gesicht.

»Und du gehst wieder hinauf, deine Yennefer retten. Und wütest wie ein betrunkener Gnom. Wir gehen nach Loxia, Hexer. Hast du Halluzinationen oder sonst etwas am Kopfe? Glaubst du, ich hätte dich aus lange verhohlener Zuneigung aus Aretusa herausgeholt? Keineswegs. Ich habe dich dort herausgeholt, weil ich dich brauche.«

»Wozu?«

»Stellst du dich dumm? In Aretusa studieren zwölf Fräuleins aus den führenden Geschlechtern von Redanien. Ich kann keinen Konflikt mit der verehrten Rektrix riskieren, Margarita Laux-Antille. Sie wird mir Cirilla, die Fürstentochter von Cintra, die Yennefer nach Thanedd gebracht hat, nicht herausgeben. Dir hingegen wird sie sie geben. Wenn du sie darum bittest.«

»Wie kommst du zu der kühnen Vermutung, dass ich das tun würde?«

»Aufgrund der lächerlichen Annahme, dass dir an Cirillas Sicherheit gelegen ist. Unter meinem Schutz, unter dem Schutze von König Wisimir, wird sie in Sicherheit sein. In Dreiberg. Auf Thanedd ist sie nicht sicher. Enthalte dich boshafter Bemerkungen. Ja, ich weiß, dass die Könige anfangs mit dem Mädchen keine besonders schönen Pläne hatten. Aber das hat sich geändert. Inzwischen ist offensichtlich geworden, dass die lebendige, gesunde und sichere Cirilla in dem heraufziehenden Krieg mehr als zehn Haufen schwere Reiterei wert ist. Tot ist sie keinen Pfifferling wert.«

»Philippa Eilhart weiß, was du vorhast?«

»Sie weiß es nicht. Sie weiß nicht einmal, dass ich weiß, dass sich das Mädchen in Loxia befindet. Meine mitunter geliebte Phil trägt den Kopf hoch, aber König von Redanien ist immer noch Wisimir. Ich führe die Befehle Wisimirs aus, die Ränke der Zauberer gehen mich einen Dreck an. Cirilla setze ich an Bord des ›Degens‹ und fahre nach Nowigrad, von dort reite ich nach Dreiberg. Und sie wird sicher sein. Glaubst du mir?«

Der Hexer neigte sich zu einem der Chimärenköpfe, trank etwas Wasser, das aus dem monströsen Rachen plätscherte.

»Glaubst du mir?«, wiederholte Dijkstra, der sich vor ihm aufgebaut hatte.

Geralt richtete sich auf, wischte sich den Mund ab und haute ihm mit ganzer Kraft eine runter. Der Spion wankte, fiel aber nicht. Der am nächsten Stehende von den Redaniern sprang hinzu und wollte den Hexer packen, doch er griff ins Leere, und gleich darauf setzte er sich hin, spuckte Blut und einen Zahn. Da stürzten sich alle auf ihn. Es kam zu Gedränge, Verwirrung und Getümmel, und genau das hatte der Hexer bezweckt.

Ein Redanier krachte mit dem Gesicht gegen den Steinkopf einer Chimäre, das aus dem Rachen rieselnde Wasser färbte sich sogleich rot. Der zweite bekam einen Fausthieb auf die Luftröhre und krümmte sich, als habe man ihm die Genitalien herausgerissen. Der dritte, den ein Ellenbogen ins Auge traf, sprang stöhnend fort. Dijkstra umschlang den Hexer mit den Armen wie ein Bär, doch Geralt trat ihm kräftig mit dem Absatz auf den Fußrist. Der Spion heulte auf und begann urkomisch auf einem Bein zu hüpfen.

Der nächste Häscher wollte mit dem Dolch auf den Hexer einstechen, doch er stach in die Luft. Geralt packte ihn mit einer Hand am Ellenbogen, mit der anderen am Handgelenk, verdrehte es, während er zwei andere zu Boden stieß, die aufstehen wollten. Der Häscher war kräftig, er dachte gar nicht daran, den Dolch fallen zu lassen. Geralt verstärkte den Griff und brach ihm krachend den Arm.

Dijkstra, der noch immer auf einem Fuße sprang, hob die Partisane vom Boden auf und schickte sich an, den Hexer mit der dreizackigen Klinge an die Wand zu nageln. Geralt wich aus, fasste mit beiden Händen den Holzstiel und wandte das den Gelehrten bekannte Hebelgesetz an. Als der Spion sah, wie vor seinen Augen Ziegel und Mauerfugen anwuchsen, ließ er die Partisane los, konnte aber nicht mehr verhindern, dass er mit dem Schritt gegen den Wasser sprudelnden Kopf einer Chimäre prallte.

Geralt benutzte die Partisane, um den nächsten Häscher umzustoßen, dann stemmte er den Schaft gegen den Boden und zerbrach ihn mit einem Fußtritt, so dass er die Länge eines Schwertes bekam. Er erprobte den Knüppel, indem er zunächst Dijkstra, der rittlings auf der Chimäre saß, einen Schlag gegen den Hals versetzte und gleich darauf den heulenden Strolch mit dem gebrochenen Arm zum Schweigen brachte. Die Nähte des Doubletts waren unter beiden Achseln längst aufgeplatzt, und der Hexer fühlte sich erheblich besser.

Der letzte Halunke, der noch auf den Beinen war, griff ebenfalls mit einer Partisane an und glaubte, deren Länge werde ihm einen Vorteil verschaffen. Geralt schlug ihm gegen die Nasenwurzel, der Halunke setzte sich mit Schwung in einen Kübel mit einer Agave. Ein anderer Redanier, der außergewöhnlich hartnäckig war, packte einen Schenkel des Hexers und biss ihn schmerzhaft. Der Hexer wurde böse und nahm dem Beißer mit einem kräftigen Fußtritt die Möglichkeit, weiter zu beißen.

Da kam außer Atem Rittersporn die Treppe heraufgelaufen, sah, was vor sich ging, und wurde kreidebleich.

»Geralt!«, schrie er nach einem Moment. »Ciri ist verschwunden! Sie ist weg!«

»Das hatte ich erwartet.« Der Hexer teilte mit dem Knüppel einen Schlag an den nächsten Redanier aus, der keine Ruhe geben wollte.

»Und du lässt vielleicht auf dich warten, Rittersporn. Ich habe dir gestern gesagt, wenn irgendwas passiert, sollst du, was die Beine hergeben, nach Aretusa kommen! Hast du mein Schwert mitgebracht?«

»Beide!«

»Das andere ist Ciris Schwert, du Idiot.« Geralt verpasste dem Strolch eins, der von der Agave aufzustehen versuchte.

»Ich versteh nichts von Schwertern«, keuchte der Dichter. »Bei den Göttern, hör auf, sie zu prügeln! Siehst du nicht die redanischen Adler? Das sind Leute von König Wisimir! Das bedeutet Verrat und Aufruhr, dafür kann man in den Knast kommen ...«

»Aufs Schafott«, stammelte Dijkstra, während er ein Stilett zog und wankenden Schrittes näher kam. »Ihr kommt beide aufs Schafott ...«

Mehr konnte er nicht sagen, denn er stürzte auf alle viere, vom abgebrochenen Schaft der Partisane seitlich am Kopf getroffen.

»Rädern«, mutmaßte Rittersporn mit finsterer Miene. »Vorher Reißen mit glühenden Zangen ...«

Der Hexer trat dem Spion gegen die Rippen. Dijkstra drehte sich auf die Seite wie ein getöteter Elch.

»Vierteilen«, mutmaßte der Dichter.

»Hör auf, Rittersporn. Gib beide Schwerter her. Und verschwinde von hier, aber schnell. Flieh von der Insel. Flieh, so weit du kannst!«

»Und du?«

»Ich kehre nach oben zurück. Ich muss Ciri retten ... Und Yennefer. Dijkstra, bleib brav liegen und lass das Stilett in Ruhe!«

»Damit kommst du nicht durch«, keuchte der Spion. »Ich werde mit meinen ... Werde dir folgen ...«

»Wirst du nicht.«

»Werde ich. An Bord des ›Degens‹ habe ich fünfzig Mann ...«

»Und ist ein Barbier darunter?«

»Hä?«

Geralt trat von hinten an den Spion heran, bückte sich, packte ihn bei einem Fuß, verdrehte den Fuß mit einem sehr kräftigen Ruck. Es knackte laut. Dijkstra heulte auf und wurde ohnmächtig. Rittersporn schrie, als sei es sein eigenes Gelenk.

»Was sie nach dem Vierteilen mit mir machen«, murmelte der Hexer, »kümmert mich wenig.«

In Aretusa herrschte Stille. Im Ballsaal waren nur vereinzelte Gestalten übriggeblieben, die keine Kraft mehr zum Lärmen hatten. Geralt mied den Saal, er wollte nicht bemerkt werden.

Nicht ohne Mühe fand er das Zimmer, in dem er mit Yennefer übernachtet hatte. Die Korridore des Palastes waren ein wahres Labyrinth, und alle sahen sie gleich aus.

Das Lumpenpüppchen schaute ihn mit gläsernen Augen an.

Er setzte sich aufs Bett und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. Auf dem Zimmerboden war kein Blut. Doch auf der Rückenlehne des Sessels hing das Kleid. Yennefer hatte sich umgezogen. Trug sie jetzt Männerkleidung, die Uniform der Verschwörer?

Oder sie war in Unterwäsche abgeführt worden. Mit Handschellen aus Dwimerit.

In einer Fensternische saß Marti Sodergren, die Heilerin. Sie hob den Kopf, als sie seine Schritte hörte. Ihre Wangen waren tränennass.

»Hen Gedymdeith lebt nicht mehr«, sagte sie mit brechender Stimme. »Das Herz. Ich konnte nichts tun ... Warum haben sie mich so spät gerufen? Sabrina hat mich geschlagen. Ins Gesicht geschlagen. Warum? Was ist hier geschehen?«

»Hast du Yennefer gesehen?«

»Nein, habe ich nicht. Lass mich in Ruhe. Ich will allein sein.«

»Zeig mir den kürzesten Weg nach Garstang. Bitte.«

Oberhalb von Aretusa lagen drei von Gebüsch zugewucherte Terrassen, danach wurde die Bergflanke steil und unzugänglich. Über dem Steilhang ragte Garstang auf. An den Fundamenten war der Palast ein dunkler, homogen glatter, an die Felsen geklebter Steinblock. Erst das obere Stockwerk funkelte mit Marmor und Fensterscheiben, glänzte golden in der Sonne mit dem Blech der Kuppeln.

Der gepflasterte Weg, der nach Garstang und weiter hinauf zum Gipfel führte, wand sich wie eine Schlange um den Berg. Es gab jedoch noch einen kürzeren Weg – Treppen, die die Terrassen miteinander verbanden und direkt unter Garstang in einer schwarzen Tunnelöffnung verschwanden. Ebendiese Treppen hatte Marti Sodergren dem Hexer gewiesen.

Unmittelbar hinter dem Tunnel lag eine Brücke, die eine Schlucht überspannte. Jenseits der Brücke stiegen die Stufen steil an und verschwanden hinter einer Biegung. Der Hexer beschleunigte seinen Schritt.

Das Treppengeländer war mit Figuren von Faunen und Nymphen verziert. Die Figuren wirkten wie lebendig. Sie bewegten sich. Das Medaillon des Hexers begann heftig zu rucken.

Er rieb sich die Augen. Der Anschein von Bewegung beruhte darauf, dass die Figuren ihre Form änderten. Der glatte Stein verwandelte sich in eine poröse, gestaltlose Masse, von Wind und Salz zerfressen. Und erneuerte sich gleich darauf wieder.

Er wusste, was das bedeutete. Die Thanedd überdeckende Illusion war unstet, im Begriff zu verschwinden. Auch die kleine Brücke war zum Teil illusorisch. Durch die wie ein Sieb löchrige Tarnung hindurch schienen der Abgrund und der weit unten rauschende Wasserfall.

Es gab keine dunklen Platten, die den sicheren Weg wiesen. Er überquerte die Brücke langsam, achtete auf jeden Schritt und verfluchte im Stillen den Zeitverlust. Als er sich auf der anderen Seite des Abgrundes befand, hörte er die Schritte eines laufenden Menschen.

Er erkannte ihn sofort. Die Treppe herab kam Dorregaray gerannt, der Zauberer, der im Dienste König Ethains von Cidaris stand. Er erinnerte sich an Philippa Eilharts Worte. Die Zauberer, die die neutralen Könige vertraten, hatte man als Beobachter nach Garstang eingeladen. Doch Dorregaray hastete in einem Tempo über die Treppe, das annehmen ließ, die Einladung sei plötzlich abgesagt worden.

»Dorregaray!«

»Geralt?«, keuchte der Zauberer. »Was tust du hier? Bleib nicht stehen, flieh! Schnell nach unten, nach Aretusa!«

»Was ist passiert?«

»Verrat!«

»Was?«

Dorregaray zuckte plötzlich zusammen und begann sonderbar zu husten, und gleich darauf kippte er nach vorn und fiel geradewegs auf den Hexer. Ehe Geralt ihn auffing, bemerkte er den Schaft eines grau gefiederten Pfeils, der ihm aus dem Rücken ragte. Er warf sich mit dem Zauberer in den Armen zur Seite, und das rettete ihm das Leben, denn unmittelbar darauf prallte ein zweiter, ebensolcher Pfeil, der ihm die Kehle durchbohrt hätte, gegen die heuchlerisch lächelnde Visage eines steinernen Fauns und schlug ihm die Nase und ein Stück Wange ab. Der Hexer ließ Dorregaray los und tauchte hinter das Treppengeländer. Der Zauberer stürzte auf ihn.

Es waren zwei Schützen, und beide hatten Eichhörnchenschwänze an den Mützen. Der eine blieb oben auf der Treppe und spannte den Bogen, der andere zog ein Schwert aus der Scheide und stürmte herab, wobei er jeweils mehrere Stufen übersprang. Geralt warf Dorregaray ab, sprang auf und zog das Schwert. Ein Pfeil sang, der Hexer unterbrach das Singen, indem er die Pfeilspitze mit einem raschen Hieb der Klinge ablenkte. Der andere Elf war schon nahe, zögerte aber beim Anblick des abgelenkten Pfeils einen Augenblick lang. Doch nur einen Augenblick. Dann stürzte er sich auf den Hexer, holte mit dem Schwert zum Hieb aus. Geralt parierte kurz, schräg, damit die Klinge des Elfs von seiner abglitt. Der Elf verlor das Gleichgewicht, der Hexer wandte sich mit einer fließenden Bewegung um und traf ihn seitlich am Hals, unterm Ohr. Nur einmal. Das genügte.

Der Schütze oben auf der Treppe spannte wieder den Bogen, kam aber nicht dazu, die Sehne loszulassen. Geralt bemerkte einen Blitz, der Elf schrie, breitete die Arme aus und stürzte nach unten, wobei er sich auf den Stufen überschlug. Sein Wams brannte auf dem Rücken.

Die Treppe herab kam der nächste Zauberer gelaufen. Als er den Hexer erblickte, blieb er stehen, hob die Hände. Geralt verlor keine Zeit mit Erklärungen, warf sich platt zu Boden, und der flammende Kugelblitz schoss über ihn hinweg und zerschlug die Statue eines Fauns zu feinem Staub.

»Hör auf!«, schrie er. »Ich bin es, der Hexer!«

»Verdammt«, stieß der Zauberer hervor, während er im Laufschritt herankam. Geralt erinnerte sich vom Bankett her nicht an ihn.

»Ich habe dich für einen von diesen Elfenbanditen gehalten ... Was ist mit Dorregaray? Lebt er?«

»Ich glaube ja ...«

»Schnell, auf die andere Seite der Brücke!«

Sie zogen Dorregaray hinüber, mit viel Glück, denn in der Eile achteten sie nicht auf die schwankende und verschwindende Illusion. Niemand verfolgte sie, trotzdem streckte der Zauberer die Arme aus, skandierte einen Spruch, und der nächste Blitz zerschmetterte die Brücke. Die Steine prasselten die Wände des Abgrunds entlang.

»Das müsste sie aufhalten«, sagte er.

Der Hexer wischte Blut ab, das Dorregaray aus dem Mund quoll. »Er hat eine durchschossene Lunge. Kannst du ihm helfen?«

»Ich kann es«, keuchte Marti Sodergren, die mit Mühe die Treppe heraufkam, von Aretusa, vom Tunnel her. »Was geht hier vor sich, Carduin? Wer hat auf ihn geschossen?«

»Scioa’tael.« Der Zauberer wischte sich mit dem Ärmel die Stirn ab. »In Garstang tobt ein Kampf. Verdammte Bande, einer besser als der andere! Philippa legt nachts Vilgefortz

Handschellen an, und Vilgefortz und Francesca Findabair holen Eichhörnchen auf die Insel! Tissaia de Vries aber ... Verdammt, die hat ein Durcheinander angerichtet!«

»Red zusammenhängender, Carduin!«

»Ich werde keine Zeit mit Reden verschwenden! Ich fliehe nach Loxia, von dort aus teleportiere ich mich sofort nach Kovir. Und die dort, in Garstang, sollen sich gegenseitig abschlachten! Das hat keine Bedeutung mehr! Es ist Krieg! Diese ganze Rauferei hat Philippa angezettelt, um den Königen endlich den Krieg mit Nilfgaard zu ermöglichen! Meve von Lyrien und Demawend von Aedirn haben Nilfgaard provoziert! Versteht ihr?«

»Nein«, sagte Geralt. »Und wir wollen es auch gar nicht verstehen. Wo ist Yennefer?«

»Aufhören!«, schrie Marti Sodergren, über Dorregaray gebeugt. »Helft mir! Haltet ihn fest! Ich kann den Pfeil nicht herausziehen!«

Sie halfen ihr. Dorregaray stöhnte und zuckte, auch die Treppe bebte. Geralt glaubte zunächst, das sei die Magie von Martis Heilsprüchen. Doch es war Garstang. Plötzlich explodierten die Fensterscheiben, in den Fenstern des Palastes flackerte Feuer auf, ballte sich Rauch.

»Sie schlagen sich noch immer.« Carduin knirschte mit den Zähnen. »Da geht es hart auf hart, Spruch gegen Spruch ...«

»Zaubersprüche? In Garstang? Dort gibt es doch eine antimagische Aura!«

»Das ist Tissaias Werk. Sie hat sich plötzlich entschlossen, auf wessen Seite sie sich stellen will. Sie hat die Blockade gelöst, die Aura beseitigt und das Dwimerit neutralisiert. Und da sind sich alle an die Gurgeln gesprungen! Vilgefortz und Terranova auf der einen, Philippa und Sabrina auf der anderen Seite ...

Es sind Säulen geborsten und Gewölbe eingestürzt ... Und Francesca hat einen Zugang zum Untergrund geöffnet, dort sprangen plötzlich diese Elfenteufel hervor ... Wir haben geschrien, dass wir neutral sind, aber Vilgefortz hat nur gelacht. Ehe wir einen Schirm aufbauen konnten, bekam Drithelm einen Pfeil ins Auge, Rejean haben sie gespickt wie einen Igel ... Die weitere Entwicklung der Ereignisse habe ich nicht abgewartet. Marti, dauert es noch lange? Wir müssen hier verschwinden!«

»Dorregaray wird nicht gehen können.« Die Heilerin wischte sich die blutigen Hände an dem weißen Ballkleid ab. »Teleportiere uns, Carduin.«

»Von hier aus? Du bist wohl wahnsinnig geworden. Der Tor Lara ist zu nahe. Das Lara- Portal strahlt aus und verzerrt jeden Teleport. Von hier aus kann man sich nicht teleportieren!«

»Er kann nicht gehen! Ich muss bei ihm bleiben ...«

»Dann bleib!« Carduin stand auf. »Und viel Spaß! Mir ist mein Leben lieb! Ich kehre nach Kovir zurück! Kovir ist neutral!«

»Schön.« Der Hexer spuckte aus, während er dem im Tunnel verschwindenden Zauberer nachschaute. »Kollegialität und Solidarität! Aber ich kann auch nicht bei dir bleiben, Marti. Ich muss nach Garstang. Dein neutraler Mitbruder hat die Brücke zerlegt. Gibt es einen anderen Weg?«

Marti Sodergren schniefte. Dann hob sie den Kopf und nickte.

Er war schon unter den Mauern von Garstang, als ihm Keira Metz auf den Kopf fiel.

Der Weg, den ihm die Heilerin gezeigt hatte, führte durch hängende Gärten, die ein Zickzack von Treppen verband. Die Treppen waren dicht von Efeu und Geißblatt überwuchert, das Grün erschwerte den Aufstieg, gab aber Deckung. Es gelang ihm, unbemerkt an den Fuß des Palastes zu gelangen. Als er den Eingang suchte, stürzte Keira auf ihn; beide fielen in die Schlehdornsträucher.

»Ich habe mir einen Zahn ausgeschlagen«, stellte die Zauberin mit leichtem Lispeln und finsterer Miene fest. Sie war zerzaust, schmutzig, mit Kalk und Ruß beschmiert, auf der Wange hatte sie einen großen Bluterguss.

»Und mir anscheinend ein Bein gebrochen«, fügte sie hinzu, wobei sie Blut spuckte. »Du bist das, Hexer? Auf dich bin ich gefallen? Durch welches Wunder?«

»Das frage ich mich auch.«

»Terranova hat mich aus dem Fenster geworfen.«

»Kannst du aufstehen?«

»Nein, kann ich nicht.«

»Ich will hinein. Unbemerkt. Wie mache ich das?«

»Sind alle Hexer« – Keira spuckte abermals aus, stöhnte, als sie sich auf den Ellenbogen zu stützen versuchte – »verrückt? In Garstang wird gekämpft! Da geht es derart zur Sache, dass der Stuck von den Wänden fällt! Willst du dir unbedingt Beulen holen?«

»Nein. Ich suche Yennefer.«

»Ha!« Keira stellte ihre Anstrengungen ein und legte sich auf den Rücken. »Ich wünschte, mich würde auch jemand so lieben. Nimm mich auf die Arme.«

»Vielleicht ein andermal. Ich bin etwas in Eile.«

»Nimm mich auf die Arme, sag ich! Ich zeige dir den Weg nach Garstang. Ich muss diesen Hundesohn Terranova erwischen. Na, worauf wartest du? Allein findest du den Eingang nicht, und wenn doch, erledigen dich diese Hundesöhne von Elfen ... Ich kann nicht gehen, bin aber noch imstande, ein paar Zaubersprüche zu wirken. Wenn sich uns jemand in den Weg stellt, wird er es bereuen.«

Sie schrie, als er sie aufhob.

»Entschuldige.«

»Macht nichts.« Sie legte ihm die Arme um den Hals. »Das ist das Bein. Du riechst immer noch nach ihrem Parfüm, weißt du das? Nein, nicht dorthin. Bieg ab und geh bergan. Es gibt einen anderen Eingang, auf der Seite von Tor Lara. Dort sind vielleicht keine Elfen ... Auu! Vorsichtig, verdammt!«

»Entschuldige. Wo kommen diese Scioa’tael her?«

»Sie waren im Untergrund. Thanedd ist hohl wie eine Schote, da gibt es eine große Kaverne, man kann mit einem Schiff hineinfahren, wenn man weiß, wie man es macht. Das Wie hat ihnen jemand verraten ... Auuu! Vorsicht! Schüttel mich nicht!«

»Entschuldige. Die Eichhörnchen sind also übers Meer gekommen? Wann?«

»Weiß der Kuckuck. Vielleicht gestern, vielleicht vor einer Woche? Wir haben uns auf einen Schlag gegen Vilgefortz vorbereitet und Vilgefortz gegen uns. Vilgefortz, Francesca, Terranova und Fercart ... Sie haben uns nicht schlecht über den Löffel balbiert ... Philippa glaubte, es gehe ihnen um die allmähliche Machtübernahme im Kapitel, um Einflussnahme auf die Könige ... Sie aber hatten vor, uns im Laufe der Zusammenkunft zu beseitigen ... Geralt, ich halte das nicht aus ... Das Bein ... Leg mich eine Weile hin. Auuu!«

»Keira, das ist ein offener Bruch. Das Blut dringt durch die Hose.«

»Halt den Mund und hör zu. Denn hier geht es um deine Yennefer. Wir kamen nach Garstang, in den Beratungssaal. Dort gibt es eine antimagische Blockade, aber sie wirkt nicht auf Dwimerit, wir fühlten uns sicher. Es begann ein Gezänk. Tissaia und die Neutralen schrien auf uns ein, wir auf sie. Vilgefortz aber schwieg und lächelte ...«

»Ich wiederhole, Vilgefortz ist ein Verräter! Er hat sich mit Emhyr von Nilfgaard gemein gemacht, andere in die Verschwörung hineingezogen! Er hat das Recht gebrochen, uns und die Könige verraten ...«

»Langsam, Philippa. Ich weiß, dass dir die Gunst, die dir Wisimir erweist, mehr bedeutet als die Solidarität der Bruderschaft. Dasselbe gilt für dich, Sabrina, denn du spielst die gleiche Rolle in Kaedwen. Keira Metz und Triss Merigold vertreten die Interessen Foltests von Temerien, Radcliffe ist ein Werkzeug Demawends von Aedirn ...«

»Was tut das zur Sache, Tissaia?«

»Die Interessen der Könige brauchen nicht mit unseren übereinzustimmen. Ich weiß genau, worum es geht. Die Könige haben die Ausrottung der Elfen und anderer Nichtmenschen in Angriff genommen. Vielleicht hältst du, Philippa, das für richtig. Vielleicht hältst du, Radcliffe, es für angebracht, die Truppen Demawends bei der Jagd auf die Scioa’tael zu unterstützen. Ich aber bin dagegen. Und es wundert mich nicht, dass Enid Findabair dagegen ist. Aber das bedeutet noch keinen Verrat. Unterbrich mich nicht! Ich weiß genau, was eure Könige vorhaben, weiß, dass sie einen Krieg vom Zaun brechen wollen. Maßnahmen, die diesen Krieg verhindern sollten, sind in den Augen deines Wisimir vielleicht Verrat, in meinen aber nicht. Wenn du Vilgefortz und Francesca verurteilen willst, musst du auch mich verurteilen!«

»Von was für einem Krieg ist hier die Rede? Mein König, Esterad von Kovir, wird keinerlei aggressive Handlungen gegen das Kaiserreich Nilfgaard unterstützen! Kovir ist und bleibt neutral!«

»Du bist Mitglied des Rates, Carduin! Und kein Botschafter deines Königs!«

»Und wer sagt das, Sabrina?«

»Genug!« Philippa schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich werde deine Neugier befriedigen, Carduin. Du fragst, wer einen Krieg vorbereitet? Nilfgaard bereitet ihn vor; es beabsichtigt, uns anzugreifen und zu vernichten. Doch Emhyr var Emreis hat die Anhöhe von Sodden nicht vergessen und beschlossen, sich diesmal abzusichern und die Zauberer aus dem Spiel zu bringen. Zu diesem Zweck hat er Verbindung zu Vilgefortz von Roggeveen aufgenommen. Er hat ihn gekauft, indem er ihm Macht und Ehren vesprochen hat. Ja, Tissaia. Vilgefortz, der Held von Sodden, soll demnach Statthalter und Herrscher sämtlicher eroberter Länder des Nordens werden. Vilgefortz, unterstützt von Terranova und Fercart, soll die Provinzen regieren, die anstelle der zerschlagenen Königreiche entstehen, er ist es, der die Nilfgaarder Peitsche über den in diesen Ländern lebenden Sklaven schwingen soll, die für das Kaiserreich schuften. Und Francesca Findabair, Enid an Gleanna, soll Königin eines Staates der Freien Elfen werden. Das wird natürlich ein Protektorat Nilfgaards sein, doch den Elfen genügt das, wenn Kaiser Emhyr ihnen nur freie Hand gibt, die Menschen hinzumetzeln. Elfen wünschen nichts sehnlicher, als Dh’oine zu ermorden.«

»Das ist eine schwere Anschuldigung. Darum werden auch die Beweise entsprechend schwer wiegen müssen. Aber ehe du diese Beweise auf den Tisch legst, Philippa Eilhart, sollst du meinen Standpunkt kennen. Beweise kann man fälschen, Taten und ihre Motive kann man deuten. Aber was Fakt geworden ist, kann nichts und niemand ändern. Du hast die Einheit und Solidarität der Bruderschaft gebrochen, Philippa Eilhart. Du hast Mitglieder des Kapitels wie Banditen in Fesseln geschlagen. Wage also nicht, mir einen Platz in dem neuen Kapitel anzubieten, das deine den Königen ergebene Putschistenbande zu bilden gedenkt. Zwischen uns liegen Tod und Blut. Der Tod Hen Gedymdeiths. Und das Blut Lydia van Bredevoorts. Dieses Blut hast du voller Verachtung vergossen. Du warst meine beste Schülerin, Philippa Eilhart. Ich bin immer stolz auf dich gewesen. Doch jetzt empfinde ich für dich nichts als Verachtung.«

Keira Metz war kreidebleich.

»Seit einiger Zeit«, flüsterte sie, »scheint es in Garstang stiller geworden zu sein. Es geht zu Ende ... Sie jagen einander durch den Palast. Dort gibt es fünf Etagen, sechsundsiebzig Zimmer und den Saal. Genug Platz, aufeinander Jagd zu machen ...«

»Du solltest von Yennefer sprechen. Beeil dich. Ich fürchte, du wirst das Bewusstsein verlieren.«

»Von Yennefer? Ach ja ... Alles ging nach unserem Plan, als plötzlich Yennefer auftauchte. Und ein Medium in den Saal führte ...«

»Wen?«

»Ein Mädchen, vielleicht vierzehn Jahre alt. Aschblonde Haare, große grüne Augen ... Ehe wir sie richtig betrachten konnten, begann sie zu weissagen. Sie erzählte von Ereignissen in Dol Angra. Und niemand zweifelte daran, dass sie die Wahrheit sprach. Sie war in Trance, und in Trance lügt man nicht.«

»Gestern Nacht«, sagte das Medium, »haben Truppen mit den Insignien Lyriens und den Standarten Aedirns eine Aggression gegen das Kaiserreich Nilfgaard verübt. Sie griffen Glevitzingen an, ein Grenzfort in Dol Angra. Herolde haben im Namen König Demawends in den umliegenden Dörfern verkündet, dass Aedirn fortan die Herrschaft über das ganze Land übernimmt. Die Bevölkerung wurde zum bewaffneten Aufstand gegen Nilfgaard aufgerufen ...«

»Das kann nicht sein! Das ist eine abscheuliche Provokation!«

»Wie glatt dir dieses Wort über die Lippen kommt, Philippa Eilhart«, sagte Tissaia de Vries ruhig. »Aber täusch dich nicht, dein Geschrei wird die Trance nicht durchbrechen.

Sprich weiter, Kind.«

»Kaiser Emhyr var Emreis hat Befehl erteilt, einen Gegenschlag zu führen. Die Streitkräfte Nilfgaards sind heute bei Tagesanbruch in Lyrien und Aedirn einmarschiert.«

»So also«, sagte Tissaia lächelnd, »haben unsere Könige gezeigt, was für vernünftige, aufgeklärte und friedliebende Herrscher sie sind. Und manche Zauberer haben bewiesen, welcher Sache sie in Wahrheit dienen. Denjenigen, die einen Eroberungskrieg hätten verhindern können, wurden vorsorglich Handschellen aus Dwimerit angelegt und absurde Vorwürfe gemacht ...«

»Das alles sind lauter Lügen!«

»Zum Teufel mit euch allen!«, schrie plötzlich Sabrina Glevissig. »Philippa! Was hat das alles zu bedeuten? Was soll dieser Zusammenstoß in Dol Angra? Hatten wir nicht festgelegt, nicht zu früh zu beginnen? Warum hat sich dieser bescheuerte Demawend nicht zurückgehalten? Warum hat diese Schlampe Meve ...«

»Schweig, Sabrina!«

»Nicht doch, sie soll reden.« Tissaia de Vries hob die Stimme. »Sie soll von der an der Grenze konzentrierten Armee Henselts von Kaedwen reden. Sie soll von den Truppen Foltests von Temerien reden, die sicherlich schon die Boote zu Wasser lassen, die bisher im Gebüsch an der Jaruga versteckt lagen. Sie soll von dem Expeditionskorps unter Führung Wisimirs von Redanien reden, das am Pontar steht. Hast du geglaubt, Philippa, dass wir blind und taub sind?«

»Das ist eine einzige verdammte große Provokation! König Wisimir ...«

»König Wisimir«, fiel ihr mit gleichgültiger Stimme das aschblonde Medium ins Wort,

»wurde gestern Nacht ermordet. Er wurde von einem Attentäter erstochen. Redanien hat keinen König mehr.«

»Redanien hatte schon seit langem keinen König.« Tissaia de Vries stand auf. »In Redanien herrschte Ihre Gnaden Philippa Eilhart, eine würdige Nachfolgerin Raffards des Weißen. Bereit, für die absolute Herrschaft zigtausende von Leben zu opfern.«

»Hört nicht auf sie!«, schrie Philippa. »Hört nicht auf dieses Medium! Das ist ein Werkzeug, ein vernunftloses Werkzeug ... Wem dienst du, Yennefer? Wer hat dich geheißen, dein Monster hierherzubringen?«

»Ich«, sagte Tissaia de Vries.

»Was war weiter? Was ist mit dem Mädchen geschehen? Was mit Yennefer?«

»Ich weiß nicht.« Keira schloss die Augen.

»TissaiahatplötzlichdieBlockade aufgehoben. Mit einem einzigen Zauberspruch. Mein Lebtag habe ich noch nichts dergleichen gesehen ... Sie hat uns benebelt und blockiert, dann hat sie Vilgefortz und die anderen befreit ... Und Francesca hat einen Zugang zum Untergrund geöffnet, und plötzlich wimmelte es in Garstang von Scioa’tael. Ihr Führer war ein sonderbarer Kerl mit einem Nilfgaarder Flügelhelm. Geholfen hat ihm ein Typ mit einem Brandzeichen auf dem Gesicht. Der konnte Zaubersprüche wirken. Und sich gegen Magie abschirmen ...«

»Rience.«

»Kann sein, ich weiß nicht. Es ging heiß her ... Die Decke kam herunter. Zaubersprüche und Pfeile ... Ein Massaker ... Bei den anderen wurde Fercart getötet, bei uns Drithelm, Radcliffe, Marquard, Rejean und Bianca d’Este ... Triss Merigold hat eine Quetschung, Sabrina ist verwundet ... Als Tissaia die Leichen sah, erkannte sie ihren Fehler, versuchte uns zu schützen, Vilgefortz und Terranova zu mäßigen ... Vilgefortz hat sie ausgelacht und verspottet. Da verlor sie den Kopf und floh ... Ach, Tissaia ... So viele Tote ...«

»Was ist mit dem Mädchen und Yennefer?«

»Ich weiß nicht.« Die Zauberin begann zu husten, spuckte Blut. Sie atmete sehr flach und mit sichtlicher Mühe. »Nach einer von den vielen Explosionen habe ich für einen Augenblick das Bewusstsein verloren. Der mit der Narbe und seine Elfen haben mich außer Gefecht gesetzt. Terranova hat mir erst einen Fußtritt verpasst und mich dann aus dem Fenster geworfen.«

»Es ist nicht nur das Bein. Du hast gebrochene Rippen.«

»Lass mich nicht allein.«

»Ich muss. Ich komme zurück.«

»Schön wär’s.«

Anfangs war da nur ein zuckendes Chaos, das Pulsieren von Schatten, ein Wirbel von Helligkeit und Finsternis, ein Chor von bellenden, aus einem Abgrund herandringenden Stimmen. Plötzlich wurden die Stimmen lauter, die Umgebung explodierte in Geschrei und Lärm. Die Helligkeit inmitten der Finsternis wurde zum Feuer, das Wandbehänge und Gobelins verschlang, zu Funkenschauern, die aus den Wänden hervorzusprühen schienen, aus den Balustraden und den Säulen, die das Gewölbe hielten.

Ciri begann vom Rauch zu krächzen und begriff, dass das kein Traum mehr war.

Sie versuchte aufzustehen, indem sie sich auf die Hände stützte. Sie traf mit den Handflächen auf etwas Feuchtes, schaute hinab. Sie kniete in einer Blutlache. Direkt neben ihr lag ein regloser Körper. Der Körper eines Elfs. Sie erkannte das sofort.

»Steh auf.«

Yennefer stand neben ihr. In der Hand hielt sie ein Stilett.

»Frau Yennefer ... Wo sind wir? Ich kann mich an nichts erinnern ...«

Die Zauberin fasste sie rasch bei der Hand.

»Ich bin bei dir, Ciri.«

»Wo sind wir? Warum brennt alles? Wer ist dieser ... der hier?«

»Ich habe dir einmal, vor einer Ewigkeit, gesagt, dass das Chaos nach dir die Hand ausstreckt. Weißt du noch? Nein, sicherlich nicht mehr. Dieser Elf hat die Hand nach dir ausgestreckt. Ich musste ihn mit dem Messer töten, denn seine Auftraggeber warten nur darauf, dass eine von uns sich offenbart, indem sie Magie einsetzt. Und sie werden es erleben, aber noch nicht jetzt ... Bist du schon vollends bei Bewusstsein?«

»Diese Zauberer ...«, flüsterte Ciri. »Die in dem großen Saal ... Was habe ich ihnen gesagt? Und warum habe ich das gesagt? Ich wollte überhaupt nicht ... Aber ich musste reden! Warum? Warum, Frau Yennefer?«

»Still, Eulchen. Ich habe einen Fehler gemacht. Niemand ist vollkommen.«

Von unten drangen Poltern und ein durchdringender Schrei herauf.

»Komm. Schnell. Wir haben keine Zeit.«

Sie liefen einen Korridor entlang. Der Rauch wurde immer dichter, nahm den Atem, die Sicht. Die Mauern erzitterten von Explosionen.

»Ciri.« Yennefer blieb an der Kreuzung zweier Korridore stehen, drückte dem Mädchen fest die Hand. »Hör mir jetzt zu, hör aufmerksam zu. Ich muss hierbleiben. Siehst du diese Treppe? Du gehst hinab ...«

»Nein! Lass mich nicht allein!«

»Ich muss. Noch einmal: Du gehst diese Treppe hinab. Bis ganz nach unten. Dort ist eine Tür, dahinter ein langer Korridor. Am Ende des Korridors ist ein Stall, darin steht ein gesatteltes Pferd. Nur eins. Du führst es hinaus und sitzt auf. Das ist ein geübtes Pferd, es dient den Boten, die nach Loxia reiten. Es kennt den Weg, du brauchst es nur anzutreiben. Wenn du in Loxia bist, machst du Margarita ausfindig und unterstellst dich ihrem Schutz. Weiche keinen Schritt von ihrer Seite ...«

»Frau Yennefer! Nein! Ich will nicht allein sein!«

»Ciri«, sagte die Zauberin leise. »Ich habe dir schon einmal gesagt, dass ich alles, was ich tue, zu deinem Besten tue. Vertrau mir. Ich bitte dich, vertrau mir. Lauf.«

Ciri war schon auf der Treppe, als sie Yennefers Stimme noch einmal hörte. Die Zauberin stand an einer Säule, presste die Stirn dagegen.

»Ich hab dich lieb, Töchterchen«, sagte sie undeutlich. »Lauf.«

Sie umzingelten sie auf halber Treppe. Von unten zwei Elfen mit Eichhörnchenschwänzen an den Mützen, von oben ein Mensch in schwarzer Kleidung. Ciri sprang ohne zu überlegen übers Geländer und floh in einen Seitenkorridor. Sie rannten ihr nach. Sie war schneller und wäre ihnen mühelos entkommen, hätte der Korridor nicht an einer Fensteröffnung geendet.

Sie schaute hinaus. Die Mauer entlang zog sich ein Steinsims, vielleicht zwei Spannen breit. Ciri stieg über die Brüstung und trat hinaus. Sie entfernte sich vom Fenster, mit dem Rücken an die Mauer gepresst. In der Ferne glänzte das Meer.

Aus dem Fenster lehnte sich ein Elf. Er hatte helles Haar und grüne Augen, um den Hals ein Seidentuch. Ciri schob sich rasch fort, zu einem anderen Fenster hin. Doch zu diesem Fenster schaute der Mensch in der schwarzen Kleidung heraus. Er hatte dunkle und widerwärtige Augen, auf der Wange einen rötlichen Fleck.

»Wir haben dich, Mädchen!«

Sie schaute nach unten. Unter sich, sehr weit, sah sie einen Hof. Über dem Hof aber, vielleicht zehn Fuß unter dem Sims, auf dem sie stand, spannte sich eine Brücke zwischen zwei Kreuzgängen. Nur dass das keine Brücke war. Es waren die Trümmer einer Brücke. Ein schmaler steinerner Steg mit Resten des eingestürzten Geländers.

»Worauf wartet ihr?«, rief der mit der Narbe.

»Klettert raus und greift sie euch!«

Der hellhaarige Elf kam vorsichtig auf den Sims, presste sich mit den Schultern an die Wand. Er streckte die Hände aus. Kam näher.

Ciri schluckte Speichel hinunter. Der steinerne Steg, die Überbleibsel einer Brücke, war nicht schmaler als das Schaukelbrett in Kaer Morhen, und sie war Dutzende Male auf das Schaukelbrett gesprungen, sie konnte den Sprung abfedern und das Gleichgewicht halten. Das Schaukelbrett der Hexer freilich hing vier Fuß über dem Boden, unter dem steinernen Steg jedoch gähnte ein derart tiefer Abgrund, dass die Steinplatten des Hofes nicht einmal handgroß aussahen.

Sie sprang, landete, hielt das Gleichgewicht, wobei sie an dem eingefallenen Geländer Halt fand. Mit sicheren Schritten erreichte sie einen Säulengang. Sie konnte es sich nicht verkneifen – sie drehte sich um und zeigte den Verfolgern den gekrümmten Ellenbogen, eine Geste, die ihr der Zwerg Yarpen Zigrin beigebracht hatte. Der Mann mit der Narbe fluchte laut.

»Spring!«, rief er dem hellhaarigen Elf zu, der auf dem Sims stand. »Spring ihr nach!«

»Du musst verrückt sein, Rience«, sagte der Elf kalt. »Spring selber, wenn’s beliebt.«

Wie üblich war ihr das Glück nicht lange hold. Als sie aus dem Säulengang hinter eine Mauer lief, ins Schlehdorngebüsch, wurde sie gepackt. Der sie gepackt hatte und mit unheimlich starkem Griff festhielt, war ein untersetzter Mann mit angeschwollener Nase und aufgeplatzter Wange.

»Da haben wir dich ja«, zischte er. »Da haben wir dich, Püppchen!«

Ciri zuckte zusammen und schrie auf, denn die ihre Schultern umklammernden Hände sandten plötzlich einen krampfartigen Schmerz aus, der ihr die Kraft nahm. Der Mann lachte laut auf.

»Zapple nicht, graues Vögelchen, denn sonst senge ich dir die Federchen an. Komm, lass dich anschauen. Ich will einen Blick auf das Küken werfen, das für Emhyr var Emreis, den Imperator von Nilfgaard, so viel wert ist. Und für Vilgefortz.«

Ciri hörte auf, sich zu winden.

Der untersetzte Mann leckte sich die aufgeplatzte Lippe. »Merkwürdig«, zischte er und beugte sich zu ihr herab. »Anscheinend so wertvoll, aber ich, weißt du, würde für dich keinen roten Heller geben. Wie der Schein doch trügt. Ha! Mein Schatz! Und wenn nicht Vilgefortz dich Emhyr auf dem Präsentierteller überreichen würde, nicht Rience, nicht dieser Laffe mit dem gefiederten Helm, sondern der alte Terranova? Ob Emhyr dem alten Terranova seine Gunst erweisen würde? Was sagst du dazu, kleine Weissagerin? Denn weissagen kannst du ja!«

Sein Atem stank unerträglich. Ciri drehte den Kopf weg, verzog das Gesicht. Er verstand es falsch.

»Picke nicht mit dem Schnäbelchen nach mir, Vögelchen! Ich fürchte mich nicht vor Vögelchen. Oder sollte ich? Was, falsche Wahrsagerin? Untergeschobene Prophetin? Sollte ich mich vor Vögelchen fürchten?«

»Solltest du«, flüsterte Ciri, die spürte, wie sich ihr der Kopf drehte und eine plötzliche Kälte sie erfasste.

Terranova lachte und warf den Kopf zurück. Das Lachen wurde zu einem Schmerzensschrei. Eine große graue Eule segelte lautlos von oben herab und schlug ihm die Krallen in die Augen. Der Zauberer ließ Ciri los, riss die Eule mit einer heftigen Bewegung von sich los, doch gleich darauf stürzte er auf die Knie und fasste sich ans Gesicht. Zwischen seinen Fingern quoll Blut hervor. Ciri schrie auf, wich zurück. Terranova nahm die blutigen und schleimbedeckten Hände vom Gesicht, begann mit wilder, brechender Stimme einen Zauberspruch zu skandieren. Es gelang ihm nicht. Hinter seinem Rücken tauchte eine undeutliche Gestalt auf, eine Hexerklinge pfiff durch die Luft und durchtrennte ihm den Hals direkt unterm Genick.

»Geralt!«

»Ciri.«

»Jetzt ist keine Zeit für Gefühlsduselei«, sagte von der Mauerkrone her die Eule, während sie sich in eine dunkelhaarige Frau verwandelte.

»Flieht! Es kommen Eichhörnchen!«

Ciri löste sich aus Geralts Armen, schaute verwundert zu ihr hin. Die auf der Mauerkrone sitzende Eulenfrau sah grässlich aus. Sie war angesengt, zerlumpt, mit Asche und Blut beschmiert.

»Du kleines Ungeheuer«, sagte die Eulenfrau von oben herabblickend. »Für diese deine Weissagung zur Unzeit müsstest du ... Aber ich habe deinem Hexer etwas versprochen, und ich halte immer Wort. Ich konnte dir Rience nicht geben, Geralt. Zum Ausgleich gebe ich dir sie. Lebendig. Flieht!«

Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach war wütend. Das Mädchen, das zu ergreifen ihm befohlen war, hatte er nur für einen Moment gesehen, und noch ehe er etwas unternehmen konnte, hatten diese verdammten Zauberer in Garstang so ein Höllenspektakel aufgeführt, dass es unmöglich war, irgendetwas zu unternehmen. Cahir hatte inmitten von Rauch und Feuer die Orientierung verloren, war

blindlings durch die Korridore geirrt, über Treppen und Galerien gerannt und hatte dabei Vilgefortz, Rience, sich selbst und die ganze Welt verflucht.

Von einem Elf, dem er begegnet war, hatte er erfahren, dass man das Mädchen außerhalb des Palastes gesehen hatte, wie es in Richtung Aretusa floh. Und dann war das Glück Cahir hold. Die Scioa’tael fanden im Stall ein gesatteltes Pferd.

»Lauf voran, Ciri. Sie sind nahe. Ich werde sie aufhalten, du aber lauf. Lauf, so schnell du kannst! Wie auf der ›Quälerei‹!« »Du willst mich auch alleinlassen?«

»Ich werde dicht hinter dir sein. Aber schau nicht zurück!«

»Gib mir mein Schwert, Geralt.«

Er schaute sie an. Ciri wich instinktiv zurück.

Solche Augen hatte sie bei ihm noch niemals gesehen.

»Wenn du ein Schwert hast, wirst du vielleicht töten müssen. Wirst du es können?«

»Ich weiß nicht. Gib mir das Schwert.«

»Lauf. Und schau nicht zurück.«

Auf der Straße ertönte Hufschlag. Ciri schaute sich um. Und erstarrte, von Furcht gelähmt.

Es verfolgte sie ein schwarzer Ritter mit einem Helm, der mit den Flügeln eines Raubvogels verziert war. Die Flügel rauschten, der schwarze Mantel wehte. Die Hufeisen schlugen Funken aus dem Straßenpflaster.

Sie war nicht imstande, sich zu bewegen.

Das schwarze Pferd brach durch Büsche am Straßenrand, der Ritter schrie laut. In diesem Schrei lag Cintra. Darin lagen Nacht, Mord, Blut und Brand. Ciri überwand die Furcht, die sich ihrer bemächtigt hatte, und wandte sich zur Flucht. Mit Anlauf sprang sie über eine Hecke, gelangte in einen kleinen Hof mit einem Springbrunnen. Der Hof hatte keinen Ausgang, ringsum lagen Mauern, hoch und glatt. Das Pferd schnaubte dicht hinter ihrem Rücken. Sie wich zurück, strauchelte und zuckte zusammen, als sie mit dem Rücken gegen die harte, unnachgiebige Wand stieß. Sie saß in der Falle.

Der Raubvogel schlug mit den Flügeln, stieg zum Flug auf. Der schwarze Ritter riss das Pferd hoch, übersprang die Hecke, die ihn vom Hof trennte. Klirrend trafen die Hufe auf die Steinplatten, das Pferd glitt aus, rutschte nach vorn, setzte sich auf die Hinterkeulen. Der Ritter wankte im Sattel, beugte sich vor. Das Pferd kam wieder auf die Beine, und der Ritter fiel herab, dass die Rüstung auf dem Stein schepperte. Er erhob sich jedoch sofort wieder, schnitt Ciri rasch den Weg aus der Ecke ab.

»Du wirst mich nicht anrühren!«, rief sie und zog das Schwert. »Nie mehr wirst du mich anrühren!«

Der Ritter kam langsam näher, ragte vor ihr auf wie ein riesiger schwarzer Turm. Die Flügel an seinem Helm regten sich und raschelten.

»Du entkommst mir nicht mehr, Löwenjunges von Cintra.« Im Visierschlitz des Helms brannten gnadenlose Augen. »Diesmal nicht. Diesmal kannst du nirgendhin entfliehen, verrücktes Fräulein.«

»Du wirst mich nicht anrühren«, wiederholte sie mit vor Entsetzen gedrückter Stimme, den Rücken gegen die steinerne Wand gepresst.

»Ich muss. Ich führe Befehle aus.«

Als er die Hand nach ihr ausstreckte, verschwand die Furcht plötzlich, an ihre Stelle trat wilder Zorn. Die angespannten, vor Schrecken erstarrten Muskeln kamen wie Sprungfedern in Gang, alle in Kaer Morhen erlernten Bewegungen liefen von selbst ab, glatt und fließend. Ciri sprang, der Ritter stürzte sich auf sie, war aber nicht auf die Pirouette gefasst, mit der sie sich mühelos der Reichweite seiner Hände entzog. Das Schwert heulte auf und biss zu, traf zielsicher zwischen die Platten seines Panzers. Der Ritter wankte, fiel auf ein Knie, unter dem Schulterstück quoll hellrotes Blut hervor. Ciri schrie wütend auf, vollführte eine Pirouette um ihn herum, schlug abermals zu, diesmal direkt auf die Helmglocke, was den Ritter aufs zweite Knie warf. Wut und Raserei ließen sie nichts sehen als die verhassten Flügel. Die schwarzen Federn stiebten, einer der Flügel fiel ab, der andere hing auf das blutige Schulterstück herunter. Der Ritter, der sich immer noch vergeblich bemühte, auf die Füße zu kommen, versuchte die Schwertklinge mit der gepanzerten Faust festzuhalten und stöhnte vor Schmerz auf, als das Hexerschwert durch den

Kettenpanzer in die Handfläche schnitt. Unter dem nächsten Schlag fiel der Helm herab. Ciri sprang zurück, um für den letzten, tödlichen Stoß Schwung zu holen.

Sie stieß nicht zu.

Da war kein schwarzer Helm mehr, verschwunden die Flügel eines Raubvogels, deren Rauschen sie in den Albträumen verfolgt hatte. Der schwarze Ritter von Cintra war nicht mehr da. Da war ein in einer Blutlache kniender bleicher, dunkelhaariger junger Mann mit rasenden blauen Augen und einem zu einer Grimasse der Angst verzerrten Mund. Der schwarze Ritter von Cintra war unter den Hieben ihres Schwertes gefallen, er existierte nicht mehr, von den furchterregenden Schwingen waren nur zerhackte Federn geblieben.Derfassungslose, zusammengekrümmte, blutende junge Mann war ein Niemand. Sie kannte ihn nicht, hatte ihn niemals gesehen. Er ging sie nichts an. Sie hatte keine Angst vor ihm, hasste ihn nicht. Und sie wollte ihn nicht töten.

Sie ließ das Schwert aufs Pflaster fallen.

Sie wandte sich um, als sie die Rufe der Scioa’tael hörte, die von Garstang her gerannt kamen. Ihr war klar, dass sie sie jeden Augenblick in dem Hof umzingeln würden. Ihr war klar, dass sie sie auf der Straße einholen würden. Sie musste schneller sein als sie. Sie lief zu dem Rappen, der mit den Hufen auf die Steinplatten hieb, trieb ihn mit einem Schrei zum Galopp an, während sie aus dem Lauf in den Sattel sprang.

»Lasst mich«, stöhnte Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach und stieß mit dem gesunden Arm die Elfen weg, die ihn aufheben wollten. »Ich habe nichts! Das ist eine leichte Wunde ... Verfolgt sie. Verfolgt das Mädchen ...«

Einer der Elfen schrie auf, und Cahir spritzte Blut ins Gesicht. Ein zweiter Scioa’tael wankte und sank in die Knie, beide Hände auf den aufgeschlitzten Bauch gepresst. Die übrigen sprangen fort, verteilten sich über den Hof, ließen die Schwerter blitzen.

Der Angreifer war ein weißhaariges Ungeheuer. Er war von der Mauer auf sie herabgesprungen. Von einer Höhe, aus der niemand springen konnte, ohne sich die Beine zu brechen. Aus der man nicht weich landen konnte, in einer Pirouette herumwirbeln, der kein Blick folgen konnte, und im Bruchteil einer Sekunde töten. Doch das weißhaarige Ungeheuer vollbrachte es. Und begann zu töten.

Die Scioa’tael kämpften verbissen. Sie waren in der Überzahl. Doch sie hatten keine Chance. Vor den entsetzten Augen Cahirs wurde ein Massaker verübt. Das aschblonde Mädchen, das ihn vor einem Moment verwundet hatte, war schnell gewesen, unglaublich schnell, wie eine Katze, die ihre Jungen verteidigt. Doch das weißhaarige Ungeheuer, das zwischen die Scioa’tael gesprungen war, glich einem serrikanischen Tiger. Das aschblonde Fräulein aus Cintra, das ihn aus unerfindlichem Grund verschont hatte, hatte wie rasend gewirkt. Das weißhaarige Ungeheuer war nicht in Raserei. Es war ruhig und kalt. Es mordete ruhig und kalt.

Die Scioa’tael hatten keinerlei Chance. Eine nach der anderen stürzten ihre Leichen auf die Steinplatten des Hofes. Doch sie wichen nicht zurück. Nicht einmal, als ihrer nur noch zwei waren, flohen sie, sondern griffen das weißhaarige Ungeheuer noch einmal an. Vor Cahirs Augen schlug das Ungeheuer einem der beiden den Arm überm Ellenbogen ab, dem anderen versetzte er einen scheinbar leichten, beiläufigen Hieb, der jedoch den Elf nach hinten warf, ihn über den Brunnenrand ins Wasser stürzen ließ. Das Wasser schwappte als karminrote Welle über den Rand.

Der Elf mit dem abgehauenen Arm kniete beim Brunnen, schaute mit fahlem Blick auf den Blut verströmenden Stumpf. Das weißhaarige Ungeheuer packte ihn bei den Haaren und schnitt ihm mit einer raschen Bewegung des Schwertes die Kehle durch.

Als Cahir die Augen wieder öffnete, war das Ungeheuer schon bei ihm.

»Töte mich nicht ...«, flüsterte er und gab den Versuch auf, von dem Steinboden aufzustehen, der vom Blute glitschig war. Die Hand, die ihm das aschblonde Mädchen zerschnitten hatte, schmerzte nicht mehr, war wie abgestorben.

»Ich weiß, wer du bist, Nilfgaarder.« Der Weißhaarige gab dem Helm mit den zerhackten Federn einen Tritt. »Du hast sie hartnäckig und lange verfolgt. Doch du wirst ihr kein Leid mehr antun können ...«

»Töte mich nicht ...«

»Nenn mir einen Grund. Wenigstens einen. Beeil dich.«

»Ich war es ...«, stieß Cahir flüsternd hervor.

»Ich war es, der sie damals aus Cintra herausgebracht hat. Aus der Feuersbrunst ... Ich habe sie gerettet. Ihr das Leben gerettet ...«

Als er abermals die Augen öffnete, war das Ungeheuer fort, er aber war in dem Hof allein mit den Leichen der Elfen. Das Wasser im Brunnen rauschte, floss über den Rand, vermischte sich mit dem Blut auf dem Boden. Cahir wurde ohnmächtig.

Am Fuße des Turms stand ein Bauwerk, das einen einzigen großen Saal bildete oder wohl eher eine Art Säulenhof. Das Dach, sicherlich eine Illusion, hatte Löcher, durch die Licht fiel. Es ruhte auf Säulen, die in Form spärlich bekleideter Karyatiden mit imponierendem Busen gehauen waren. Ebensolche Karyatiden stützten den Torbogen, in dem Ciri verschwunden war. Jenseits des Tores erblickte Geralt eine Treppe, die aufwärts führte. Zum Turm.

Er fluchte halblaut. Er verstand nicht, warum sie dorthingelaufen war. Als er ihr auf den Mauerkronen nachgerannt war, hatte er gesehen, wie ihr Pferd stürzte. Er hatte gesehen, wie sie geschickt absprang, doch statt weiter der sich in Serpentinen um den Berg windenden Straße abwärts zu folgen, war sie plötzlich hinaufgerannt, zu dem einsamen Turm hin. Erst später hatte er auf der Straße Elfen bemerkt. Die Elfen hatten weder Ciri noch ihn gesehen, sie waren damit beschäftigt, Pfeile auf bergauf laufende Menschen abzuschießen. Von Aretusa her kam Verstärkung.

Er hatte vor, Ciri die Treppe hinauf zu folgen, als er ein Rauschen hörte. Von oben her. Er wandte sich rasch um. Es war kein Vogel.

Mit den weiten Ärmeln raschelnd, kam durch ein Loch im Dach Vilgefortz geflogen, senkte sich langsam auf den Boden.

Geralt stellte sich vor den Eingang zum Turm, zog das Schwert und seufzte. Er hatte aufrichtig gehofft, der dramatische Endkampf werde sich zwischen Vilgefortz und Philippa Eilhart abspielen. Er selbst hatte zu derlei Dramatik nicht die mindeste Lust.

Vilgefortz klopfte sein Wams ab, rückte die Manschetten zurecht, schaute den Hexer an und las seine Gedanken. »Verdammte Dramatik«, seufzte er.

Geralt enthielt sich eines Kommentars.

»Sie ist in den Turm gelaufen?« Er antwortete nicht.

Der Zauberer nickte. »Da haben wir also den Epilog«, sagte er kalt. »Das Ende, das das Werk krönt. Aber vielleicht ist das die Vorherbestimmung? Weißt du, wohin diese Stufen führen? Zum Tor Lara. Zum Möwenturm. Von dort gibt es keinen Ausgang. Alles ist zu Ende.«

Geralt wich zurück, damit seine Flanken von den Karyatiden gedeckt wurden, die den Torbogen trugen.

»Freilich«, zischte er und beobachtete dabei die Hände des Zauberers. »Alles ist zu Ende. Die Hälfte deiner Komplizen lebt nicht mehr. Die Leichen der auf die Insel geholten Elfen säumen den Weg von hier bis nach Garstang. Die übrigen sind geflohen. Von Aretusa sind Zauberer und die Leute Dijkstras im Anmarsch. Der Nilfgaarder, der Ciri ergreifen sollte, ist sicherlich schon verblutet. Und Ciri ist dort, im Turm. Es gibt von dort keinen Ausgang? Das freut mich zu hören. Also führt auch nur ein Eingang dorthin. Der, den ich versperre.«

Vilgefortz entrüstete sich. »Du bist unverbesserlich. Du bist immer noch nicht imstande, die Situation richtig einzuschätzen. Kapitel und Rat existieren nicht mehr. Kaiser Emhyrs Truppen sind auf dem Vormarsch nach Norden; ohne Rat und Hilfe der Zauberer sind die Könige hilflos wie Kinder. Unter dem Ansturm von Nilfgaard werden ihre Reiche einstürzen wie Sandburgen. Ich habe es dir gestern angeboten, und ich wiederhole heute: Schließ dich den Siegern an. Spuck auf die Verlierer.«

»Du bist der Verlierer. Für Emhyr warst du nur ein Werkzeug. Ihm ging es um Ciri, darum hat er diesen Typ mit dem Flügelhelm geschickt. Ich frage mich, was Emhyr mit dir machen wird, wenn du ihm das Scheitern der Mission meldest.«

»Du schießt ins Blaue hinein, Hexer. Und natürlich triffst du nicht. Und wenn ich dir nun sagen würde, dass Emhyr mein Werkzeug ist?«

»Würde ich es nicht glauben.«

»Geralt, sei vernünftig. Willst du wirklich Theater spielen, den Endkampf zwischen Gut und Böse? Ich erneuere das Angebot von gestern. Es ist durchaus noch nicht zu spät. Du kannst noch immer deine Wahl treffen, dich auf die richtige Seite stellen ...«

»Auf die Seite, der ich heute einiges Ungemach bereitet habe?«

»Lächle nicht, deine Art, dämonisch zu lächeln, macht auf mich keinen Eindruck. Die paar erledigten Elfen? Artaud Terranova? Kleinigkeiten, bedeutungslos. Wir können darüber hinweg zur Tagesordnung übergehen.«

»Klar doch. Ich kenne deine Weltanschauung. Der Tod zählt nicht, nicht wahr? Zumal der von anderen?«

»Sei nicht banal. Es tut mir leid um Artaud, aber was soll man machen. Sagen wir ... wir haben Rechnungen beglichen. In letzter Zeit habe ich zweimal versucht, dich umzubringen. Emhyr war ungeduldig geworden, also habe ich dir Mörder auf den Hals hetzen lassen. Jedesmal habe ich es mit echtem Widerwillen getan. Ich hoffe nämlich immer noch, dass wir eines Tages auf ein und demselben Bild gemalt werden.«

»Lass diese Hoffnung fahren, Vilgefortz.«

»Steck das Schwert weg. Lass uns zusammen in den Tor Lara gehen. Wir werden das Kind des Älteren Blutes beruhigen, das dort sicherlich vor Angst vergeht. Und wieder herauskommen. Zusammen. Du wirst bei ihr sein. Du wirst zusehen, wie sich ihre Vorherbestimmung erfüllt. Und Kaiser Emhyr? Kaiser Emhyr wird bekommen, was er wollte. Denn ich habe vergessen, dir zu sagen, dass Codringher und Fenn zwar tot sind, ihr Werk und ihre Konzeption aber fortbestehen und sich gut entwickeln.«

»Du lügst. Geh fort von hier. Ehe ich auf dich spucke.«

»Ich habe wirklich keine Lust, dich zu töten. Ich töte ungern.«

»Wirklich? Und Lydia van Bredevoort?«

Der Zauberer verzog den Mund. »Sprich diesen Namen nicht aus, Hexer.«

Geralt fasste den Schwertgriff fester, lächelte spöttisch. »Warum musste Lydia sterben, Vilgefortz? Warum hast du ihr befohlen zu sterben? Sie sollte die Aufmerksamkeit von dir ablenken, nicht wahr? Sie sollte dir Zeit verschaffen, dich gegen das Dwimerit zu wappnen, ein telepathisches Signal an Rience zu senden? Die arme Lydia, die Malerin mit dem versehrten Gesicht. Alle wussten, dass sie eine Person ohne Bedeutung ist. Alle. Außer ihr selbst.«

»Schweig.«

»Du hast Lydia ermordet, Zauberer, hast sie benutzt. Und jetzt willst du Ciri benutzen? Mit meiner Hilfe? Nein. Du wirst Tor Lara nicht betreten.«

Der Zauberer wich einen Schritt zurück. Geralt spannte sich an, bereit zu Sprung und Hieb. Doch Vilgefortz hob nicht die Hand, streckte sie nur ein wenig seitlich aus. In ihr materialisierte sich plötzlich ein dicker, sechs Fuß langer Stab.

»Ich weiß«, sagte er, »was dich hindert, die Lage vernünftig einzuschätzen. Ich weiß, was es für dich schwierig und unmöglich macht, die Zukunft richtig vorherzusehen. Es ist dein Hochmut, Geralt. Ich werde dir den Hochmut austreiben. Ich werde ihn dir mit Hilfe dieses Knüppels austreiben.«

Der Hexer kniff die Augen zusammen, hob die Schwertklinge leicht an. »Ich zittere vor

Ungeduld.«

Etliche Wochen später, nachdem er dank den Bemühungen der Dryaden und dem Wasser des Brokilons wieder genesen war, fragte sich Geralt, welchen Fehler er während des Kampfes gemacht hatte. Und er kam zu dem Schluss, dass er während des Kampfes keinen Fehler gemacht hatte. Den einzigen Fehler hatte er vor dem Kampf gemacht. Er hätte fliehen müssen, ehe der Kampf begann.

Der Zauberer war schnell, der Stab zuckte in seinen Händen wie ein Blitz. Umso erstaunter war Geralt, als Stock und Schwert bei der Parade mit metallischem Klang aneinanderstießen. Doch ihm blieb keine Zeit zum Staunen. Vilgefortz griff an, der Hexer musste in Volten und Pirouetten herumwirbeln. Er wagte nicht, mit dem Schwert zu parieren. Der verdammte Stab war von Eisen, noch dazu magisch.

Viermal befand er sich in der Position für einen Gegenangriff und Hieb. Viermal schlug er zu. An die Schläfe, an den Hals, unter die Achsel, zum Oberschenkel. Jeder dieser Schläge wäre tödlich gewesen. Doch jeder wurde pariert.

Kein Nichtmensch wäre imstande gewesen, so viele Hiebe zu parieren. Allmählich begann Geralt zu verstehen. Doch es war zu spät.

Den Hieb, den ihm der Zauberer versetzte, sah er nicht kommen. Der Schlag schleuderte ihn gegen die Wand. Er stieß sich mit dem Rücken ab, konnte nicht mehr wegspringen, eine Finte ausführen, der Schlag hatte ihm den Atem genommen. Er erhielt einen zweiten, gegen die Schulter, wurde wieder nach hinten geworfen, mit dem Hinterkopf gegen einen Wandpfeiler, gegen die vorstehende Brust einer Karyatide. Vilgefortz sprang geschickt heran, ließ den Stock wirbeln und rammte ihn ihm in den Magen, unter die Rippen. Kräftig. Geralt klappte zusammen und bekam eins seitlich auf den Kopf. Die Knie wurden ihm plötzlich weich, er stürzte zu Boden. Und das war das Ende des Kampfes. Im Prinzip.

Hilflos versuchte er sich mit dem Schwert zu decken. Die Klinge, zwischen Wand und Pfeiler eingeklemmt, brach unter dem Schlag mit einem gläsernen, vibrierenden Ächzen. Er deckte den Kopf mit dem linken Arm, der Stock fiel mit Wucht herab und brach ihm den Unterarm. Der Schmerz blendete ihn.

»Ich könnte dir das Gehirn durch die Ohren herausdrücken«, sagte Vilgefortz aus weiter Ferne. »Aber es soll ja eine Lektion sein. Du hast dich geirrt, Hexer. Du hast den Himmel mit den Sternen verwechselt, die sich nachts an der Oberfläche eines Teiches spiegeln. Aha, du übergibst dich? Gut. Gehirnerschütterung. Blut aus der Nase? Wunderbar. Also dann bis zum Wiedersehen. Irgendwann. Vielleicht.«

Er sah nichts mehr und hörte nichts. Er versank, ging in etwas Warmem unter. Er nahm an, Vilgefortz sei gegangen. Daher wunderte er sich, als ein Hieb des eisernen Stocks mit Wucht auf sein Bein traf und das Hüftgelenk zerschmetterte.

Weitere Schläge, falls es welche gab, nahm er nicht mehr wahr.

»Halte durch, Geralt, mach nicht schlapp«, wiederholte Triss Merigold unablässig. »Halte durch. Stirb nicht ... Bitte stirb nicht ...«

»Ciri ...«

»Sprich nicht. Gleich hole ich dich hier heraus. Halte durch ... Bei den Göttern, mir fehlt die Kraft ...«

»Yennefer ... Ich muss ...«

»Nichts musst du! Halte durch, mach nicht schlapp ... Werd nicht ohnmächtig ... Stirb nicht, bitte ...«

Sie schleifte ihn über den mit Leichen übersäten Boden. Er sah seine Brust und seinen Bauch, von dem Blut überströmt, das ihm aus der Nase floss. Er sah das Bein. Es war in einem sonderbaren Winkel verdreht und sah viel kürzer aus als das gesunde. Er fühlte keinen Schmerz. Er fühlte Kälte, der ganze Körper war kalt, starr und fremd. Er wollte sich erbrechen.

»Halte durch, Geralt. Von Aretusa her kommt Hilfe. Nicht mehr lange ...«

»Dijkstra ... Wenn Dijkstra mich erwischt ... dann bin ich erledigt ...«

Triss fluchte. Verzweifelt.

Sie zerrte ihn über eine Treppe. Das gebrochene Bein und der Arm sprangen auf den Stufen. Der Schmerz erwachte, fraß sich in die Eingeweide, in die Schläfen, strahlte bis in die Augen, in die Ohren aus, in den Scheitel. Er schrie nicht. Er wusste, dass ihm vom Schreien leichter werden würde, doch er schrie nicht. Er öffnete nur den Mund, auch das brachte Erleichterung.

Er hörte ein Brausen.

Oben auf der Treppe stand Tissaia de Vries. Ihr Haar war unordentlich, das Gesicht staubbedeckt. Sie hob beide Hände, ihre Handflächen begannen zu leuchten. Sie rief einen Spruch, und das auf ihren Fingern tanzende Feuer stürzte als blendende und vor Hitze brausende Kugel hinab. Der Hexer hörte von unten her das Krachen einstürzender Mauern und die wilden Schreie der Verbrannten.

»Tissaia, nein!«, rief Triss verzweifelt. »Tu das nicht!«

»Sie werden nicht hier hereinkommen«, sagte die Erzmeisterin, ohne den Kopf zu wenden.

»Dies ist Garstang auf der Insel Thanedd. Niemand hat die königlichen Knechte hierher eingeladen, die die Befehle ihrer kurzsichtigen Herrscher ausführen!«

»Du bringst sie um!«

»Schweige, Triss Merigold! Der Anschlag auf die Einheit der Bruderschaft ist misslungen, über die Insel herrscht noch immer das Kapitel! Die Könige sollen die Finger von den Angelegenheiten des Kapitels lassen! Das ist unser Konflikt, und wir werden ihn selbst lösen! Wir werden unsere Angelegenheiten regeln und dann Schluss machen mit diesem idiotischen Krieg! Denn wir sind es, die Zauberer, die die Verantwortung für das Schicksal der Welt tragen!«

Aus ihren Händen schoss der nächste Kugelblitz hervor; das vielfache Echo der Explosion rollte zwischen den Säulen und steinernen Wänden.

»Fort!«, schrie sie abermals. »Ihr kommt hier nicht herein! Fort!«

Die Schreie von unten her verstummten.

Geralt verstand, dass die Belagerer von der Treppe zurückgewichen waren, den Rückzug antraten. Tissaias Silhouette verschwamm vor seinen Augen. Das war keine Magie. Er war im Begriff, das Bewusstsein zu verlieren.

»Flieh von hier, Triss Merigold«, hörte er die Worte der Zauberin von ferne herandringen, wie durch eine Wand. »Philippa Eilhart ist schon geflohen, auf ihren Flügeln fortgeflogen. Du warst ihre Komplizin bei dieser widerwärtigen Verschwörung, ich muss dich bestrafen. Doch es hat schon genug Blut, Tod, Unglück gegeben! Hinfort! Geh nach Aretusa, zu deinen Spießgesellen! Teleportiere dich. Das Portal des Möwenturms existiert nicht mehr. Es ist zusammen mit dem Turm eingestürzt. Du kannst dich gefahrlos teleportieren. Wohin du willst. Meinetwegen zu deinem König Foltest, für den du die Bruderschaft verraten hast!«

»Ich werde Geralt nicht im Stich lassen ...«, stöhnte Triss. »Er darf den Redaniern nicht in die Hände fallen ... Er ist schwer verwundet ... hat innere Blutungen ... Und ich habe keine Kraft mehr! Ich habe keine Kraft, um den Teleport zu öffnen! Tissaia! Hilf mir bitte!«

Dunkelheit. Durchdringende Kälte. Von weither, durch die steinerne Wand hindurch, die Stimme von Tissaia de Vries: »Ich helfe dir.«

*Evertsen, Peter, \* 1234, Vertrauter von Kaiser Emhyr Deithwen und einer der tatsächlichen Schöpfer der Macht des Kaisertums. Generalintendant der Armee während der Nordischen Kriege (s. d.), seit 1290 Großschatzmeister der Krone. In der Endphase der Herrschaft Emhyrs in den Rang eines Koauditors der Krone erhoben. Unter der Herrschaft von Kaiser Morvran Voorhis zu Unrecht des Amtsmissbrauches angeklagt, verurteilt, eingekerkert, † 1301 in Schloss Winneburg. Unter Kaiser Jan Calveit im Jahre 1328 postum rehabilitiert.*

Effenberg und Talbot,

*Encyclopaedia Maxima Mundi* , Bd. V

*Erzittert, denn es wird kommen der Vernichter der Völker. Man wird euer Land verwüsten, und wird es mit der Schnur verteilen. Niedergerissen werden eure Städte und entvölkert. Fledermaus, Uhu und Rabe werden in euren Häusern wohnen, die Schlange wird sich darin einnisten.*

*Aen Ithlinnespeath*

# 

# Das fünfte Kapitel

Der Anführer des Trupps hielt sein Pferd an, nahm den Helm ab, fuhr sich mit den Fingern durch die spärlichen, schweißverklebten Haare.

»Ende des Rittes«, wiederholte er, als er den fragenden Blick des Troubadours sah.

»Hä? Wieso?«, wunderte sich Rittersporn.

»Warum?«

»Weiter reiten wir nicht. Seht Ihr? Das Flüsschen, das dort unten glitzert, ist das Bandwasser. Wir sollten Euch nur bis zum Bandwasser eskortieren. Also ist es Zeit, sich zu trennen.«

Der Rest des Trupps hielt hinter ihnen an, doch keiner der Soldaten saß ab. Alle schauten sich unruhig um. Rittersporn schirmte mit der Hand die Augen ab, stellte sich in den Steigbügeln auf. »Wo siehst du diesen Fluss?«

»Ich hab gesagt, dort unten. Reitet die Schlucht lang, da findet Ihr ihn gleich.«

»Begleitet mich wenigstens bis zum Ufer«, protestierte Rittersporn. »Zeigt mir die Furt ...«

»Ach, was gibt’s da zu zeigen. Seit Mai kein Tropfen, bloß Bullenhitze, da ist das Wasser zurückgegangen, seicht ist das Bandwasser geworden. Mit dem Pferd kommt Ihr an jeder Stelle durch ...«

»Ich habe Eurem Befehlshaber einen Brief von König Venzlav gezeigt«, sagte der Troubadour und warf sich in die Brust. »Der Befehlshaber hat sich mit dem Brief vertraut gemacht, und ich habe selbst gehört, wie er euch befohlen hat, mich bis unmittelbar an den Brokilon zu begleiten. Und ihr wollt mich hier alleinlassen, in diesem Dickicht? Was ist, wenn ich mich verirre?«

»Tut Ihr nicht«, knurrte mürrisch ein anderer Soldat, der zu ihnen aufgeschlossen war, bisher aber geschwiegen hatte. »Schafft Ihr nicht. Vorher erwischt Euch ’n Pfeil von ’nem Scheuweib.«

»Ihr seid vielleicht Feiglinge«, spottete Rittersporn. »Ihr habt vielleicht eine Angst vor diesen Dryaden. Dabei liegt der Brokilon doch erst auf der anderen Seite des Bandwassers. Das Bandwasser ist die Grenze. Wir haben sie noch nicht überschritten!«

»Denen ihre Grenze«, erklärte der Anführer, während er sich umschaute, »reicht so weit wie ihre Pfeile. Ein Pfeil, den sie vom anderen Ufer abschießen, fliegt glatt bis zum Waldrand, und mit solcher Wucht, dass er einen Ringpanzer durchschlägt. Ihr seid scharf drauf, dort hinzugehen, das ist Eure Sache, Eure Haut. Aber mir ist mein Leben lieb. Ich reite nicht weiter. Lieber steck ich den Kopf in ein Hornissennest!«

»Ich habe euch erklärt« – Rittersporn schob das Hütchen auf den Hinterkopf und richtete sich im Sattel auf –, »dass ich in einer Mission zum Brokilon reite. Ich bin sozusagen ein Diplomat. Vor den Dryaden habe ich keine Angst. Aber ich bitte euch, so freundlich zu sein und mich bis ans Ufer des Bandwassers zu eskortieren. Was, wenn mich in dieser Wildnis Räuber überfallen?«

Der andere, mürrische, lächelte gequält.

»Räuber? Hier? Am Tage? Herr, am Tage trefft Ihr hier keine Menschenseele. In letzter Zeit schießen die Scheuweiber auf jeden, der sich am Ufer vom Bandwasser blicken lässt, und manchmal kommen sie auch weit auf unsre Seite rüber. Nein, vor Räubern braucht Ihr Euch nicht zu fürchten.«

»Das stimmt«, bestätigte der Anführer. »Der Räuber müsste mächtig dumm sein, der sich bei Tage am Bandwasser blicken lässt. Darum sind wir auch nicht dumm. Ihr reitet allein, ohne Rüstung und Waffen, und nach ’nem Krieger seht Ihr, entschuldigt, überhaupt nicht aus, das sieht man ’ne Meile weit. Das könnte Euer Glück sein. Aber wenn die Scheuweiber uns sehen, zu Pferde und bewaffnet, sehen wir vor lauter Pfeilen die Sonne nicht mehr.«

»Tja, was soll man da machen.« Rittersporn tätschelte das Pferd am Halse, schaute hinab in die Schlucht. »Also reite ich allein. Macht’s gut, Soldaten. Danke für die Eskorte.«

»Nicht so eilig.« Der mürrische Soldat schaute ihn an. »Es ist bald Abend. Wenn der Dunst vom Flusse aufsteigt, dann reitet. Weil nämlich ...«

»Was?«

»Im Nebel treffen die Pfeile nicht so sicher. Wenn Ihr Glück habt, verfehlt Euch das Scheuweib. Aber, Herr, die verfehlen selten einen ...«

»Ich habe euch gesagt ...«

»Ja doch, habt Ihr, hab’s mitgekriegt. Dass Ihr mit so ’ner Missohn zu ihnen reitet. Aber ich sag Euch was anderes: Mit Missohn oder mit Prozessohn, das ist denen schnuppe. Ihr kriegt ’nen Pfeil ab, und basta.«

»Seid ihr darauf aus, mir Angst zu machen?« Der Dichter warf sich wieder in die Brust.

»Für wen haltet ihr mich, für einen Stadtschreiberling? Ich, meine Herren Soldaten, habe mehr Schlachtfelder gesehen als ihr alle zusammen. Und über die Dryaden weiß ich auch mehr als ihr. Und sei es, dass sie niemals ohne Warnung schießen.«

»Früher mal war das so, da habt Ihr recht«, sagte der Anführer des Trupps leise. »Früher haben sie gewarnt. Haben einen Pfeil in ’nen Baumstamm geschossen oder auf den Pfad, das hieß, hier, wo der Pfeil steckt, ist die Grenze, keinen Schritt weiter. Wenn einer da schnell kehrtmachte, kam er heil davon. Aber jetzt ist das anders. Jetzt schießen sie gleich so, dass sie einen töten.«

»Woher diese grimmige Feindschaft?«

»Na ja«, murmelte der Soldat, »seht Ihr, das ist so. Als die Könige den Waffenstillstand mit Nilfgaard geschlossen hatten, haben sie sich die Elfenbanden richtig vorgeknöpft. Haben sie anscheinend mächtig unter Druck gesetzt, denn es vergeht keine Nacht, in der nicht Überlebende durch Brugge fliehen, weil sie im Brokilon Schutz suchen. Und wenn die Unseren die Elfen verfolgen, kann es schon mal passieren, dass sie sich mit den Scheuweibern anlegen, die aus dem Brokilon zum Entsatz heranrücken. Und es ist auch vorgekommen, dass unsere Truppen bei der Verfolgung ein bisschen zu viel Schwung hatten ... Ihr versteht?«

»Ich verstehe.« Rittersporn schaute den Soldaten aufmerksam an, nickte. »Bei der Verfolgung der Scioa’tael habt ihr das Bandwasser überschritten. Habt Dryaden getötet. Und jetzt vergelten die Dryaden Gleiches mit Gleichem. Krieg.«

»So ist es, Herr, Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde. Krieg. Es war immer Kampf auf Leben und Tod, aber jetzt ist es ganz schlimm. Ein großer Hass ist zwischen denen und uns. Ich sag es Euch noch mal, wenn Ihr nicht müsst, reitet dort nicht hin.«

Rittersporn schluckte. »Das ist es ja eben« – er richtete sich im Sattel auf, rang sich eine kriegerische Miene und eine entschlossene Haltung ab –, »dass ich muss. Und ich werde hinreiten. Sofort. Abend hin, Nebel her, man muss los, wenn die Pflicht ruft.«

Jahrelange Übung tat das Ihre. Die Stimme des Troubadours klang schön und bedrohlich, streng und kalt, in ihr klangen Stahl und Tapferkeit. Die Soldaten schauten ihn mit aufrichtiger Verwunderung an.

Der Anführer schnallte eine flache hölzerne Flasche vom Sattel ab. »Ehe Ihr aufbrecht, nehmt einen Schluck Schnaps, Herr Sänger. Nehmt einen tüchtigen Schluck von dem ...«

»Dann stirbt sich’s leichter«, fügte der andere, wortkarge mürrisch hinzu.

Der Dichter nahm einen Schluck aus der Flasche. »Der Feigling«, teilte er würdevoll mit, sobald er mit dem Husten fertig war und wieder Luft bekam, »stirbt hundert Tode. Der Tapfere stirbt nur einmal. Aber Frau Fortuna lächelt den Tapferen und verachtet die Feiglinge.«

Die Soldaten betrachteten ihn mit noch größerem Staunen. Sie wussten nicht und konnten nicht wissen, dass Rittersporn die Worte eines Heldenliedes zitierte. Noch dazu eines, das jemand anders verfasst hatte.

»Und damit« – der Dichter zog aus dem Wams einen kleinen Lederbeutel, in dem es klimperte, »lasst mich für die Eskorte danken.

Ehe ihr in die Feste zurückkehrt, ehe euch wieder der strenge Dienst in die Arme schließt, kehrt in einer Schenke ein und trinkt auf mein Wohl.«

»Danke, Herr.« Der Anführer errötete ein wenig. »Ihr seid freigebig, aber wir ... Verzeiht, dass wir Euch alleinlassen, aber ...«

»Macht nichts. Lebt wohl.«

Der Barde schob das Hütchen keck aufs linke Ohr, trieb das Pferd mit der Ferse an und ritt die Schlucht hinab, wobei er die Melodie von

»Hochzeit in Bullerlyn« pfiff, eines berühmten undaußerordentlichunanständigen Herrenliedes.

»Und da hat der Kornett in der Feste gesagt«, hörte er noch die Worte des Mürrischen, »dass das ein Schmarotzer ist, ein Feigling und Arschloch. Dabei ist das ein kriegerischer und kühner Herr, wenn auch ein Verseschmied.«

»Stimmt«, antwortete der Anführer.

»Ängstlich ist er nicht, kann man nicht sagen. Er hat nicht mal mit der Wimper gezuckt, ich hab’s gesehen. Und pfeift sich noch eins, hörst du? Ho, ho ... Hast du mitgekriegt, was er gesagt hat? Dass er ein Dilpomant ist. Keine Angst, zum Dilpomanten ernennen sie nicht den Erstbesten. Man muss Köpfchen haben, um Dilpomant zu werden ...«

Rittersporn ritt schneller, um möglichst schnell fortzukommen. Er wollte sich nicht den Ruf verderben, den er eben erst erworben hatte. Er wusste, dass er nicht lange würde pfeifen können, einfach weil seine Lippen vor Entsetzen zu trocken waren.

Die Schlucht war finster und feucht, nasser Lehm und der darüberliegende Teppich faulender Blätter dämpften den Hufschlag des schwarzbraunen Wallachs, den der Dichter

»Pegasus« getauft hatte. Pegasus schritt langsam, mit hängendem Kopf. Er war eins von den wenigen Pferden, denen immer alles egal ist.

Der Wald ging zu Ende, doch von dem Flussbett, das ein Streifen Erlen säumte, trennte Rittersporn noch eine weite schilfbestandene Wiese. Der Dichter hielt das Pferd an. Er schaute sich aufmerksam um, bemerkte aber nichts. Er lauschte, doch er hörte nur das Quaken der Frösche.

»Na, Pferdchen«, sagte er mit belegter Stimme. »Einmal erwischt’s jeden. Vorwärts.«

Pegasus hob den Kopf ein wenig an und stellte fragend die für gewöhnlich herabhängenden Ohren auf.

»Du hast richtig gehört. Vorwärts.«

Zögernd setzte sich der Wallach in Bewegung, unter den Hufen begann der Morast zu quatschen. Mit langen Sätzen sprangen Frösche unter den Beinen des Pferdes weg. Ein paar Schritte vor ihnen flog rauschend und schnatternd eine Ente auf, was dem Troubadour für einen Augenblick das Herz stocken ließ, worauf es sehr schnell und intensiv zu schlagen begann. Pegasus kümmerte sich überhaupt nicht um die Ente.

»Es ritt der Held ...«, murmelte Rittersporn und wischte sich den von kaltem Schweiß bedeckten Hals mit einem Tuch ab, das er aus der Jacke genommen hatte. »Furchtlos ritt er durch den Wald, achtete nicht der springenden Echsen und der fliegenden Drachen ... Er ritt und ritt ... Bis dass er an eine unermessliche Wasserfläche kam ...«

Pegasus schnaubte und blieb stehen. Sie waren am Fluss, inmitten von Schilf und Röhricht, das bis über die Steigbügel reichte. Rittersporn wischte sich den Schweiß von den Wangen, band sich das Tuch um den Hals. Lange, bis ihm die Augen tränten, spähte er in das Erlendickicht am anderen Ufer. Er bemerkte nichts und niemanden. Die Oberfläche des Flusses war von Wasserpflanzen gesprenkelt, von der Strömung bewegt, dicht über ihnen huschten türkis-orangefarbene Eisvögel dahin. Die Luft zitterte von Insektenschwärmen. Die Fische verschluckten Eintagsfliegen und hinterließen große Kreise auf dem Wasser.

Überall, so weit das Auge reichte, waren Biberbauezusehen,Haufen zusammengetragener Äste, gefällte und angenagte Stämme, von der trägen Strömung umspült. Das ist vielleicht eine unglaubliche Menge Biber, dachte der Dichter. Kein Wunder. Niemand stört die verdammten Baumnager. Hier lassen sich keine Räuber, Jäger oder Imker blicken, nicht einmal die Trapper, die überall herumkommen, halten sich hier auf. Wer es versucht hat, hat einen Pfeil in die Gurgel bekommen, die Krebse haben ihn im Uferschlamm aufgefressen. Und ich Idiot treibe mich hier aus freien Stücken herum, hier am Bandwasser, an dem Fluss, über dem ein Leichengestank hängt, den nicht einmal der Geruch von Buchweizen und Minze übertönt ...

Er seufzte tief.

Pegasus trat langsam mit den Vorderbeinen ins Wasser, senkte das Maul, trank lange, dann wandte er den Kopf zurück und schaute Rittersporn an. Wasser rann ihm aus Maul und Nasenlöchern. Der Dichter nickte, seufzte abermals, schniefte laut.

»Es schaute der Held auf das brodelnde Nass«, deklamierte er leise, bemüht, nicht mit den Zähnen zu klappern. »Er schaute und ritt voran, denn sein Herz kannte die Unruhe nicht.«

Pegasus ließ Kopf und Ohren hängen.

»Kannte die Unruhe nicht, sag ich.«

Pegasus schüttelte den Kopf, dass die Zügelringe und die Gebissstange klirrten. Rittersporn stieß ihm die Ferse in die Flanke.

Der Wallach schritt mit pathetischer Resignation ins Wasser.

Das Bandwasser war flach, aber stark zugewachsen. Ehe sie die Mitte des Flusses erreicht hatten, zog Pegasus schon einen langen Zopf von Grünzeug hinter sich her. Das Pferd ging langsam und mit Mühe, versuchte bei jedem Schritt, die fesselnden Wasserpflanzen abzuschütteln.

Schilfgürtel und Erlendickicht des rechten Ufers waren schon recht nahe. So nahe, dass Rittersporn spürte, wie ihm der Magen herabsackte, sehr tief, geradezu bis zum Sattel. Ihm war klar, dass er in der Mitte des Flusses, im Grünzeug verfangen, ein hervorragendes, nicht zu verfehlendes Ziel abgab. Vor seinem geistigen Auge sah er schon die sich biegenden Wurfarme der Bögen, die sich spannenden Sehnen und die Spitzen der auf ihn gerichteten Pfeile.

Er drückte die Waden gegen die Flanken des Pferdes, doch Pegasus scherte sich nicht um ihn. Statt schneller zu gehen, blieb er stehen und hob den Schwanz. Die Äpfel platschten ins Wasser. Rittersporn stieß einen langen Seufzer aus.

»Der Held«, murmelte er und kniff die Augen zusammen, »vermochte die tosenden Wasser nicht zu bezwingen. Er starb den Tod der Tapferen, von vielen Geschossen durchbohrt. Auf ewig verschlang ihn die blaue Tiefe, es schloss ihn das Wassermoos in seine Arme, grün wie Nephrit. Und keine Spur blieb von ihm, nur die Pferdescheiße, die die Strömung zum fernen Meere trug ...«

Pegasus, dem anscheinend leichter war, ging nun von selbst zügiger aufs Ufer zu, und in einem Strudel kurz davor, wo das Wasser frei von Pflanzen war, erlaubte er sich sogar, hinten auszuschlagen, womit er Rittersporns Stiefel und Hose gründlich nass machte. Der Dichter bemerkte es nicht einmal – die Vision von den auf seinen Bauch gerichteten Pfeilen verließ ihn keinen Augenblick lang, und das Entsetzen kroch ihm über Rücken und Genick wie ein großer, kalter und glitschiger Blutegel. Denn hinter den Erlen, keine hundert Schritt jenseits des saftig grünen Gürtels von Ufergräsern, erhob sich über dem Gestrüpp die senkrechte, schwarze, bedrohliche Wand des Waldes.

Der Brokilon.

Am Ufer, ein paar Schritte stromab, lag weiß ein Pferdeskelett. Brennnesseln und Röhricht sprossen durch den Brustkorb. Es lagen dort auch ein paar andere, kleinere Knochen, die nicht wie Pferdeknochen aussahen. Rittersporn zuckte zusammen und wandte den Blick ab.

Vorangetrieben, stieg der Wallach mit Schmatzen und Platschen aus dem Schlammstreifen am Ufer, der Morast begann widerwärtig zu stinken. Die Frösche unterbrachen für einen Moment ihr Konzert.

Es wurde sehr still. Rittersporn schloss die Augen. Er deklamierte nicht mehr, improvisierte nicht. Inspiration und Phantasie hatten sich irgendwo in unbekannte Ferne verflüchtigt. Geblieben war nur die kalte, abscheuliche Angst, eine starke Empfindung, aber ganz ohne schöpferische Impulse.

Pegasus spitzte die hängenden Ohren und trottete gleichgültig auf den Wald der Dryaden zu. Den viele den Wald des Todes nannten.

Ich habe die Grenze überschritten, dachte der Dichter. Jetzt entscheidet sich alles. Solange ich am Fluss war und im Wasser, konnten sie großzügig sein. Aber jetzt nicht mehr. Jetzt bin ich ein Eindringling. Wie jener andere ... Von mir bleibt vielleicht auch nur ein Skelett übrig ... eine Warnung für die Nachfolgenden ... Wenn hier Dryaden sind ... Wenn sie mich beobachten ...

Er erinnerte sich an Bogenturniere, die er gesehen hatte, an Wettbewerbe auf Jahrmärkten und Schützenfesten, an Schießscheiben aus Stroh und an Puppen, mit Pfeilen gespickt und von den Spitzen zerrissen. Was fühlt ein Mensch, der von einem Pfeil getroffen wird? Den Aufprall? Schmerz? Oder vielleicht ... nichts?

Es gab keine Dryaden in der Gegend, oder sie hatten noch nicht entschieden, was sie in Hinblick auf den einsamen Reiter unternehmen sollten, denn der Dichter ritt weiter, halb tot vor Angst und doch lebendig, heil und gesund. Den Zugang zu den Bäumen versperrte ein mit Gestrüpp zugewachsenes, mit Wurzeln und Ästen gespicktes Durcheinander von Windbruch, doch Rittersporn hatte ohnehin nicht im mindesten vor, bis an den Rand des Waldes oder gar hineinzureiten. Er konnte sich zwingen, etwas zu riskieren – aber nicht, Selbstmord zu begehen.

Er stieg sehr langsam ab, band die Zügel an einer emporragenden Wurzel fest. Für gewöhnlich tat er das nicht – Pegasus pflegte sich von seinem Besitzer nicht zu entfernen. Rittersporn war sich jedoch nicht sicher, wie das Pferd auf das Pfeifen und Sausen von Pfeilen reagieren würde. Bisher hatte weder er selbst noch Pegasus sich mit derlei Geräuschen vertraut gemacht.

Er nahm die Laute vom Sattelbogen, ein einzigartiges, hochklassiges Instrument mit schlankem Hals. Das Geschenk einer Elfe, dachte er, während er das intarsienverzierte Holz betrachtete. Kann sein, dass die Laute zum Älteren Volk zurückkehrt ... Wenn die Dryaden sie nicht bei meiner Leiche liegenlassen ...

In der Nähe lag ein bejahrter, vom Sturm gefällter Baum. Der Dichter setzte sich auf den Stamm, stützte die Laute aufs Knie, leckte sich die Lippen, wischte sich die verschwitzten Hände an der Hose ab.

Die Sonne neigte sich gen Westen. Über dem Bandwasser stieg Dunst auf, überzog als grauweiße Decke die Wiesen. Es wurde kälter. Der Ruf der Kraniche erklang und verklang, es blieb nur das Quaken der Frösche.

Rittersporn schlug in die Saiten. Einmal, dann ein zweites, ein drittes Mal. Er drehte an den Wirbeln, stimmte das Instrument nach und begann zu spielen. Und bald darauf zu singen.

*Yviss, m’evelienn vente cáelm en tell*

*Elaine Ettariel Aep cor me lode deith ess’viell Yn blath que me darienn*

*Aen minne vain tegen a me*

*Yn toin av muireánn que dis eveigh e aep llea* ...

Die Sonne versank hinterm Wald. Im Schatten der riesigen Bäume des Brokilon wurde es augenblicklich finster.

*L’eassan Lamm feainne renn, ess’ell,*

*Elaine Ettariel, Aep cor* ...

Er hatte nichts gehört. Er spürte eine Anwesenheit.

»N’te mire daetre. Sh’aente vort.«

»Schieß nicht ...«, flüsterte er und vermied es gehorsam, sich umzuschauen. »N’en aespar a me ... Ich komme in Frieden ...«

»N’ess a teart. Sh’aente.«

Er gehorchte, obwohl ihm die Finger auf den Saiten klamm und taub wurden und das Lied nur mit Mühe aus der Kehle drang. Doch in der Stimme der Dryade hatte keine Feindschaft gelegen, und er, zum Teufel, war ein Profi.

*L’eassan Lamm feainne renn, ess’ell, Elaine Ettariel,*

*Aep cor aen tedd teviel e gwen Yn blath que me darienn*

*Ess yn e evellien a me*

*Que shaent te cáelm a’vean minne me striscea* ...

Diesmal erlaubte er sich, einen Blick über die Schulter zu werfen. Was sich da an einen Baumstamm schmiegte, sehr nahe, erinnerte an einen efeuüberwucherten Busch. Doch es war kein Busch. Büsche hatten für gewöhnlich keine großen funkelnden Augen.

Pegasus wieherte leise, und Rittersporn sah, wie hinter ihm im Dunkel jemand seinem Pferd über die Nüstern strich.

»Sh’aente vort«, bat abermals die Dryade hinter seinem Rücken. Ihre Stimme erinnerte an das Rauschen von Blättern, wenn Regen darauf fällt.

»Ich ...«, setzte er an. »Ich bin ... ich bin ein Freund des Hexers Geralt ... Ich weiß, dass Geralt ... dass Gwynbleidd hier bei euch im Brokilon ist. Ich bin gekommen ...«

»N’te dice’en. Sh’aente, ca.«

»Sh’aent«, bat hinter seinem Rücken mit sanfter Stimme eine zweite Dryade, fast im Gleichklang mit einer dritten. Und vielleicht einer vierten. Er war sich dessen nicht sicher.

»Yea, sh’aente, táedh«, sagte mit silberner Mädchenstimme das, was dem Dichter eben noch als eine kleine Birke erschienen war, die ein paar Schritte vor ihm wuchs. »Ess’laine ... Táedh ... Sing ... Noch mehr von Ettariel ... Ja?«

Er gehorchte.

*Dich lieben will ich immer, ohne Fehl, Anmutige Ettariel,*

*Will die Erinnerung wie einen Schatz behüten So wie die zauberischen Blüten,*

*Die deiner Liebe Unterpfand und Zeichen, Darauf wie Tränen silbern glänzt der Tau* ...

Diesmal hörte er Schritte. »Rittersporn.«

»Geralt!«

»Ja, ich bin es. Du brauchst keinen Lärm mehr zu machen.«

»Wie hast du mich gefunden? Woher wusstest du, dass ich im Brokilon bin?«

»Von Triss Merigold ... Verdammt ...« Rittersporn war wieder gestolpert und wäre fast gefallen, doch die neben ihm gehende Dryade hielt ihn mit geschicktem Griff fest, erstaunlich kräftig angesichts ihrer niedrigen Statur.

»Gar’ean, táedh«, warnte sie ihn mit silberner Stimme. »Va cáelm.«

»Danke. Hier ist es schrecklich dunkel ... Geralt? Wo bist du?«

»Hier. Bleib nicht zurück.«

Rittersporn beschleunigte den Schritt, stolperte abermals und fiel beinahe auf den Hexer, der vor ihm in der Finsternis stehengeblieben war. Die Dryaden gingen lautlos an ihnen vorüber.

»So eine verteufelte Finsternis ... Ist es noch weit?«

»Nein. Gleich sind wir im Lager. Wer außer Triss weiß, dass ich mich hier verberge? Hast du es jemandem ausgeplaudert?«

»König Venzlav musste ich es sagen. Ich brauchte einen Geleitbrief für die Reise durch Brugge. Die Zeiten sind jetzt so, dass man es gar nicht aussprechen möchte ... Ich brauchte auch eine Genehmigung für den Ausflug in den Brokilon. Aber Venzlav kennt dich ja und kann dich gut leiden ... Er hat mich, stell dir vor, zum Gesandten ernannt. Ich bin mir sicher, dass er das Geheimnis bewahrt, ich habe ihn darum gebeten. Sei nicht böse, Geralt.«

Der Hexer kam näher heran. Rittersporn sah seinen Gesichtsausdruck nicht, er sah nur die weißen Haare und den sogar im Dunkeln sichtbaren vieltägigen weißen Stoppelbart.

»Ich bin nicht böse.« Er fühlte eine Hand auf der Schulter, und die bisher kalte Stimme schien ihm ein wenig verändert. »Ich freue mich, dass du gekommen bist, Hundesohn.«

»Kalt ist es hier.« Rittersporn schüttelte sich, dass die Zweige raschelten, auf denen sie saßen. »Ein kleines Feuerchen ...«

»Das solltest du nicht mal denken«, murmelte der Hexer. »Hast du vergessen, wo du dich befindest?«

»Dass sie derart ...« Der Troubadour blickte sich erschrocken um. »Keinerlei Feuer, ja?«

»Bäume hassen Feuer. Sie auch.«

»Mist. Wir werden im Kalten sitzen? Und in dieser verdammten Finsternis? Man sieht die Hand vor Augen nicht ...«

»Dann halt sie nicht vor die Augen.«

Rittersporn seufzte, zog die Schultern ein, rieb sich die Arme. Er hörte, wie der neben ihm sitzende Hexer mit den Fingern kleine Zweige zerbrach.

In der Dunkelheit flammte plötzlich ein kleines grünes Licht auf, zunächst schwach und undeutlich, doch bald schon heller. Nach dem ersten gingen weitere an, an vielen Stellen, bewegten sich und tanzten wie Glühwürmchen oder wie Irrlichter auf dem Sumpf. Den Wald belebten auf einmal schwankende Schatten, Rittersporn begann die Silhouetten der sie umringenden Dryaden wahrzunehmen. Eine kam näher, stellte vor ihnen etwas hin, das wie ein angezündeter Klumpen Pflanzen aussah. Der Dichter streckte vorsichtig eine Hand danach aus. Das grüne Feuer war ganz und gar kalt.

»Was ist das, Geralt?«

»Mull und eine Art Moos. Das wächst nur hier im Brokilon. Und nur sie wissen, wie man das alles zusammenbringt, dass es leuchtet. Dank dir, Fauve.«

Die Dryade antwortete nicht, ging aber auch nicht weg. Sie hockte sich neben die beiden. Um ihren Kopf war ein Kranz gewunden, die langen Haare fielen ihr auf die Schultern. Im Lichte sahen die Haare grün aus, doch vielleicht waren sie es wirklich. Rittersporn wusste, dass die Haare der Dryaden die sonderbarsten Farben haben konnten.

»Táedh«, sagte sie melodisch und richtete ihren Blick auf den Troubadour; ihre Augen blitzten in dem kleinen Gesicht, über das schräg zwei parallele Streifen Tarnbemalung liefen. »Ess’ve vort sh’aente aen Ettariel? Sh’aente a’vean vort?«

»Nein ... Vielleicht später«, antwortete er höflich und wählte dabei sorgsam die Worte in der Älteren Rede. Die Dryade seufzte, beugte sich vor, strich sanft über das Griffbrett der nahebei liegenden Laute, stand federnd auf. Rittersporn schaute ihr nach, als sie in den Wald ging, zu den anderen, deren unstete Schatten im blassen Schein der grünen Laternen wankten.

»Ich habe sie doch wohl nicht gekränkt, oder?«, fragte er leise. »Sie sprechen einen eigenen Dialekt, ich kenne die Höflichkeitsformen nicht ...«

»Schau nach, ob du ein Messer im Bauch hast.« In der Stimme des Hexers klangen weder Spott noch Humor. »Dryaden reagieren auf eine Kränkung, indem sie einem ein Messer in den Bauch stoßen. Keine Angst, Rittersporn. Anscheinend sind sie geneigt, dir viel mehr als Versprecher nachzusehen. Das Konzert, das du am Waldrand gegeben hast, hat ihnen ausnehmend gut gefallen. Du bist jetzt ein*ard táedh*, ein großer Barde. Sie warten auf die Fortsetzung der ›Blume von Ettariel‹. Kennst du die Fortsetzung? Immerhin ist es nicht deine eigene Ballade.«

»Es ist meine Übersetzung. Ich habe auch die Elfenmusik ein wenig bereichert, hast du das nicht bemerkt?«

»Nein.«

»Das dachte ich mir. Zum Glück verstehen die Dryaden mehr von Kunst. Irgendwo habe ich gelesen, dass sie außergewöhnlich musikalisch sind. Darauf habe ich meinen schlauen Plan gegründet, für den du mich übrigens noch nicht gelobt hast.«

»Ich lobe dich«, sagte der Hexer nach kurzem Schweigen. »Das war wirklich schlau. Und das Glück hat auch das Seine beigetragen, wie bei dir üblich. Ihre Pfeile treffen auf zweihundert Schritt tödlich. Für gewöhnlich warten sie nicht ab, bis jemand, der auf ihre Seite des Flusses kommt, zu singen anfängt. Sie reagieren sehr empfindlich auf unangenehme Gerüche. Und wenn die Strömung des Bandwassers den Leichnam wegträgt, stinkt es bei ihnen am Waldrand nicht.«

»Ach, was soll’s.« Der Dichter räusperte sich, schluckte. »Am wichtigsten ist, dass es mir gelungen ist, dich zu finden. Geralt, wie bist du hier ...«

»Hast du ein Rasiermesser?«

»Hä? Klar doch, hab ich.«

»Das wirst du mir morgen früh leihen. Dieser Bart bringt mich wirklich zur Raserei.«

»Und die Dryaden hatten kein ... Hmmm ... Na ja, stimmt, Rasiermesser brauchen sie grundsätzlich nicht. Ich leih’s dir natürlich. Geralt?«

»Ja?«

»Ich habe nichts zum Beißen dabei. Ob ein ard táedh, ein großer Barde, bei den Dryaden zu Gast auf ein Abendbrot hoffen darf?«

»Sie essen kein Abendbrot. Niemals. Und die Wächterinnen an der Grenze des Brokilon essen auch kein Frühstück. Du wirst dich bis zum Mittag gedulden müssen. Ich habe mich schon daran gewöhnt.«

»Und wenn wir in ihre Hauptstadt kommen, in dieses berühmte, im Herzen der Wildnis verborgene Duén Canell ...«

»Dort kommen wir niemals hin, Rittersporn.«

»Wie das? Ich dachte ... Immerhin bist du ... Immerhin haben sie dir Asyl gewährt. Immerhin ... dulden sie dich.«

»Das ist das richtige Wort.« Sie schwiegen lange.

»Der Krieg«, sagte der Dichter schließlich.

»Krieg, Hass und Verachtung. Überall. In allen Herzen.«

»Du verklärst es poetisch.«

»Aber so ist es doch.«

»Genau so. Also, sag, was du mitbringst. Erzähl, was mit der Welt geschehen ist, während ich hier kuriert wurde.«

»Zuerst« – Rittersporn räusperte sich leise –

»erzähl du mir, was wirklich in Garstang geschehen ist.«

»Triss hat es dir nicht erzählt?«

»Hat sie. Aber ich würde gern deine Version hören.«

»Wenn du die Version von Triss kennst, kennst du eine, die genauer und sicherlich zutreffender als meine ist. Erzähl mir, was später geschehen ist, als ich schon im Brokilon war.«

»Geralt«, flüsterte Rittersporn. »Ich weiß wirklich nicht, was aus Yennefer und aus Ciri geworden ist ... Niemand weiß das. Auch Triss nicht ...«

Der Hexer bewegte sich abrupt, die Zweige knackten. »Frage ich dich nach Ciri oder nach Yennefer?«, sagte er mit veränderter Stimme.

»Erzähl mir vom Krieg.«

»Du weißt nichts? Es sind keine Nachrichten zu dir gedrungen?«

»Doch. Aber ich will alles von dir hören. Red, bitte.«

»Die Nilfgaarder«, begann der Barde nach kurzem Schweigen, »haben Lyrien und Aedirn angegriffen. Ohne Kriegserklärung. Der Anlass war angeblich ein Überfall von Truppen Demawends auf irgendein Grenzfort in Dol Angra, der während der Zusammenkunft der Zauberer auf Thanedd stattfand. Manche sagen, es sei eine Provokation gewesen. Es seien Nilfgaarder gewesen, die als Soldaten Demawends verkleidet waren. Wie es wirklich war, werden wir wohl nie erfahren. Die Antwort Nilfgaards kam jedenfalls blitzartig und massiert: Eine mächtige Armee, die seit Wochen, wenn nicht Monaten in Dol Angra zusammengezogen worden sein musste, überschritt die Grenze. Spalla und Scala, die beiden Grenzfesten in Lyrien, wurden aus der Bewegung heraus genommen, im Laufe von nur drei Tagen. Riva war auf eine mehrmonatige Belagerung vorbereitet, kapitulierte aber nach zwei Tagen unter dem Druck der Zünfte und Kaufleute, denen man versprochen hatte, dass die Stadt, wenn sie die Tore öffne und ein Lösegeld zahle, nicht geplündert werde ...«

»Wurde das Versprechen gehalten?«

»Ja.«

»Merkwürdig.« Wieder veränderte sich die Stimme des Hexers ein wenig. »Ein gehaltenes Versprechen in diesen Zeiten? Ich rede gar nicht davon, dass es früher überhaupt niemandem in den Sinn gekommen wäre, solch ein Versprechen zu geben, denn niemand hätte es erwartet. Handwerker und Kaufleute öffneten nicht die Tore von Festungen, sondern verteidigten sie, jede Zunft ihre eigene Bastion oder ihren Mauerabschnitt.«

»Geld hat kein Vaterland, Geralt. Den Kaufleuten ist es egal, unter welcher Regierung sie Geld machen. Und einem Nilfgaarder Burggrafen ist es egal, von wem er Steuern einstreicht. Ein toter Kaufmann macht kein Geld und zahlt keine Steuern.«

»Sprich weiter.«

»Nach der Kapitulation Rivas ging die Armee Nilfgaards mit beispiellosem Tempo nach Norden, fast ohne auf Widerstand zu stoßen. Die Heere Demawends und Meves zogen sich zurück,konntennichtzur Entscheidungsschlacht Front machen. Die Nilfgaarder kamen bis Aldersberg. Um die Blockade der Festung zu verhindern, entschlossen sich Demawend und Meve, die Schlacht anzunehmen. Die Stellung ihrer Armeen war nicht besonders gut ... Verdammt, wenn hier mehr Licht wäre, würde ich es dir aufzeichnen ...«

»Zeichne nichts. Und fass dich kürzer. Wer hat gesiegt?«

»Habt Ihr gehört, Herr?« Einer der Registratoren, außer Atem und verschwitzt, drängte sich durch die Gruppe, die um den Tisch stand. »Ein Bote vom Feld ist gekommen! Wir haben gesiegt! Die Schlacht ist gewonnen! Viktoria! Uns, uns gehört der Tag! Wir haben den Feind geschlagen, haben ihn aufs Haupt geschlagen!«

»Nicht so laut.« Evertsen verzog das Gesicht.

»Von eurem Geschrei platzt einem ja der Kopf. Ja, ich hab’s gehört. Wir haben den Feind geschlagen. Der Tag gehört uns, das Schlachtfeld und die Viktoria auch. Das ist mir vielleicht eine Sensation.«

Die Intendanten und Registratoren wurden leiser, schauten den Vorgesetzten verwundert an.

»Freut Ihr Euch nicht, Herr Kämmerer?«

»Ich freue mich. Aber ich kann das leise tun.«

Die Registratoren schwiegen, blickten zu Boden. Grüne Jungs, dachte Evertsen. Aufgeregte Hosenscheißer. Über sie wundere ich mich eigentlich nicht, aber bitte sehr, dort oben – sogar Menno Coehoorn und Elan Trahe, ja sogar der graubärtige General Braibant schreien, springen vor Freude und klopfen einander unter Glückwünschen auf die Schultern. Viktoria! Unser der Tag! Wessen denn sonst? Die Königreiche Aedirn und Lyrien haben zusammen dreitausend Mann Kavallerie und zehntausend Mann Fußtruppen mobilisieren können, von denen ein Fünftel schon in den ersten Tagen der Invasion blockiert wurde, in Forts und Festungen abgeschnitten. Einen Teil der restlichen Armee mussten sie zurückziehen, um die Flanken zu decken, die von Vorstößen der leichten Reiterei und Partisanenunternehmen der Scioa’tael bedroht waren. Die übrigen fünf- oder sechstausend – darunter nicht mehr als tausendzweihundert Ritter – haben sich auf den Feldern vor Aldersberg zur Schlacht gestellt. Coehoorn hat ihnen eine Armee von dreizehntausend Mann entgegengeworfen, darunter zehn Fähnlein Panzerreiter, die Blüte der Nilfgaarder Ritterschaft. Und jetzt freut er sich, brüllt herum, haut sich mit dem Marschallsstab auf den Schenkel und ruft nach Bier ... Viktoria! Das ist mir vielleicht eine Sensation.

Mit einer heftigen Bewegung schob er die auf dem Tisch liegenden Karten und Aufzeichnungen zu einem Haufen zusammen, hob den Kopf, blickte um sich.

»Spitzt die Ohren«, sagte er scharf zu den Registratoren. »Ich werde Anordnungen treffen.«

Seine Untergebenen erstarrten erwartungsvoll.

»Jeder von euch«, begann er, »hat sich gestern die Rede von Marschall Coehoorn vor den Hauptleuten und Offizieren angehört. Ich weise die Herren darauf hin, dass das, was der Marschall zu den Militärs gesagt hat, euch nicht betrifft. Ihr habt andere Aufgaben und Befehle zu erfüllen. Meine Befehle.«

Evertsen überlegte, rieb sich die Stirn.

»Krieg den Schlössern, Friede den Hütten, hat Coehoorn gestern zu den Führern gesagt. Ihr kennt diesen Grundsatz«, fügte er sofort hinzu,

»man hat ihn euch an der Militärakademie beigebracht. Dieser Grundsatz galt bis gestern, von morgen an müsst ihr ihn vergessen. Von morgen an gilt ein anderer Grundsatz, der jetzt die Losung des von euch geführten Krieges sein wird. Diese Losung und mein Befehl lauten: Krieg gegen alles, was lebt. Krieg gegen alles, was Feuer fängt. Ihr sollt verbrannte Erde zurücklassen. Von morgen an tragen wir den Krieg über die Linie vor, hinter die wir uns nach Unterzeichnung des Friedensvertrages zurückziehen werden. Wir werden uns zurückziehen, aber dort, jenseits der Linie, muss verbrannte Erde zurückbleiben. Die Königreiche Rivien und Aedirn müssen zu Asche werden! Denkt an Sodden! Heute ist die Zeit der Erwiderung gekommen!«

Evertsen räusperte sich laut.

»Bevor die Militärs verbrannte Erde zurücklassen«, sagte er zu den schweigenden Registratoren, »ist es eure Aufgabe, von dieser Erde und aus diesem Land alles herauszuholen, was herauszuholen ist, alles, was den Reichtum unseres Vaterlandes mehren kann. Du, Audegast, kümmerst dich um Verladung und Abtransport der schon geerntetenundgespeicherten landwirtschaftlichen Erzeugnisse. Was noch auf den Feldern steht und was die wackeren Ritter Coehoorns nicht vernichten, muss geerntet werden.«

»Ich habe wenig Leute, Herr Kämmerer ...«

»Es wird genug Gefangene geben. Treibt sie zur Arbeit. Marder und du ... Ich habe deinen Namen vergessen ...«

»Helvet. Evan Helvet, Herr Kämmerer.«

»Ihr befasst euch mit dem lebenden Inventar. Zu Herden sammeln, an den festgelegten Punkten zur Quarantäne zusammenziehen. Auf Maul- und Klauenseuche und andere Krankheiten achten. Kranke oder verdächtige Stücke töten, die Kadaver verbrennen. Den Rest auf den festgelegten Routen nach Süden treiben.«

»Zu Befehl.«

Jetzt die Sonderaufgaben, dachte Evertsen und musterte seine Untergebenen. Wem sollte er sie zuteilen? Alles junge Kerle, Milchbärte, haben noch wenig gesehen, nichts erlebt ... Ach, mir fehlen die alten, erfahrenen Intendanten ... Kriege, Kriege, immerzu Kriege. Die Militärs sterben zahlreich und oft, die Intendanten aber, wenn man das Zahlenverhältnis berücksichtigt, nicht viel seltener. Doch unter den Kriegsleuten bemerkt man den Verlust nicht, weil ständig neue kommen, denn jeder will Krieger sein. Aber wer will schon Intendant oder Registrator sein? Wer will, wenn er nach Hause kommt und die Söhne ihn fragen, was er im Krieg vollbracht hat, antworten, dass er mit dem Scheffel Korn gemessen, stinkende Häute gezählt und Wachs abgewogen hat, wie er über zerfahrene, mit Ochsenscheiße bedeckte Straßen einen Treck von mit Beute beladenen Wagen geführt, inmitten von Staub, Gestank und Fliegen brüllende und blökende Herden getrieben hat ...

Die Sonderaufgaben. Die Eisenhütte in Guleta mit den großen Öfen. Die Frischöfen, die Galmeihütte und die große Eisenschmiede in Eysenlaan,fünfhundertZentner Jahresproduktion. Die Zinngießereien und die Wollmanufakturen in Aldersberg. Die Malzmühlen, Brennereien, Webereien und Färbereien in Vengerberg ...

Demontieren und abtransportieren. So hatte es Kaiser Emhyr befohlen, Die Weiße Flamme, Die Auf Den Grabhügeln Der Feinde Tanzt. Mit zwei Worten. Demontieren und abtransportieren, Evertsen.

Befehl ist Befehl. Er muss ausgeführt werden.

Bleibt noch das Wichtigste. Die Erzgruben und ihre Ausbeute. Die Münze. Kostbarkeiten. Kunstwerke. Aber damit befasse ich mich. Selbst.

Neben den am Horizont sichtbaren schwarzen Rauchsäulen erhoben sich weitere. Und weitere. Die Armee führte die Befehle Coehoorns aus. Das Königreich Aedirn wurde zu einer Brandstätte.

Rumpelnd und Staubwolken aufwirbelnd zog eine Kolonne Belagerungsmaschinen die Straße entlang. Zu dem sich noch immer verteidigenden Aldersberg. Und nach Vengerberg, der Hauptstadt König Demawends.

Peter Evertsen schaute und zählte. Kalkulierte. Zählte nach. Peter Evertsen war der Großkämmerer des Kaiserreichs, zu Kriegszeiten der Generalintendant der Armee. Er hatte dieses Amt seit fünfundzwanzig Jahren inne. Zählen und rechnen, das war sein Leben.

Ein Mangonel kostet fünfhundert Florin, eine Blide zweihundert, eine Petrarie mindestens hundertfünfzig, die einfachste Balliste achtzig. Ausgebildetes Bedienpersonal bekommt neuneinhalb Florin Monatssold. Die Kolonne, die gegen Vengerberg zieht, ist, wenn man Pferde, Ochsen und kleine Ausrüstung einrechnet, mindestens dreihundert Mark Silber wert. Aus einer Mark, das heißt einem halben Pfund reinen Erzes, werden sechzig Florin geprägt. Die jährliche Ausbeute eines großen Bergwerks liegt bei fünf-, sechstausend Mark ...

Die Belagerungskolonne wurde von leichter Reiterei überholt. An den Zeichen auf den Fahnen erkannte Evertsen das Banner des Fürsten Winneburg, eins von denen, die aus Cintra herangezogen worden waren. Ja, dachte er, die haben Grund zur Freude. Die Schlacht ist gewonnen, die Armee Aedirns in Auflösung begriffen. Die Reserveeinheiten werden nicht in schwere Kämpfe mit regulären Truppen geworfen. Sie werden die Zurückweichenden verfolgen, zerstreute, ihrer Anführer ledige Gruppen niedermachen, sie werden morden, rauben und brennen. Sie freuen sich, weil ihnen ein angenehmes, lustiges Kriegchen winkt. Ein Kriegchen, das keine Mühe macht. Und sie nicht tötet.

Evertsen kalkulierte.

Ein Banner umfasst zehn Fähnlein und besteht aus zweitausend Berittenen. Obwohl die Winneburger sicherlich in keine große Schlacht mehr ziehen, wird in Gefechten mindestens ein Sechstel des Bestandes umkommen. Dann wird es Lager und Biwaks geben, verdorbenes Essen, Schmutz, Läuse, Mücken, unsauberes Wasser. Es kommt, was immer kommt, was unausweichlich ist: Typhus, Ruhr und Malaria, die mindestens ein Viertel umbringen werden. Hinzuzählen muss man eine Pauschale – unvorhergesehene Unfälle, für gewöhnlich ein Fünftel des Bestandes. Nach Hause werden achthundert zurückkehren. Nicht mehr. Eher wohl weniger.

Die Straße entlang zogen die nächsten Reiterfähnlein, hinter der Reiterei tauchten Infanterieeinheiten auf. Da marschierten Bogenschützen mit gelben Jacken und runden Helmen, Armbrustschützen mit flachen Eisenhüten, Schildträger mit schweren Pavesen und mit Hellebarden bewaffnete Doppelsöldner. Hinter ihnen kamen Pikeniere, wie Krebse gepanzerte Veteranen aus Vicovaro und Etolia, danach ein buntes Allerlei – Landsknechte aus Metinna, Söldner aus Thurn, Maecht, Geso und Ebbing ...

Trotz der Hitze marschierten die Abteilungen zügig, der von den Söldnerstiefeln aufgewirbelte Staub ballte sich über der Straße. Trommeln dröhnten, Fahnen flatterten, es wogten und blitzten stählern die Piken, Lanzen, Hellebarden und Partisanen. Die Krieger marschierten munter und fröhlich. Da ging eine siegreiche Armee. Eine unbesiegte Armee. Weiter, Jungs, vorwärts, in den Kampf! Gen Vengerberg! Den Feind erledigen, Rache für Sodden nehmen! Sich einen lustigen Militärdienst machen, sich die Taschen voll Beute schlagen und dann nach Hause, nach Hause!

Evertsen schaute. Und zählte.

»Vengerberg fiel nach einer Woche Belagerung«, endete Rittersporn. »Du wirst dich wundern, aber dort haben die Zünfte wacker und bis zum Ende ihre Bastionen und Mauerabschnitte verteidigt. Also wurden die ganze Besatzung und die Stadtbevölkerung abgeschlachtet, an die sechstausend Menschen. Auf diese Nachricht hin begann die große Flucht. Die geschlagenen Regimenter und die Zivilbevölkerung begannen massenhaft nach Temerien und Redanien abzuwandern. Flüchtlingsmassen zogen durchs Pontartal und über die Pässe von Mahakam. Doch nicht allen gelang die Flucht. Berittene Trupps der Nilfgaarder verfolgten sie, schnitten die Fluchtwege ab ... Weißt du, worum es ging?«

»Ich weiß es nicht. Ich kenne mich nicht aus mit ... mit dem Krieg, Rittersporn.«

»Es ging um Gefangene. Um Sklaven. Sie wollten möglichst viele Menschen in die Sklaverei treiben. Für Nilfgaard ist das die billigste Arbeitskraft. Darum haben sie die Flüchtlinge so hartnäckig verfolgt. Das war eine große Menschenjagd, Geralt. Eine leichte Jagd. Denn das Heer war geflohen, und niemand verteidigte die Fliehenden.«

»Niemand?«

»Fast niemand.«

»Wir schaffen es nicht ...«, ächzte Villis und schaute sich um. »Wir kommen nicht fort ... Verdammt, dabei ist die Grenze schon so nahe ... So nahe ...«

Rayla stellte sich in den Steigbügeln auf, schaute auf die Landstraße, die sich zwischen den waldbedeckten Anhöhen dahinwand. So weit das Auge reichte, war die Straße von weggeworfener Habe bedeckt, von Pferdekadavern, beiseitegedrängten großen und kleinen Wagen. Hinter ihnen, hinter den Wäldern hervor, stiegen schwarze Rauchsäulen gen Himmel. Man hörte immer näher kommende Schreie, zunehmenden Kampflärm.

»Sie erledigen die Nachhut ...« Villis wischte sich Ruß und Schweiß vom Gesicht. »Hörst du, Rayla? Sie haben die Nachhut eingeholt und machen Kleinholz aus ihr! Wir schaffen es nicht!«

»Jetzt sind wir die Nachhut«, sagte die Söldnerin trocken. »Jetzt sind wir an der Reihe.«

Villis erbleichte, jemand von den zuhörenden Soldaten seufzte laut. Rayla riss an den Zügeln, wendete das Pferd, das schwer keuchte und mit Mühe den Kopf oben behielt.

»Wir schaffen es sowieso nicht, zu fliehen«, sagte sie ruhig. »Die Pferde brechen jeden Augenblick zusammen. Ehe wir den Pass erreichen, holen sie uns ein und machen uns nieder.«

»Wir lassen alles liegen und verschwinden in die Wälder«, sagte Villis, ohne sie anzuschauen. »Einzeln, jeder für sich. Vielleicht schaffen wir es, zu ... überleben.«

Rayla antwortete nicht, wies mit dem Blick und einer Kopfbewegung auf den Pass, auf die Straße, auf die letzten Glieder der langen Kolonne von Flüchtlingen, die zur Grenze hin zogen. Villis verstand. Er fluchte lästerlich, glitt aus dem Sattel, wankte, stützte sich aufs Schwert.

»Absitzen!«, rief er den Soldaten mit heiserer Stimme zu. »Die Straße mit allem verbarrikadieren, was sich findet! Was glotzt ihr? Einmal wird man geboren und einmal geht man drauf! Wir sind die Armee! Wir sind die Nachhut! Wir müssen die Verfolger aufhalten, Zeit gewinnen ...«

Er verstummte.

»Wenn wir die Verfolger aufhalten, schaffen es die Menschen nach Temerien, auf die andere Seite der Berge«, beendete Rayla den Satz, während sie ebenfalls absaß. »Dort sind Frauen und Kinder. Was gibt’s da zu gaffen? Das ist unser Beruf. Dafür werden wir bezahlt, habt ihr das vergessen?«

Die Soldaten blickten zu Boden. Einen Moment lang glaubte Rayla, sie würden doch noch das Weite suchen, den nassen und ausgepumpten Pferden das Letzte abverlangen, der Kolonne der Flüchtenden nacheilen, zum rettenden Pass hin. Sie irrte sich. Sie kannte sie schlecht.

Sie legten einen Wagen quer auf die Straße. Rasch bauten sie eine Barrikade. Eine provisorische. Niedrige. Völlig unzureichende.

Sie brauchten nicht lange zu warten. In die Schlucht kamen zwei Pferde, schnaubend, stolpernd, Schaum vom Maule versprühend. Nur eins trug einen Reiter.

»Blaise!«

»Macht euch bereit ...« Der Söldner rutschte vom Sattel in die Arme der Soldaten. »Macht euch bereit, verdammt ... Sie sind dicht hinter mir ...«

Das Pferd begann zu röcheln, machte tänzelnd ein paar Schritte seitwärts, fiel auf die Hinterkeulen, stürzte schwer auf die Seite, schlug hinten aus, reckte den Hals, begann anhaltend zu wiehern.

»Rayla ...«, stieß Blaise heiser hervor und wandte den Blick ab. »Gebt ... gebt mir etwas. Ich hab das Schwert verloren ...«

Die Kriegerin, den Blick auf die gen Himmel steigenden Rauchwolken gerichtet, wies mit einer Kopfbewegung auf die Axt, die an dem umgekippten Wagen lehnte. Blaise griff nach der Waffe, wankte. Sein linkes Hosenbein war blutgetränkt.

»Was ist mit den anderen, Blaise?«

»Sie haben sie abgeschlachtet«, stöhnte der Söldner. »Alle. Die ganze Abteilung ... Rayla, das ist nicht Nilfgaard ... Das sind die Eichhörnchen ... Die Elfen haben uns eingeholt. Die Scioa’tael gehen voran, vor den Nilfgaardern.«

Einer von den Soldaten seufzte durchdringend auf, ein anderer setzte sich auf den Boden und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Villis fluchte, zog die Riemen des Halbpanzers fester.

»Auf die Plätze!«, schrie Rayla. »Hinter die Sperre! Sie kriegen uns nicht lebendig! Das verspreche ich euch!«

Villis spuckte aus, worauf er sich mit einer raschen Handbewegung die dreifarbige, schwarz-golden-roteKokardeder Sondereinheiten König Demawends von der Achsel riss und sie ins Gebüsch warf. Rayla, die ihr eigenes Abzeichen glatt- und den Schmutz davon abstrich, grinste schief.

»Ich weiß nicht, ob dir das etwas nützen wird, Villis. Ich weiß nicht.«

»Du hast’s versprochen, Rayla.«

»Hab ich. Ich halte meine Versprechen. Auf die Plätze, Kerls! Armbrüste und Bögen bereit!«

Sie brauchten nicht lange zu warten.

Als sie die erste Welle zurückgeschlagen hatten, waren sie nur noch zu sechst. Der Kampf war kurz, aber erbittert. Die einberufenen Soldaten aus Vengerberg schlugen sich wie die Teufel, standen den Söldnern in nichts nach. Keiner wollte den Scioa’tael lebendig in die Hände fallen. Lieber starben sie im Kampfe. Und sie starben, von Pfeilen durchbohrt, sie starben von Lanzenstößen und von Schwerthieben. Blaise starb im Liegen, von zwei Elfen mit Stiletten erstochen, die von der Barrikade auf ihn herabgesprungen waren. Keiner dieser beiden Elfen stand wieder auf. Auch Blaise hatte ein Stilett.

Die Scioa’tael gönnten ihnen keine Ruhepause. Ein zweites Kommando stürzte sich auf sie. Villis, zum dritten Mal von einer Lanze getroffen, fiel.

»Rayla!«, rief er undeutlich. »Du hast’s versprochen!«

Die Söldnerin, die gerade den nächsten Elf erledigt hatte, wandte sich rasch um. »Mach’s gut, Villis.« Sie setzte dem Liegenden die Schwertspitze dicht unter den Brustkasten und stieß kräftig zu. »Bis bald in der Hölle!«

Einen Augenblick später war sie allein. Die Scioa’tael umringten sie von allen Seiten. Die Kriegerin, von Kopf bis Fuß blutbeschmiert, hob das Schwert, wirbelte herum, ließ den schwarzen Zopf sausen. Sie stand inmitten von Leichen, schrecklich, verzerrt wie ein Dämon. Die Elfen wichen zurück.

»Kommt!«, schrie sie wild. »Worauf wartet ihr? Mich kriegt ihr nicht lebendig! Ich bin die Schwarze Rayla!«

»Gláedyvv vort, beanna«, sagte ruhig ein hellhaariger Elf mit dem Gesicht eines Cherubs und den großen kornblumenblauen Augen eines Kindes. Er kam hinter den Scioa’tael hervor, die sie umringten und noch immer zögerten. Sein schneeweißes Pferd schnaubte, bewegte kräftig den Kopf auf und ab, scharrte energisch mit einem Huf im blutgetränkten Sand der Landstraße.

»Gláedyvv vort, beanna«, wiederholte der Reiter. »Wirf das Schwert weg, Weib.«

Die Söldnerin lächelte makaber, fuhr sich mit der Ärmelmanschette übers Gesicht, verschmierte den Schweiß, der mit Staub und Blut vermengt war.

»Mein Schwert hat zu viel gekostet, als dass ich es wegwerfen würde, Elf!«, rief sie. »Um es zu nehmen, wirst du mir die Finger brechen müssen! Ich bin die Schwarze Rayla! Nun kommt schon!«

Sie brauchte nicht lange zu warten.

»Niemand ist Aedirn zu Hilfe gekommen?«, fragte der Hexer nach längerem Schweigen.

»Es gab doch wohl Bündnisse. Vereinbarungen über gegenseitige Hilfe ... Verträge ...«

Rittersporn räusperte sich. »Redanien ist nach Wisimirs Tod im Chaos versunken. Weißt du, dass König Wisimir ermordet worden ist?«

»Ja.«

»Die Regierungsgeschäfte hat Königin Hedwig übernommen, aber im Lande herrscht Kopflosigkeit. Und Terror. Jagd auf Scioa’tael und Nilfgaarder Spione. Dijkstra wütet im ganzen Land, die Schafotte schwimmen im Blute. Dijkstra kann immer noch nicht wieder gehen. Sie tragen ihn in einer Sänfte.«

»Das kann ich mir denken. Hat er dich verfolgt?«

»Nein. Er hätte es gekonnt, hat es aber nicht getan. Ach, unwichtig. Jedenfalls war das im Chaos versunkene Redanien außerstande, eine Armee aufzustellen, die Aedirn hätte zu Hilfe kommen können.«

»Und Temerien? Warum hat König Foltest von Temerien Demawend nicht unterstützt?«

»Sobald die Aggression in Dol Angra begann«, sagte Rittersporn leise, »schickte Emhyr var Emreis eine Gesandtschaft nach Wyzima ...«

»Zum Teufel«, zischte Bronibor, während er auf die geschlossene Tür schaute. »Worüber debattieren sie so lange? Warum hat sich Foltest überhaupt zu Verhandlungen herabgelassen, warum hat er diesem Nilfgaarder Hund eine Audienz gewährt? Man hätte ihm den Kopf abschlagen und dem Kaiser Emhyr schicken müssen! Auf einer Stange!«

»Bei den Göttern, Heergraf!« Der Priester Willemer verschluckte sich. »Das ist doch ein Gesandter! Die Person eines Gesandten ist heilig und unantastbar! Es schickt sich nicht ...«

»Es schickt sich nicht? Ich sag Euch, was sich nicht schickt! Es gehört sich nicht, tatenlos zuzusehen, wie der Angreifer ein Land verwüstet, mit dem wir verbündet sind! Lyrien ist gefallen, und Aedirn fällt! Demawend kann Nilfgaard nicht allein aufhalten! Wir müssen auf der Stelle ein Expeditionskorps nach Aedirn schicken, Demawend durch einen Schlag gegen das linke Ufer der Jaruga entlasten! Dort ist wenig Militär, die meisten Fähnlein sind nach Dol Angra geworfen worden! Und wir halten hier Rat ab! Statt zu kämpfen, reden wir! Und beherbergen noch dazu einen Nilfgaarder Gesandten!«

»Schweigt, Heergraf.« Fürst Hereward von Ellander musterte den alten Haudegen mit kaltem Blick. »Das ist Politik. Man muss ein wenig weiter schauen können als bis zum Ende des Pferdekopfes und der Lanze. Man muss einen Gesandten anhören. Kaiser Emhyr hat ihn nicht ohne Grund zu uns geschickt.«

»Natürlich nicht ohne Grund«, knurrte Bronibor. »Emhyr ist gerade damit beschäftigt, Aedirn zu zerschlagen, und er weiß, wenn wir gegen ihn antreten und mit uns Redanien und Kaedwen, dann schlagen wir ihn, werfen ihn hinter Dol Angra zurück, nach Ebbing. Er weiß, dass wir, wenn wir gegen Cintra losschlagen, ihn in den weichen Unterleib treffen, ihn zu einem Zweifrontenkrieg zwingen! Davor hat er Angst! Also versucht er uns einzuschüchtern, damit wir nicht intervenieren. Mit dieser Aufgabe und keiner anderen ist der Nilfgaarder Gesandte gekommen!«

»Also muss man den Gesandten anhören«, wiederholte der Priester. »Und eine Entscheidung fällen, die den Interessen unseres Königreichs entspricht. Demawend hat Nilfgaard unvernünftig provoziert und trägt jetzt die Konsequenzen. Mich aber drängt es überhaupt nicht, für Vengerberg zu sterben. Was in Aedirn geschieht, ist nicht unsere Sache.«

»Nicht unsere? Was, bei tausend Teufeln, faselt Ihr da? Dass die Nilfgaarder in Aedirn und Lyrien sind, am rechten Ufer der Jaruga, dass uns von ihnen nur noch Mahakam trennt, soll nicht unsere Sache sein? Man muss ohne ein Fünkchen Verstand sein ...«

»Genug von diesem Streit«, warnte ihn Willemer. »Kein Wort mehr. Der König kommt.«

Die Tür des Saales ging auf. Die Mitglieder des königlichen Rates erhoben sich, schurrten mit den Sesseln. Viele Sessel waren leer. Der Heermeister der Krone und der größte Teil der Befehlshaber waren bei ihren Einheiten, im Pontartal, in Mahakam und an der Jaruga. Leer waren auch die Sessel, die für gewöhnlich von den Zauberern eingenommen wurden. Die Zauberer ... Ja, dachte Willemer, die Plätze, die die Zauberer hier innehatten, im königlichen Palast von Wyzima, werden lange leer bleiben. Wer weiß, ob nicht für immer.

König Foltest durchmaß raschen Schrittes den Saal, blieb beim Thron stehen, setzte sich aber nicht, beugte sich nur vor, die Fäuste auf den Tisch gestützt. Er war sehr blass.

»Vengerberg wird belagert«, sagte der König von Temerien leise, »und kann jeden Augenblick fallen. Nilfgaard drängt unaufhaltsam nach Norden. Die umzingelten Einheiten kämpfen noch, aber das ändert nichts mehr. Aedirn ist verloren. König Demawend ist nach Redanien geflohen. Das Schicksal von Königin Meve ist unbekannt.«

Der Rat schwieg.

»Unsere östliche Grenze, das heißt den unteren Ausgang des Pontartals, erreichen die Nilfgaarder in ein paar Tagen.« Foltest sprach noch immer sehr leise. »Hagge, die letzte Befestigung Aedirns, wird sich nicht lange halten, und Hagge ist schon unsere Ostgrenze. An unserer Südgrenze aber ... steht es sehr schlecht. König Ervyll von Verden hat dem Imperator Emhyr den Lehnseid geleistet. Er hat die Festungen und die Jarugamündung übergeben und geöffnet. In Nastrog, Rosrog und Bodrog, die unsere Flanke decken sollten, liegen schon Nilfgaarder Besatzungen.« Der Rat schwieg.

»Damit«, fuhr Foltest fort, »hat Ervyll den Königstitel behalten, doch sein Oberherr ist Emhyr. Verden ist also formal noch ein Königreich, in der Praxis aber schon eine Provinz von Nilfgaard. Versteht ihr, was das bedeutet? Die Lage hat sich umgekehrt. Die Verdener Festungen und die Jarugamündung in der Hand Nilfgaards. Ich kann die Überquerung der Jaruga nicht in Angriff nehmen. Und ich kann die dort stehende Armee nicht schwächen, indem ich ein Korps bilde, das in Aedirn einmarschiert und die Truppen Demawends unterstützt. Ich kann das nicht tun. Auf mir lastet die Verantwortung für mein Land und für meine Untertanen.«

Der Rat schwieg.

»Kaiser Emhyr var Emreis, der Imperator von Nilfgaard«, sprach der König weiter, »hat mir einen Vorschlag unterbreitet ... für ein Abkommen. Ich habe diesen Vorschlag angenommen. Gleich werde ich euch darlegen, worin dieses Abkommen besteht. Und wenn ihr mich angehört habt, werdet ihr verstehen ... werdet ihr zugeben ... werdet sagen ...«

Der Rat schwieg.

»Ihr werdet sagen«, schloss Foltest, »dass ich euch den Frieden bringe.«

»Foltest hat also den Schwanz eingezogen«, murmelte der Hexer. »Hat sich mit Nilfgaard verständigt. Er hat Aedirn seinem Schicksal überlassen ...«

»Ja«, bestätigte der Dichter. »Er hat jedoch Truppen ins Pontartal geführt, die Festung Hagge eingenommen und bemannt. Und die Nilfgaarder sind weder über die Pässe Mahakams gezogen, noch haben sie die Jaruga in Sodden überquert, sie haben Brugge nicht angegriffen, das sie nach Ervylls Kapitulation und Lehnseid in der Zange haben. Das war zweifellos der Preis für die Neutralität Temeriens.«

»Ciri hatte recht«, flüsterte der Hexer.

»Neutralität ... Neutralität ist für gewöhnlich gemein.«

»Was?«

»Nichts. Und was ist mit Kaedwen, Rittersporn? Warum ist Henselt von Kaedwen Demawend und Meve nicht zu Hilfe gekommen? Sie hatten schließlich einen Pakt, ein Bündnis. Und sogar wenn Henselt nach dem Vorbild Foltests auf Unterschriften und Siegel pfeift und ein königliches Wort für nichts erachtet, so ist er doch wohl nicht dumm? Versteht er nicht, dass nach dem Fall Aedirns und dem Abkommen mit Temerien er an der Reihe ist, dass er als Nächster auf Nilfgaards Liste steht? Kaedwen muss Demawendauswohlverstandenem Eigeninteresse helfen. Es gibt auf der Welt keinen Glauben und keine Wahrheit mehr, aber wenigstens Vernunft existiert doch wohl noch? Was, Rittersporn? Gibt es noch Vernunft auf der Welt? Oder nur noch Hurensöhne und Verachtung?«

Rittersporn wandte den Kopf ab. Die grünen Laternen waren nah, umgaben sie in geschlossenem Kreis. Er hatte es bisher nicht bemerkt, doch jetzt verstand er. Alle Dryaden lauschten seiner Erzählung.

»Du schweigst«, sagte Geralt. »Und das heißt, dass Ciri recht hatte. Dass Codringher recht hatte. Alle hatten recht. Nur ich, der naive, anachronistische und dumme Hexer, hatte nicht recht.«

Wachtmeister Digod, bekannt unter dem Spitznamen Zweimaß, schlug die Zeltplane zurück, kam herein, schwer keuchend und böse knurrend. Die Berittführer sprangen auf, nahmen militärische Haltungen und Mienen an. Zyvik warf geschickt einen Pelz über das zwischen den Schemeln stehende Schnapsfässchen, ehe sich die Augen des Wachtmeisters an das Halbdunkel gewöhnen konnten. Nicht, dass Digod ein besonders eifriger Gegner des Trinkens im Dienst und im Lager gewesen wäre, aber das Fässchen hätte Schaden nehmen können. Der Spitzname des Wachtmeisters kam nicht von ungefähr – es ging die Rede, dass er unter günstigen Umständen wacker und in beachtlichem Tempo zwei Maß Selbstgebrannten niedermachen konnte. Den üblichen Soldatenbecher vom Inhalt einer Quart leerte der Wachtmeister wie eine Halbquart, in einem Zuge, und machte sich dabei selten die Ohren nass.

»Und, was ist, Herr Wachtmeister?«, erkundigte sich Bode, der Berittführer der Schützen. »Was haben die hohen Herren Befehlshaber ausgeklügelt? Was für Befehle? Überschreiten wir die Grenze? Sagt doch!«

»Gleich«, stöhnte Zweimaß. »Eine Hitze ist das, zum Auswachsen ... Gleich werd ich euch alles verklickern. Aber erst mal gebt mir was zu trinken, weil mir ist die Kehle furztrocken. Und sagt bloß nicht, dass ihr nichts habt, weil aus dem Zelt riecht’s ’ne Meile weit nach Schnaps. Und ich weiß, woher. Da, unter dem Pelz hervor.«

Zyvik murmelte Flüche, während er das Fässchen hervorholte. Die Berittführer traten eng zusammen, Schälchen und Zinnbecher klirrten.

»Aaach.« Der Wachtmeister strich sich über den Schnurrbart und die Augen. »Uuuch, das ist vielleicht ein Schweinszeug. Gieß noch mal ein, Zyvik.«

»Also, redet schon«, drängte Bode. »Was für Befehle? Gehen wir gegen die Nilfgaarder, oder hängen wir weiter an der Grenze rum und schaukeln uns die Eier?«

»Juckt’s euch, in die Schlacht zu kommen?« Zweimaß krächzte anhaltend, spuckte aus, setzte sich schwer auf einen Sattel. »Habt ihr’s so eilig, über die Grenze zu kommen, nach Aedirn? Könnt’s nicht abwarten, was? Was für eifrige Welpen, wirklich, die Zähne blitzen nur so.«

»Wie denn auch«, sagte der kleine Stahler kalt und trat von einem Bein aufs andere. Beide waren wie bei einem alten Kavalleristen krumm wie Säbel. »Wie denn auch, Herr Wachtmeister. Seit fünf Nächten schlafen wir in den Stiefeln, in Alarmbereitschaft. Da wollen wir halt wissen, was werden soll. Entweder Kampf oder zurück ins Fort.«

»Wir gehen über die Grenze«, teilte Zweimaß knapp mit. »Morgen bei Tagesanbruch. Fünf Fähnlein, das Graue voran. Und jetzt aufgemerkt, denn jetzt sag ich, was uns, den Wachtmeistern und Rittmeistern, der Heergraf und hochedle Herr Markgraf Mansfeld von Ard Carraigh befohlen hat, wo geradewegs vom König gekommen ist. Spitzt die Ohren, weil zweimal sag ich’s nicht. Und das sind nämlich ungewöhnliche Befehle.«

Im Zelt wurde es still.

»Die Nilfgaarder sind durch Dol Angra gekommen«, sagte der Wachtmeister. »Sie haben Lyrien plattgemacht, sind in vier Tagen nach Aldersberg vorgedrungen und haben dort in einer Entscheidungsschlacht Demawends Armee zerschmettert. Aus der Bewegung heraus, nach gerade mal sechs Tagen Belagerung, haben sie durch Verrat Vengerberg genommen. Jetzt rücken sie zügig nach Norden vor, treiben die Truppen von Aedirn ins Pontartal und nach Dol Blathanna. Sie kommen auf uns zu, nach Kaedwen. Daher lautet der Befehl für das Graue Fähnlein: die Grenze überschreiten und im Eilmarsch nach Süden gehen, direkt ins Blumental. In drei Tagen müssen wir am Flüsschen Dyfne stehen. Ich wiederhole, in drei Tagen, also werden wir traben. Keinen Schritt über die Dyfne. Ich sag’s noch mal: keinen Schritt. Dort werden am anderen Ufer jeden Moment die Nilfgaarder auftauchen. Mit denen, jetzt hingehört und aufgemerkt, keine Kampfhandlungen aufnehmen. Auf gar keinen Fall, ist das klar? Sogar wenn sie irgendwo versuchen, den Fluss zu überschreiten, dann lassen wir uns nur sehen, zeigen die Feldzeichen, damit sie wissen, dass wir das sind, die Armee von Kaedwen.«

Im Zelt wurde es noch stiller, obwohl man meinen sollte, stiller könne es gar nicht sein.

»Wie das?«, platzte schließlich Bode heraus.

»Die Nilfgaarder nicht schlagen? Ziehen wir in den Krieg oder nicht? Was ist denn nun, Herr Wachtmeister?«

»So lautet der Befehl. Wir ziehen nicht in den Krieg, sondern ...« Zweimaß rieb sich den Hals. »Sondern zur brüderlichen Hilfe. Wir überschreiten die Grenze, um den Menschen von Ober-Aedirn Schutz zu gewähren ... Nichts da, was rede ich denn ... Nicht von Aedirn, sondern den Menschen der Niedermark. So hat es der hochedle Markgraf Mansfeld gesagt. So und so, hat er gesagt, Demawend hat eine vernichtende Niederlage erlitten, hat die Hufe hochgerissen und liegt der Länge lang da, weil er schlecht regiert hat und die Politik ihm am Arsch vorbeiging. Unser König hat Demawend eine Menge Geld geliehen, um ihn zu unterstützen, das darf nicht umkommen, jetzt ist es an der Zeit, sich das Geld mit Zinsen zurückzuholen. Wir dürfen auch nicht zulassen, dass unsere Landsleute und Brüder aus der Niedermark von Nilfgaard unterjocht werden. Wir müssen sie, nun ja, befreien. Denn das ist von alters her unser Land, die Niedermark, diese Landstriche haben einmal zur Krone von Kaedwen gehört, und jetzt kehren sie unter diese Krone zurück. Bis zum Flüsschen Dyfne. So hat es unser gnädiger König Henselt mit Emhyr von Nilfgaard vereinbart. Aber Vereinbarung hin, Vereinbarung her, das Graue Fähnlein muss an der Dyfne stehen. Habt ihr verstanden?«

Niemand antwortete.

Zweimaß verzog das Gesicht, winkte ab.

»Einen Scheiß habt ihr verstanden, wie ich sehe. Aber macht euch nichts draus, ich auch nicht viel. Zum Verstehen sind der gnädige Herr König da, die Barone, Heergrafen und die Herren Adligen. Wir aber sind das Heer! Wir haben Befehle zu befolgen: In drei Tagen zum Flüsschen Dyfne marschieren, dort anhalten und wie eine Mauer stehen. Weiter nichts. Schenk ein, Zyvik.«

»Herr Wachtmeister ...«, druckste Zyvik.

»Und was ... was, wenn die Armee von Aedirn Widerstand leistet? Die Straße sperrt? Schließlich gehen wir ja in Waffen durch ihr Land. Was dann?«

»Und wenn unsere Landsleute und Brüder«, fiel Stahler giftig ein, »die, wo wir befreien sollen ... Wenn die nun anfangen, mit Pfeilen zu schießen und Steine zu schmeißen? Hm?«

»Wir haben in drei Tagen an der Dyfne zu stehen«, sagte Zweimaß mit Nachdruck.

»Nicht später. Wenn jemand unseren Vormarsch verzögern oder verhindern will, kann das nur ein Feind sein. Und ein Feind muss mit dem Schwert zerhauen werden. Aber aufgepasst und Obacht! Jetzt kommt ein Befehl! Keine Dörfer und Bauernhütten abbrennen, den Leuten keine Habe wegnehmen, nicht plündern, keine Weiber vergewaltigen! Schreibt euch und den Soldaten hinter die Ohren: Wer gegen diesen Befehl verstößt, kriegt ’nen Strick um den Hals. Der Heergraf hat gut ein Dutzend Mal wiederholt: Wir kommen nicht, verdammt noch mal, als Eroberer, sondern mit brüderlicher Hilfe! Was gibt’s da die Zähne zu blecken, Stahler? Das ist ein Befehl, zum Kuckuck! Und jetzt marsch-marsch zu euren Beritten, bringt mir alles auf die Beine, Pferde und Rüstungen müssen glänzen wie der Vollmond! Am späten Nachmittag nehmen alle Fähnlein Aufstellung zur Musterung, der Heergraf selbst wird zusammen mit den Rittmeistern mustern. Wenn ich mich wegen eines Beritts blamiere, wird mir der Berittführer dran denken, o ja, das wird er! Ausführung!«

Zyvik ging als Letzter aus dem Zelt. Mit wegen der Sonne zusammengekniffenen Augen sah er sich die im Lager losgebrochene Hektik an. Die Berittführer eilten zu den Einheiten, die Wachtmeister liefen hin und her und fluchten, die Adligen, die Kornetts und Pagen standen allen im Weg. Die Panzerreiter von Ban Ard ritten übers Feld und wirbelten Staubwolken auf. Die Hitze war schrecklich.

Zyvik beschleunigte den Schritt. Er ging an den vier am Vortage eingetroffenen Skalden aus Ard Carraigh vorbei, die im Schatten saßen, den das reich geschmückte Zelt des Markgrafen warf. Die Skalden dichteten gerade eine Ballade über die siegreiche Militäroperation, über das Genie des Königs, die Umsicht der Heerführer und die Tapferkeit des einfachen Soldaten. Wie üblich taten sie es vor der Operation, um keine Zeit zu verlieren.

»Es grüßten uns unsere Brüder, reichten uns Brohot und Salz ...«, begann einer der Skalden versuchsweise zu singen. »Begrüßten ihre Erlöser, Befreier, grüßten mit Brohot und Salz ... He, Hrafnir, reich doch mal ’nen originellen Reim auf ›Salz‹ her!«

Ein anderer Skalde reichte einen Reim her. Zyvik hörte nicht, welchen.

Der inmitten von Weiden an einem Teich lagernde Beritt sprang bei seinem Anblick auf.

»Fertigmachen!«, brüllte Zyvik und blieb weit entfernt genug stehen, dass sein Atem die Moral der Untergebenen nicht beeinflusste.

»Ehe die Sonne vier Fingerbreit höher steigt, alle fertig zur Musterung! Alles soll blitzen ganz wie die Sonne selber, Waffen, Rüstung, Geschirr, Pferde! Es gibt eine Musterung. Wenn ich mich wegen einem von euch vor dem Wachtmeister blamiere, reiße ich demjenigen den Arsch auf! Dalli!«

»Wir gehen in den Kampf«, erriet der Reiter Kraska, während er sich rasch das Hemd in die Hose stopfte. »Wir gehen in den Kampf, Herr Berittführer?«

»Was dachtest du denn? Zum Tanz beim Erntedank? Wir überschreiten die Grenze. Morgen früh bricht das ganze Graue Fähnlein auf. Der Wachtmeister hat nicht gesagt, in welcher Marschordnung, aber unser Beritt wird ja wie üblich vorn sein. Also macht hin, ihr Lahmärsche. Aber halt, kehrt! Ich sag’s gleich, weil hernach bestimmt keine Zeit mehr ist. Das wird kein gewöhnlicher Krieg, Jungs. Die hohen Herren haben sich so ’nen neumodischen Quatsch ausgedacht. ’ne Befreiung oder so was. Wir gehen nicht den Feind schlagen, sondern in unsere, na ja, angestammten Gebiete zur, wie heißt’s doch gleich, brüderlichen Hilfe. Also Obacht, was ich sage: Die Leutchen von Aedirn werden nicht angerührt, es wird nicht geplündert ...«

»Wieso denn das?« Kraska riss das Maul auf.

»Wieso denn nicht plündern? Und womit sollen wir die Pferde füttern, Herr Berittführer?«

»Pferdefutter wird geplündert, weiter nichts. Aber die Leute werden nicht erschlagen, die Hütten nicht angezündet, die Felder nicht verwüstet ... Mach’s Maul zu, Kraska! Wir sind doch kein Sauhaufen, wir sind die Armee, verdammich! Ihr befolgt die Befehle, sonst gibt’s den Strick! Ich hab gesagt, nicht morden, nicht brennen, keine Weiber ...«

Zyvik stockte, überlegte.

»Weiber«, schloss er nach einer Weile, »ganz im Stillen vergewaltigen und so, dass es keiner sieht.«

»Auf der Brücke über den Fluss Dyfne«, endete Rittersporn, »haben sie sich die Hände gereicht. Markgraf Mansfeld von Ard Carraigh undMennoCoehoorn,der Oberkommandierende der Nilfgaarder Truppen aus Dol Angra. Sie haben sich die Hände über dem blutenden, niederbrennenden Königreich Aedirn gereicht, die Aufteilung der Beute unter Banditen besiegelt. Die widerwärtigste Geste, die die Geschichte je gekannt hat.«

Geralt schwieg.

»Wenn wir schon bei Widerwärtigkeiten sind«, sagte er nach einem Moment unerwartet ruhig, »wie steht es mit den Zauberern, Rittersporn? Ich meine die vom Kapitel und vom Rat.«

»Bei Demawend ist keiner geblieben«, setzte der Dichter nach einer Weile an. »Und Foltest hat alle, die ihm dienten, aus Temerien vertrieben. Philippa ist in Dreiberg, sie hilft Königin Hedwig, das Chaos unter Kontrolle zu bekommen, das noch immer in Redanien herrscht. Bei ihr sind Triss und noch drei, die Namen habe ich vergessen. Ein paar sind in Kaedwen. Viele sind nach Kovir und Hengfors geflohen. Sie haben die Neutralität gewählt, denn Esterad Thyssen und Niedamir, wie du weißt, waren und sind neutral.«

»Ich weiß. Und Vilgefortz? Und die, die zu ihm hielten?«

»Vilgefortz ist verschwunden. Man hat erwartet, dass er im eroberten Aedirn wieder auftauchen würde, als Statthalter Emhyrs ... Aber er ist spurlos verschwunden. Mitsamt allen seinen Komplizen. Ausgenommen ...«

»Red, Rittersporn.«

»Ausgenommen eine Zauberin, die Königin geworden ist.«

Filavandrel aén Fidháil erwartete schweigend die Antwort. Auch die Königin schwieg, den Blick zum Fenster gerichtet. Das Fenster ging auf die Gärten hinaus, die noch vor kurzem Stolz und Ruhm des früheren Herrn von Dol Blathanna gewesen waren, des Statthalters des Tyrannen von Vengerberg. Auf der Flucht vor den Freien Elfen, die in der Vorhut der Truppen Kaiser Emhyrs heranzogen, hatte es der Statthalter, ein Mensch, geschafft, die meisten Wertgegenstände aus dem uralten Elfenpalast mitzunehmen, sogar einen Teil der Möbel.

Doch die Gärten hatte er nicht mitnehmen können. Er hatte sie vernichtet.

»Nein, Filavandrel«, sagte die Königin schließlich. »Dafür ist es noch zu früh, viel zu früh. Lass uns nicht an die Erweiterung unserer Grenzen denken, denn vorerst kennen wir noch nicht einmal ihren genauen Verlauf. Henselt von Kaedwen denkt überhaupt nicht daran, sich an den Vertrag zu halten und sich von der Dyfne zurückzuziehen. Die Spione melden, dass er den Gedanken an einen Angriff keineswegs aufgegeben hat. Er kann jederzeit gegen uns losschlagen.«

»Also haben wir nichts erreicht.«

Die Königin streckte langsam die Hand aus. Der Apollofalter, der durchs Fenster hereingeflogen war, setzte sich auf ihre Spitzenmanschette, klappte die an den Spitzen gezackten Flügelchen auf und zu.

»Wir haben mehr erreicht«, sagte die Königin – leise, um den Schmetterling nicht zu verscheuchen –, »als wir erwarten durften. Nach hundert Jahren haben wir endlich unser Blumental gefunden ...«

»Ich würde es nicht so nennen.« Filavandrel lächelte traurig. »Jetzt, nachdem die Truppen durchgezogen sind, ist es eher ein Aschetal.«

»Wir haben wieder unser eigenes Land«, beendete die Königin ihren Satz, während sie den Schmetterling betrachtete. »Wir sind wieder ein Volk, keine Vertriebenen. Und Asche ist guter Dünger. Im Frühling wird das Tal von neuem erblühen.«

»Das ist zu wenig, Aster. Immer noch zu wenig. Wir haben zurückgesteckt. Noch vor kurzem haben wir uns gerühmt, dass wir die Menschen ins Meer werfen werden, aus dem sie gekommen sind. Und jetzt haben wir unsere Grenzen und Ambitionen auf Dol Blathanna beschränkt ...«

»Emhyr Deithwen hat uns Dol Blathanna zum Geschenk gemacht. Was erwartest du von mir, Filavandrel? Soll ich mehr verlangen? Vergiss nicht, dass man sogar beim Empfang von Geschenken Maß halten muss. Insbesondere, wenn es sich um Gaben von Emhyr handelt, denn Emhyr gibt nichts umsonst. Das Land, das er uns geschenkt hat, müssen wir halten. Und die Kräfte, über die wir verfügen, reichen gerade, um Dol Blathanna zu halten.«

»Lass uns die Kommandos aus Temerien, Redanien und Kaedwen abziehen«, schlug der weißhaarige Elf vor. »Lass uns alle gegen die Menschen kämpfenden Scioa’tael abziehen. Du bist jetzt Königin, Enid, sie werden deinem Befehl folgen. Jetzt, da wir schon unser eigenes Fleckchen Erde besitzen, hat ihr Kampf keinen Sinn mehr. Ihre Pflicht ist es jetzt, hierher zurückzukehren und das Blumental zu verteidigen. Sie sollen als freies Volk bei der Verteidigung ihrer eigenen Grenzen kämpfen. Doch jetzt kommen sie als Räuber in den Wäldern um!«

Die Elfe senkte den Kopf. »Emhyr wird dem nicht zustimmen«, flüsterte sie. »Die Kommandos müssen weiterkämpfen.«

»Warum? Zu welchem Zweck?« Filavandrel aén Fidháil richtete sich mit einem Ruck auf.

»Ich werde dir noch mehr sagen. Wir dürfen sie nicht stärken oder ihnen sonstwie helfen. Das war Foltests und Henselts Bedingung. Temerien und Kaedwen werden unsere Herrschaft über Dol Blathanna respektieren, aber nur, wenn wir den Kampf der Eichhörnchen offiziell verurteilen und uns von ihnen distanzieren.«

»Diese Kinder sterben, Aster. Sie sterben Tag für Tag in einem ungleichen Kampf. Nach geheimen Absprachen mit Emhyr stürzen sich die Menschen auf die Kommandos und vernichten sie. Das sind unsere Kinder, unsere Zukunft! Unser Blut! Und du teilst mir mit, dass wir uns von ihnen lossagen sollen? Que’ss aen me dicette, Enid? Vorsaeke’llan? Aen vaine?«

Der Schmetterling flog auf, schlug mit den Flügelchen, flog zum Fenster hin, taumelte, von Strömungen heißer Luft mitgerissen. Francesca Findabair, genannt Enid an Gleanna, vormals Zauberin, gegenwärtig Königin der Aen Seidhe, der Freien Elfen, hob den Kopf. In ihren schönen blauen Augen glänzten Tränen.

»Die Kommandos«, wiederholte sie tonlos,

»müssen den Kampf fortführen. Sie müssen in den Königreichen der Menschen Verwirrung säen und Kriegsvorbereitungen erschweren. So lautet der Befehl Emhyrs, und ich kann mich Emhyr nicht widersetzen. Verzeih mir, Filavandrel.«

Filavandrel aén Fidháil schaute sie an, verbeugte sich tief. »Ich verzeihe dir, Enid. Aber ich weiß nicht, ob sie verzeihen werden.«

»Kein einziger Zauberer hat die Sache überdacht? Sogar als Nilfgaard in Aedirn mordete und brannte, hat keiner von ihnen Vilgefortz verlassen und sich Philippa angeschlossen?«

»Keiner.«

Geralt schwieg lange. »Ich glaube es nicht«, sagte er schließlich sehr leise. »Ich glaube nicht, dass keiner sich von Vilgefortz getrennt hat, als die wahren Ursachen und Folgen seines Verrats zutage traten. Ich bin, wie schon alle Welt weiß, ein naiver, unvernünftiger und anachronistischer Hexer. Aber ich glaube immer noch nicht, dass sich in keinem Zauberer das Gewissen geregt hat.«

Tissaia de Vries setzte ihre ausgefeilte, elegante Unterschrift unter den letzten Satz des Briefes. Nach langem Überlegen fügte sie daneben noch das Bildzeichen hinzu, das ihren wahren Namen bedeutete. Den Namen, den niemand kannte. Den Namen, den sie schon sehr lange nicht mehr benutzt hatte. Seit sie Zauberin geworden war.

Lerche.

Sie legte die Feder hin. Sehr sorgfältig, ordentlich, genau quer über das beschriebene Blatt Pergament. Lange saß sie reglos da und schaute auf den roten Ball der untergehenden Sonne. Dann stand sie auf. Sie trat ans Fenster. Eine Zeitlang blickte sie über die Dächer der Häuser hinweg. Der Häuser, in denen gerade gewöhnliche Menschen zu Bett gingen, müde von ihrem gewöhnlichen Menschenleben und ihrer gewöhnlichen Arbeit, voller gewöhnlicher menschlicher Sorge um das Schicksal, um den morgigen Tag. Die Zauberin richtete den Blick zu dem Brief, der auf dem Tisch lag. Ein Brief, adressiert an die gewöhnlichen Menschen. Dass die meisten gewöhnlichen Menschen nicht lesen konnten, hatte keine Bedeutung.

Sie stellte sich vor den Spiegel. Ordnete die Haare. Zog das Kleid zurecht. Schnippte von dem Puffärmel ein nicht vorhandenes Staubkörnchen. Rückte im Dekolleté das Spinell-Halsband zurecht.

Die Leuchter unter dem Spiegel standen ungleichmäßig. Die Dienerin musste sie beim Saubermachen verrückt haben. Die Dienerin. Eine gewöhnliche Frau. Ein gewöhnlicher Mensch, die Augen voller Furcht vor dem Kommenden. Ein gewöhnlicher Mensch, verloren in Zeiten der Verachtung. Ein gewöhnlicher Mensch, der Hoffnung und Gewissheit bei ihr suchte, der Zauberin ...

Ein gewöhnlicher Mensch, dessen Vertrauen sie enttäuscht hatte.

Von der Straße drang das Geräusch von Schritten heran, der harte Tritt schwerer Soldatenstiefel. Tissaia de Vries zuckte nicht einmal, wandte den Blick nicht zum Fenster. Es war ihr gleichgültig, wessen Schritte das waren. Königliche Soldaten? Der Profos mit dem Befehl zur Verhaftung der Verräterin? Gedungene Mörder? Von Vilgefortz gesandte Häscher? Es kümmerte sie nicht.

Die Schritte verhallten in der Ferne.

Die Leuchter unter dem Spiegel standen ungleichmäßig. Die Zauberin richtete sie aus, korrigierte die Lage der Serviette, so dass deren Ecke genau in der Mitte lag, symmetrisch zu den quadratischen Füßen der Leuchter. Sie streifte die goldenen Armbänder ab und legte sie schön gleichmäßig auf die glattgestrichene Serviette. Sie betrachtete sie kritisch, fand aber nicht den geringsten Fehler. Alles lag gleichmäßig, ordentlich. So, wie es zu liegen hatte.

Sie öffnete eine Schublade der kleinen Kommode, nahm ein kurzes Messer mit beinernem Handgriff heraus.

Ihr Gesicht war stolz und reglos. Tot.

Im Hause war es still. So still, dass zu hören war, wie ein Blütenblatt einer welkenden Tulpe auf die Tischplatte fiel.

Die Sonne, rot wie Blut, senkte sich langsam hinter die Dächer.

Tissaia de Vries setzte sich in den Sessel am Tisch, blies die Kerzen aus, rückte noch einmal die quer über dem Brief liegende Feder zurecht und schnitt sich an beiden Handgelenken die Pulsadern auf.

Die Ermüdung durch die ganztägige Reise und die vielen Eindrücke machte sich bemerkbar. Rittersporn erwachte und merkte, dass er wahrscheinlich im Laufe der Erzählung eingeschlafen war, mitten im Satz zu schnarchen begonnen hatte. Er regte sich und wäre beinahe von dem Haufen Zweige heruntergerutscht – Geralt lag nicht neben ihm, so dass das Gewicht auf der Lagerstatt ungleichmäßig verteilt war.

»Wo ...« Er räusperte sich, setzte sich auf.

»Wo war ich stehengeblieben? Aha, bei den Zauberern ... Geralt? Wo bist du?«

»Hier«, sagte der Hexer, der in der Dunkelheit kaum zu sehen war. »Fahr bitte fort. Du wolltest mir gerade etwas über Yennefer sagen.«

»Pass auf.« Der Dichter wusste genau, dass er nicht die geringste Lust hatte, die genannte Person auch nur zu erwähnen. »Ich weiß wirklich nichts ...«

»Lüg nicht, ich kenne dich.«

»Wenn du mich so gut kennst«, erwiderte der Troubadour gereizt, »warum zum Teufel verlangst du dann, dass ich rede? Wenn du mich aus dem Effeff kennst, musst du wissen, warum ich mich ausschweige, warum ich die Gerüchte nicht wiederhole, die ich gehört habe! Du musst dir auch denken können, was das für Gerüchte sind und warum ich sie dir ersparen will.«

»Que suecc’s?« Eine der neben ihnen schlafenden Dryaden schreckte von Rittersporns erhobener Stimme auf.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte der Hexer leise. »Dich auch.«

Die grünen Laternen des Brokilon waren schon erloschen, nur ein paar glommen noch schwach.

»Geralt«, brach Rittersporn schließlich das Schweigen. »Du hast immer behauptet, dass du abseits stehst, dass dir alles egal ist ... Sie kann es geglaubt haben. Sie hat es geglaubt, als sie zusammen mit Vilgefortz dieses Spiel begann ...«

»Genug«, sagte Geralt. »Kein Wort mehr.

Wenn ich das Wort ›Spiel‹ höre, habe ich Lust, jemanden totzuschlagen. Ach, gib das Rasiermesser her. Ich will mich endlich rasieren.«

»Jetzt? Es ist noch dunkel ...«

»Für mich ist es niemals dunkel. Ich bin ein Wundertier.«

Als der Hexer ihm den Beutel mit den Toilettengerätschaften aus der Hand riss und zum Fluss ging, stellte Rittersporn fest, dass seine Schläfrigkeit restlos verflogen war. Am heller werdenden Himmel deutete sich schon eine Spur des Morgengrauens an. Er stand auf, ging in den Wald, umging sorgfältig die schlafenden,aneinandergeschmiegten Dryaden.

»Hast du zu denen gehört, die ihren Anteil daran haben?«

Er wandte sich heftig um. Die an eine Föhre gelehnte Dryade hatte Haar von silberner Farbe, das war sogar im Halbdunkel der Dämmerung zu sehen.

»Ein ganz und gar widerwärtiger Anblick«, sagte sie und verschränkte die Arme vor der Brust. »Jemand, der alles verloren hat. Weißt du, Sänger, das ist merkwürdig. Seinerzeit glaubte ich, man könne nicht alles verlieren, etwas würde einem immer bleiben. Immer. Sogar in Zeiten der Verachtung, in denen sich Naivität auf besonders grausame Weise zu rächen vermag, könne man nicht alles verlieren. Aber er ... Er hat ein paar Quart Blut verloren, die Fähigkeit, richtig zu gehen, teilweise die Gewalt über die linke Hand, das Hexerschwert, die geliebte Frau, die auf wunderbare Weise erworbene Tochter, den Glauben ... Na, dachte ich, aber etwas, etwas muss ihm doch geblieben sein? Ich habe mich geirrt. Er hat nichts mehr. Nicht einmal ein Rasiermesser.«

Rittersporn schwieg. Die Dryade bewegte sich nicht.

»Ich habe gefragt, ob du einen Anteil daran hast«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Aber die Frage war wohl überflüssig. Es ist offensichtlich, dass du einen Anteil daran hast. Es ist offensichtlich, dass du sein Freund bist. Aber wenn man Freunde hat und trotzdem alles verliert, dann trifft die Freunde offensichtlich eine Schuld. An dem, was sie getan haben, beziehungsweise an dem, was sie nicht getan haben. Daran, dass sie nicht wussten, was sie zu tun hatten.«

»Und was konnte ich tun?«, flüsterte er. »Was konnte ich bewirken?«

»Ich weiß nicht«, antwortete die Dryade.

»Ich habe ihm nicht alles gesagt ...«

»Das weiß ich.«

»Ich bin nicht schuld.«

»Du bist es.«

»Nein! Ich bin nicht ...«

Er fuhr hoch, und die Zweige des Lagers knackten. Geralt saß neben ihm und rieb sich das Gesicht. Er roch nach Seife.

»Du bist nicht?«, fragte er kalt. »Interessant, was du geträumt haben magst. Dass du ein Frosch bist? Beruhige dich. Du bist keiner. Dass du ein Dummkopf bist? Na, in dem Fall könnte es ein prophetischer Traum gewesen sein.«

Rittersporn schaute sich um. Sie waren auf der Lichtung völlig allein.

»Wo ist ... wo sind sie?«

»Am Waldrand. Steh auf, es ist Zeit für dich.«

»Geralt, vor einem Augenblick habe ich mit einer Dryade gesprochen. Sie sprach die Gemeinsprache akzentfrei und sagte mir ...«

»Keine aus dieser Abteilung spricht die Gemeinsprache akzentfrei. Du hast geträumt, Rittersporn. Das ist der Brokilon. Hier kann man alles Mögliche träumen.«

Am Waldrand erwartete sie eine einzelne Dryade. Rittersporn erkannte sie sofort – es war die mit den grünlichen Haaren, die ihnen in der Nacht das Licht gebracht hatte und ihn zum Weitersingen bewegen wollte. Die Dryade hob die Hand und hieß sie stehenbleiben. In der anderen Hand hielt sie einen Bogen mit einem Pfeil auf der Sehne. Der Hexer legte dem Troubadour die Hand auf die Schulter und drückte fest zu.

»Ist hier etwas im Gange?«, flüsterte Rittersporn.

»Klar. Sei still und rühr dich nicht.«

Der dichte Nebel, der im Tal des Bandwassers lag, dämpfte Stimmen und Geräusche, doch nicht so stark, dass Rittersporn nicht das Plätschern von Wasser und das Wiehern von Pferden gehört hätte. Es kamen Reiter durch den Fluss.

»Elfen«, erriet er. »Scioa’tael? Sie fliehen in den Brokilon, nicht wahr? Ein ganzes Kommando ...«

»Nein«, murmelte Geralt, den Blick in den Nebel gerichtet. Der Dichter wusste, dass Sehvermögen und Gehör des Hexers unglaublich schnell und empfindlich waren, vermochte aber nicht einzuschätzen, welchen Sinn Geralt gerade benutzte. »Das ist kein Kommando. Das sind die Überbleibsel eines Kommandos. Fünf oder sechs Berittene, drei Handpferde. Bleib hier, Rittersporn. Ich gehe dorthin.«

»Gar’ean«, sagte die grünhaarige Dryade warnend und hob den Bogen. »N’te va, Gwynbleidd! Ki’rin!«

»Thaess aep, Fauve«, erwiderte der Hexer unerwartet scharf. »M’aespar que va’en, ell’ea? Bitte, schieß doch. Wenn nicht, dann halt den Mund und versuch nicht, mir Angst zu machen, denn mir kann man mit nichts mehr Angst machen. Ich muss mit Milva Barring reden und werde es tun, ob es dir passt oder nicht. Bleib hier, Rittersporn.«

Die Dryade senkte den Kopf. Den Bogen auch.

Aus dem Dunst tauchten neun Pferde auf, und Rittersporn bemerkte, dass wirklich nur auf sechs davon Reiter saßen. Er sah die Silhouetten der Dryaden, die aus dem Dickicht traten und den Reitern entgegengingen. Er sah, dass drei Reiter Hilfe beim Absitzen brauchten und dass man sie stützen musste, damit sie zu den rettenden Bäumen des Brokilon gelangen konnten. Andere Dryaden huschten wie Geister durch den Windbruch und über die Böschung, verschwanden im Nebel über dem Bandwasser. Vom gegenüberliegenden Ufer her ertönte ein Schrei, das Wiehern von Pferden, das Plätschern von Wasser. Dem Dichter schien es auch, als höre er das Sausen von Pfeilen. Doch er war sich dessen nicht sicher.

»Sie haben sie verfolgt ...«, murmelte er.

Fauve drehte sich um, presste die Hand um den Bogengriff. »Sing du so ein Lied, táedh«, knurrte sie. »N’te sh’aent a’minne, nicht von Ettariel. Davon nicht, mein Lieber. Dazu ist nicht die Zeit. Jetzt ist die Zeit zu töten, ja. So ein Lied, ja!«

»Ich bin nicht schuld an dem, was geschieht ...«

Die Dryade schwieg einen Moment lang, den Blick abgewandt. »Ich auch nicht«, sagte sie und ging in den Wald hinein.

Der Hexer kam zurück, ehe eine Stunde vergangen war. Er führte zwei gesattelte Pferde – Pegasus und eine braune Stute. Die Schabracke der Stute trug Spuren von Blut.

»Das ist ein Pferd der Elfen, nicht wahr? Derjenigen, die den Fluss überschritten haben?«

»Ja«, antwortete Geralt. Sein Gesicht und seine Stimme waren verändert und fremd.

»Das ist eine Stute der Elfen. Momentan dient sie aber mir. Und wenn ich Gelegenheit finde, werde ich sie gegen ein Pferd eintauschen, das einen Verwundeten tragen kann und das, wenn der Verwundete herunterfällt, bei ihm bleibt. Dieser Stute hat man das ganz offensichtlich nicht beigebracht.«

»Wir reiten fort?«

»Du reitest fort.« Der Hexer warf dem Dichter Pegasus’ Zügel zu. »Mach’s gut, Rittersporn. Die Dryaden werden dich zwei Meilen stromauf begleiten, damit du der Soldateska aus Brugge nicht in die Hände fällst, die sicherlich noch auf dem anderen Ufer zu Gange ist.«

»Und du? Bleibst du hier?«

»Nein. Ich bleibe nicht.«

»Du hast etwas erfahren. Von den Eichhörnchen. Du hast etwas über Ciri erfahren, nicht wahr?«

»Mach’s gut, Rittersporn.«

»Geralt ... Hör mich an ...«

»Was soll ich mir anhören?«, schrie der Hexer und stockte plötzlich. »Ich kann sie doch ... Ich kann sie doch nicht ihrem Schicksal überlassen. Sie ist ganz allein ... Sie kann nicht allein sein, Rittersporn. Du wirst das nicht verstehen. Niemand versteht das, aber ich weiß es. Wenn sie einsam bleibt, wird aus ihr dasselbe, wie einstmals ... Das, was einst aus mir geworden ist ... Du wirst das nicht verstehen ...«

»Ich verstehe es. Und darum reite ich mit dir.«

»Du bist verrückt. Weißt du, wohin ich will?«

»Ich weiß es. Geralt, ich ... ich habe dir nicht alles gesagt. Ich bin ... Ich fühle mich schuldig. Ich habe nichts getan, habe nicht gewusst, was zu tun war ... Doch jetzt weiß ich es. Ich will mit dir reiten. Will dir Gesellschaft leisten. Ich habe dir nichts gesagt ... nichts von Ciri, von den Gerüchten, die im Umlauf sind. Ich habe Bekannte aus Kovir getroffen, und die ihrerseits haben die Gesandten erzählen hören, die aus Nilfgaard zurückgekehrt waren ... Ich kann mir denken, dass diese Gerüchte sogar zu den Eichhörnchen vorgedrungen sind. Dass du schon alles von diesen Elfen weißt, die übers Bandwasser gekommen sind. Aber erlaube ... dass ich ... dass ich es dir erzähle ...«

Der Hexer schwieg lange, senkte entwaffnet die Hände. »Steig in den Sattel«, sagte er schließlich mit veränderter Stimme. »Du kannst es mir unterwegs erzählen.«

An jenem Morgen war im Palast Loc Grim, der Sommerresidenz des Imperators, ungewöhnlich viel Bewegung. Umso ungewöhnlicher, als jede Art von Bewegung, Regung und Lebhaftigkeit den Gepflogenheiten des Nilfgaarder Adels zuwiderlief und es als Zeichen von Unreife galt, Unruhe oder Aufregung zu zeigen. Auf solches Verhalten reagierten die hohen Herren von Nilfgaard mit solcher Abscheu und Verachtung, dass sogar die unreife Jugend sich schämte, Lebhaftigkeit oder Aufregung an den Tag zu legen, obwohl von ihr kaum jemand angemessenes Verhalten erwartete.

An jenem Morgen gab es aber keine jungen Leute in Loc Grim. Junge Leute hatten in Loc Grim nichts zu suchen. Den riesigen Thronsaal füllten ernste und strenge Aristokraten, Ritter und Höflinge, allesamt in zeremonielles Hofschwarz gekleidet, das nur vom Weiß der Halskrausen und Manschetten belebt wurde. In Gesellschaft der Männer befanden sich wenige, aber ebenso ernste und strenge Damen, denen der Brauch erlaubte, das Schwarz der Kleidung mit ein wenig bescheidener Bijouterie aufzulockern. Alle taten würdevoll, ernst und streng. Doch sie waren ungeheuer aufgeregt.

»Man sagt, sie sei hässlich. Mager und hässlich.«

»Aber es scheint königliches Blut zu sein.«

»Aus einer illegitimen Verbindung?«

»Keineswegs. Aus einer rechtmäßigen.«

»Sie wird also den Thron besteigen?«

»Wenn der Imperator es so entscheidet ...«

»Potz Blitz, schaut nur Ardala aep Dahy und den Fürsten de Wette an ... Die ziehen vielleicht Gesichter ... Als hätten sie Essig getrunken ...«

»Still, Graf ... Du wunderst dich über ihre Mienen? Wenn die Gerüchte sich bewahrheiten, wird Emhyr den alten Geschlechtern eine Ohrfeige verpassen. Wird sie zur Räson bringen ...«

»Die Gerüchte werden sich nicht bestätigen. Der Imperator wird sich nicht mit diesem Findelkind verloben! Das kann er nicht machen ...«

»Emhyr kann alles. Achtet auf Eure Worte, Baron. Überlegt Euch, was Ihr sagt. Es haben schon andere behauptet, Emhyr könne dies oder jenes nicht. Sie sind auf dem Schafott geendet.«

»Es heißt, er habe schon das Dekret über ihre Bezüge unterzeichnet. Dreihundert Mark Leibrente, könnt Ihr Euch das vorstellen?«

»Und den Titel einer Prinzessin. Hat jemand von euch sie schon gesehen?«

»Sie ist sofort nach der Ankunft in die Obhut der Gräfin Liddertal übergeben und das Haus von der Garde umstellt worden.«

»Man hat sie der Gräfin anvertraut, damit die der Rotznase ein paar Vorstellungen von Manieren beibringt. Es heißt, diese eure Prinzessin benimmt sich wie eine Viehmagd ...«

»Was ist daran verwunderlich? Sie stammt aus dem Norden, aus dem barbarischen Cintra ...«

»Umso unwahrscheinlicher sind die Gerüchte von Emhyrs Vermählung. Nein, nein, das ist absolut ausgeschlossen. Der Imperator wird die jüngste Tochter von de Wette zur Frau nehmen, so wie geplant. Er wird sich nicht mit dieser Usurpatorin verloben!«

»Höchste Zeit, dass er sich endlich mit jemandem verlobt. Im Hinblick auf die Dynastie ... Höchste Zeit, dass wir einen kleinen Erzfürsten bekommen ...«

»Soll er also heiraten, aber nicht diese Dahergelaufene!«

»Still, ohne Exaltation. Ich versichere Euch, edle Herren, dass es nicht zu dieser Verbindung kommen wird. Welchem Zweck sollte solch eine Heirat dienen?«

»Das ist Politik, Gräfin. Wir führen einen Krieg. Diese Verbindung hätte politische und strategische Bedeutung ... Die Dynastie, aus der die Prinzessin stammt, besitzt legale Ansprüche und bestätigte Lehnsrechte auf die Länder an der Unteren Yarra. Wenn sie die Gemahlin des Imperators würde ... Ha, das wäre ein perfekter Zug. Schaut nur dort, die Gesandten von König Esterad, wie sie flüstern ...«

»Ihr unterstützt also diese wunderliche Verbindung, mein Herr Fürst? Womöglich habt Ihr sie Emhyr selbst angeraten, was?«

»Das ist meine Angelegenheit, Markgraf, was ich unterstütze und was nicht. Aber die Entscheidungen des Imperators in Frage zu stellen würde ich Euch nicht raten.«

»Er hat also schon eine Entscheidung getroffen?«

»Ich glaube kaum.«

»Da irrt Ihr Euch also, wenn Ihr es nicht glaubt.«

»Was wollt Ihr damit sagen, meine Dame?«

»Emhyr hat die Baronin Tarnhann vom Hofe entfernt. Er hat ihr befohlen, zu ihrem Gatten zurückzukehren.«

»Er hat mit Dervla Tryffin Broinne gebrochen? Unmöglich! Dervla ist seit drei Jahren seine Favoritin ...«

»Ich wiederhole, er hat sie vom Hofe entfernt ...«

»Das ist wahr. Die Goldhaarige Dervla soll einen schrecklichen Skandal gemacht haben. Vier Gardisten haben sie gewaltsam in die Kutsche gesetzt ...«

»Ihr Mann wird sich freuen ...«

»Das bezweifle ich.«

»Bei der Großen Sonne! Emhyr hat mit Dervla gebrochen? Wegen dieser Dahergelaufenen? Wegen dieser Wilden aus dem Norden?«

»Leiser ... Leiser, zum Kuckuck ...«

»Wer steht dahinter? Welche Parteiung unterstützt das?«

»Leiser, habe ich gebeten. Man schaut schon her ...«

»Diese Dirne ... Ich wollte sagen, Prinzessin ... Sie soll ja hässlich sein ... Wenn der Imperator sie erblickt ...«

»Wollt Ihr sagen, dass er sie noch nicht gesehen hat?«

»Er hatte keine Zeit. Er ist vor einer Stunde erst aus Darn Ruach angekommen.«

»Emhyr hat sich nie etwas aus Hässlichen gemacht. Aine Dermott ... Clara aep Gwydolyn Gor ... Und Dervla Tryffin Broinne ist schließlich eine wahre Schönheit ...«

»Vielleicht wird dieses Findelkind mit der Zeit hübscher ...«

»Wenn man sie richtig wäscht? Die Fürstentöchter aus dem Norden sollen sich ja selten waschen ...«

»Achtet auf Eure Worte. Ihr sprecht womöglich von der Gemahlin des Imperators ...«

»Das ist doch noch ein Kind. Sie ist höchstens vierzehn.«

»Ich wiederhole, das wäre eine politische Verbindung ... Eine reine Formalität.«

»Wenn es so wäre, wäre die Goldhaarige Dervla bei Hofe geblieben. Das Findelkind aus Cintra würde politisch und formal neben Emhyr auf dem Thron sitzen ... Und abends würde ihr Emhyr die Krone und die Kronjuwelen zum Spielen geben und selbst in Dervlas Schlafzimmer gehen ... Zumindest so lange, bis die Rotznase das Alter erreicht, in dem sie gefahrlos Kinder zur Welt bringen kann ...«

»Hmmm ... Ja ... Da ist etwas dran. Wie heißt diese ... Prinzessin?«

»Xerella oder so ähnlich.«

»Woher denn, das stimmt nicht. Sie heißt ... Sirilla. Ja, ich glaube, Sirilla.«

»Ein barbarischer Name.«

»Leiser, zum Henker ...«

»Und mehr Ernst. Ihr benehmt Euch wie Rotznasen!«

»Achtet auf Eure Worte! Seht Euch vor, dass ich sie nicht als Missachtung betrachte!«

»Wenn Ihr Satisfaktion wollt, wisst Ihr, wo Ihr mich findet, Markgraf!«

»Leiser! Ruhe! Der Imperator ...«

Der Herold brauchte sich nicht besonders anzustrengen. Es genügte ein Schlag mit dem Stab auf den Boden, dass die mit schwarzen Baretten geschmückten Köpfe der Aristokraten und Ritter sich neigten wie Ähren unter einem Windstoß. Im Thronsaal trat Stille ein, so dass der Herold auch seine Stimme nicht übermäßig anstrengen musste: »Emhyr var Emreis, Deithwen Addan yn Carn aep Morvudd!«

Die Weiße Flamme, Die Auf Den Grabhügeln Der Feinde Tanzt, trat in den Saal. Er marschierte mit seinem üblichen raschen Schritt durch das Spalier des Adels und schwenkte dabei energisch die Hand. Seine schwarze Kleidung unterschied sich in nichts von der Kleidung der Höflinge, abgesehen vom Fehlen einer Halskrause. Die dunklen Haare des Imperators, wie üblich nicht frisiert, wurden von einem schmalen Goldreif halbwegs in Ordnung gehalten, am Hals glitzerte die kaiserliche Kollane.

Emhyr setzte sich recht lässig auf den erhöhten Thron, stützte einen Ellenbogen auf die Armlehne und das Kinn auf die Hand. Er warf kein Bein über die andere Armlehne des Throns, was bedeutete, dass das Hofzeremoniell weiterhin galt. Keiner der gesenkten Köpfe hob sich auch nur einen Zoll.

Der Imperator räusperte sich laut, ohne seine Haltung zu verändern. Die Höflinge atmeten auf und richteten sich auf. Der Herold schlug abermals mit dem Stab auf den Boden.

»Cirilla Fiona Elen Riannon, Königin von Cintra, Fürstin von Brugge und Herzogin zu Sodden, Erbfürstin von Inis Ard Skellig und Inis An Skellig, Herrin über Attre und Abb Yarra!«

Aller Augen richteten sich zur Tür hin, in der die hochgewachsene und würdevolle Stella Congreve stand, die Gräfin Liddertal. An ihrer Seite aber ging die Besitzerin all der soeben aufgezählten imponierenden Titel. Schmal, hellhaarig, ungewöhnlich blass, leicht gebeugt, in langem blauem Kleid. In einem Kleid, in dem sie sich sichtlich fremd und unwohl fühlte.

Emhyr Deithwen setzte sich auf dem Thron gerade, und augenblicklich verneigten sich die Höflinge. Stella Congreve schob das hellhaarige Mädchen unauffällig vorwärts, beide defilierten durch das Spalier der sich verbeugenden Aristokraten, der Vertreter der ersten Geschlechter Nilfgaards. Das Mädchen schritt steif und unsicher. Sie wird stolpern, dachte die Gräfin.

Cirilla Fiona Elen Riannon stolperte.

Unansehnlich und dürr, dachte die Gräfin, während sie sich dem Thron näherte. Ungeschickt und zu alledem noch unterentwickelt. Aber ich werde eine Schönheit aus ihr machen. Ich werde eine Königin aus ihr machen, Emhyr, wie du es befohlen hast.

Die Weiße Flamme Nilfgaards musterte die beiden von der Höhe seines Thrones herab. Wie üblich kniff er die Augen ein wenig zusammen, um den Mund spielte ihm der Schatten eines spöttischen Lächelns.

Die Königin von Cintra stolperte zum zweiten Mal. Der Imperator stützte den Ellenbogen auf eine Armlehne des Thrones, berührte mit der Hand die Wange. Er lächelte. Stella Congreve war schon nahe genug, um dieses Lächeln zu erkennen. Sie erstarrte vor Entsetzen. Etwas stimmt nicht, dachte sie erschrocken, etwas stimmt nicht. Es werden Köpfe fallen. Bei der Großen Sonne, es werden Köpfe fallen ...

Sie gewann ihre Geistesgegenwart wieder, verneigte sich, zwang das Mädchen, einen Knicks zu machen.

Emhyr var Emreis stand nicht vom Thron auf. Doch er neigte ein wenig den Kopf. Die Höflinge hielten den Atem an.

»Königin«, sagte Emhyr. Das Mädchen zog die Schultern ein. Der Imperator schaute sie nicht an. Er blickte auf den im Saal versammelten Adel.

»Königin«, wiederholte er. »Ich freue mich, dich in meinem Palast und in meinem Reich begrüßen zu können. Ich gebe dir mein kaiserliches Wort, dass der Tag nahe ist, an dem du alle dir zustehenden Titel zurückerhalten wirst, mitsamt den Ländern, die dein rechtmäßiges Erbe ausmachen, die dir rechtmäßig und unstrittig gehören. Die Usurpatoren, die sich in deinen Ländereien breitgemacht haben, haben mich mit Krieg überzogen. Sie haben mich angegriffen und dabei verkündet, sie verteidigten deine Rechte und gerechte Gründe. Nun soll die ganze Welt erfahren, dass du dich an mich, nicht an sie um Hilfe wendest. Die ganze Welt soll erfahren, dass du hier in meinem Reich die einer souveränen Herrscherin gebührenden Ehren und den königlichen Rang genießt, während du unter meinen Feinden nur eine Vertriebene warst. Die ganze Welt soll wissen, dass du in meinem Reich in Sicherheit bist, während meine Feinde dir nicht nur die Krone absprachen, sondern dir auch nach dem Leben trachteten.«

Der Blick des Kaisers von Nilfgaard verharrte auf den Gesandten Esterad Thyssens, des Herrschers von Kovir, und auf dem Botschafter Niedamirs, des Königs der Liga von Hengfors.

»Die ganze Welt soll die Wahrheit erfahren, darunter auch die Könige, die nicht zu wissen schienen, auf wessen Seite Recht und Gerechtigkeit liegen. Und die ganze Welt soll wissen, dass du die Hilfe erhalten wirst. Deine und meine Feinde werden besiegt werden. In Cintra, in Sodden und Brugge, in Attre, auf den Skellige-Inseln und an der Mündung der Yarra wird wieder Friede einkehren, und du wirst zur Freude deiner Landeskinder und aller die Gerechtigkeit liebenden Menschen den Thron besteigen.«

Das Mädchen in dem blauen Kleid senkte den Kopf noch tiefer.

»Bis das geschieht«, fuhr Emhyr fort, »wirst du in meinem Reich mit der dir gebührenden Wertschätzung behandelt werden, sowohl von mir als auch von allen meinen Untertanen. Und weil in deinem Königreich noch immer die Flamme des Krieges lodert, verleihe ich dir als Zeichen der Wertschätzung und Freundschaft Nilfgaards den Titel einen Prinzessin Rowan und Ymlac, der Herrin des Schlosses Darn Rowan, wohin du dich nunmehr begeben wirst, um auf ruhigere, glücklichere Zeiten zu warten.«

Stella Congreve beherrschte sich, sie ließ nicht zu, dass auf ihrem Gesicht auch nur der Schatten von Verwunderung aufschien. Er behält sie nicht bei sich, dachte sie, er verbannt sie nach Darn Rowan, ans Ende der Welt, wo er selbst nie hinkommt. Er hat ganz offensichtlich nicht die Absicht, diesem Mädchen den Hof zu machen, er denkt nicht an eine rasche Vermählung. Ganz offensichtlich will er sie nicht einmal hin und wieder sehen. Warum also hat er sich der Dervla entledigt? Worum geht es hier?

Sie gab sich einen Ruck, fasste die Prinzessin schnell bei der Hand. Die Audienz war beendet. Als sie den Saal verließen, schaute der Kaiser ihnen nicht nach. Die Höflinge verneigten sich.

Als sie draußen waren, warf Emhyr var Emreis ein Bein über die Armlehne des Throns.

»Ceallach«, sagte er. »Zu mir.«

Der Seneschall blieb in dem vom Zeremoniell geforderten Abstand vom Herrscher stehen, verbeugte sich tief.

»Näher«, sagte Emhyr. »Komm näher, Ceallach. Ich werde leise sprechen. Und was ich sagen werde, ist ausschließlich für deine Ohren bestimmt.«

»Euer Majestät ...«

»Was ist für heute noch vorgesehen?«

»DieEntgegennahmeder Beglaubigungsschreiben und die Erteilung des förmlichen Exequatur an den Gesandten König Esterads von Kovir«, sagte der Seneschall rasch auf. »Die Ernennung von Statthaltern, Präfekten und Pfalzgrafen in den neuen Provinzen und Pfalzen. Die Bestätigung des Grafentitels und einer Apanage für ...«

»Dem Gesandten erteilen wir das Exequatur, und wir empfangen ihn zu einer Privataudienz. Die übrigen Sachen morgen.«

»Sehr wohl, Euer Majestät.«

»Lass Skellen und den Vicomte Eiddon wissen, dass sie sich sofort nach der Privataudienz in der Bibliothek einzufinden haben. Insgeheim. Du kommst ebenfalls hin. Und du bringst diesen berühmten Magier mit, den ihr da habt, diesen Wahrsager ... Wie heißt er doch gleich?«

»Xarthisius, Euer Majestät. Er wohnt in einem Turm außerhalb der Stadt ...«

»Sein Wohnort interessiert mich nicht. Du schickst Leute hin, die sollen ihn in meine Zimmer bringen. Leise, ohne Aufsehen, insgeheim.«

»Euer Majestät ... Ist das vernünftig, dass dieser Astrologe ...?«

»Ich habe einen Befehl erteilt, Ceallach.«

»Sehr wohl.«

Keine drei Stunden später trafen sich alle Herbeizitierten in der kaiserlichen Bibliothek. Vattier de Rideaux, Vicomte Eiddon, wunderte sich nicht darüber. Vattier war der Chef der Militärspionage. Emhyr ließ Vattier sehr oft rufen – immerhin war ein Krieg im Gange. Ebenso wenig wunderte sich Stefan Skellen, genannt der Uhu, der dem Imperator als Untersuchungsbeamter diente, als Spezialist für Sonderaufgaben. Den Uhu wunderte niemals etwas.

Die dritte herbeigerufene Person war dagegen über alle Maßen verwundert. Zumal sich der Kaiser zum ersten Mal an sie wandte.

»Meister Xarthisius.«

»Euer kaiserliche Majestät ...«

»Ich muss den Aufenthaltsort einer gewissen Person feststellen. Einer Person, die verschwunden ist oder verborgen gehalten wird. Vielleicht in Gefangenschaft. Die Zauberer, denen ich das schon einmal aufgetragen habe, haben versagt. Übernimmst du das?«

»In welcher Entfernung befindet sich ... kann sich diese Person befinden?«

»Wenn ich das wüsste, bräuchte ich deine Hexerei nicht.«

»Ich bitte um Verzeihung, Euer kaiserliche Majestät ...«, stotterte der Astrologe. »Die Sache ist die, dass eine große Entfernung die Astromantieerschwert,praktisch ausschließt ... Ähm, ähm ... Und wenn sich diese Person unter magischem Schutz befindet ... Ich kann es versuchen, aber ...«

»Kürzer, Meister.«

»Ich brauche Zeit ... Und Bestandteile für die Sprüche ... Wenn die Konjunktion der Sterne günstig ist, dann ... ähm, ähm ... Euer kaiserliche Majestät, was Ihr verlangt, ist nicht einfach ... Ich werde Zeit brauchen ...«

Noch einen Moment, und Emhyr lässt ihn pfählen, dachte der Uhu. Wenn der Zauberer nicht zu faseln aufhört ...

»Meister Xarthisius«, unterbrach ihn der Imperator unerwartet höflich, geradezu sanft.

»Du bekommst alles, was du benötigst. Auch Zeit. In vernünftigen Grenzen.«

»Ich tue, was in meinen Kräften steht«, erklärte der Astrologe. »Aber ich werde nur eine annähernde Lokalisierung treffen können ... Das heißt, Region oder Radius ...«

»Was?«

»Die Astromantie ...«, stotterte Xarthisius.

»Bei großen Entfernungen erlaubt die Astromantie nur eine näherungsweise Lokalisierung ... Sehr näherungsweise, mit großer Toleranz ... Mit sehr großer Toleranz. Wirklich, ich weiß nicht, ob ich imstande sein werde ...«

»Wirst du, Meister«, zischte der Imperator, und seine dunklen Augen funkelten böse. »Ich habe volles Vertrauen in deine Fähigkeiten. Und was die Toleranz angeht – je geringer deine ist, umso größer wird meine sein.«

Xarthisius kroch in sich zusammen. »Ich muss das genaue Geburtsdatum dieser Person kennen«, brachte er hervor. »Nach Möglichkeit auf die Stunde genau ... Nützlich wäre auch irgendein Gegenstand, der dieser Person gehört hat ...«

»Haare«, sagte Emhyr leise. »Können es Haare sein?«

»Oh!« Die Miene des Astrologen hellte sich auf. »Haare! Das erleichtert erheblich ... Ach, wenn ich noch Stuhl oder Urin bekommen könnte ...«

Emhyrs Augen verengten sich bedrohlich, und der Magier zog die Schultern ein und verbeugte sich tief. »Ich bitte Euer kaiserliche Majestät untertänigst um Verzeihung«, stöhnte er. »Ich verstehe ... Ja, Haare genügen ... Sie genügen vollauf ... Wann kann ich sie erhalten?«

»Noch heute werden sie dir zusammen mit Tag und Stunde der Geburt übermittelt.

Meister, ich will dich nicht lange aufhalten. Kehre in deinen Turm zurück und fang an, die Konstellationen zu verfolgen.«

»Möge die Große Sonne Euer kaiserliche ...«

»Gut, gut. Du kannst gehen.«

Jetzt wir, dachte der Uhu. Was uns wohl erwartet?

»Jeden«, sagte der Imperator langsam, »der auch nur ein Sterbenswörtchen darüber verliert, was gleich hier gesprochen wird, erwartet der Henker zum Vierteilen. Vattier!«

»Ich höre, Euer Majestät.«

»Auf welchem Wege ist diese ... Prinzessin hierhergelangt? Wer hatte damit zu tun?«

Der Spionagechef runzelte die Stirn. »Von der Feste Nastrog reiste Ihre Hoheit mit einer Eskorte von Gardisten unter dem Befehl von ...«

»Danach frage ich nicht, zum Teufel! Wie ist das Mädchen nach Nastrog, nach Verden gekommen? Wer hat sie in die Festung gebracht? Wer ist gegenwärtig dort Kommandant? Ist es der, von dem die Meldung ausging? Irgend so ein Godyvron?«

»Godyvron Pitcairn«, sagte Vattier de Rideaux rasch. »Er war natürlich über die Mission von Rience und dem Grafen Cahir aep Ceallach informiert. Drei Tage nach den Ereignissen auf der Insel Thanedd erschienen in Nastrog zwei Menschen. Genauer: ein Mensch und ein Elfen-Halbblut. Sie waren es, die sich auf Anordnungen von Rience und Graf Cahir beriefen und Godyvron die Prinzessin übergaben.«

»Aha.« Der Imperator lächelte, und der Uhu fühlte, wie es ihm kalt über den Rücken lief.

»Vilgefortz hat versprochen, Cirilla auf Thanedd zu ergreifen. Rience hat mir dasselbe zugesichert. Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach hat in dieser Sache eindeutige Befehle erhalten. Und dann bringen drei Tage nach der Affäre auf der Insel nicht Vilgefortz, nicht Rience, nicht Cahir Cirilla nach Nastrog am Flusse Yarra, sondern ein Mensch und ein Halbelf. Godyvron hat natürlich nicht daran gedacht, die beiden festzunehmen?«

»Nein. Soll er dafür bestraft werden, Euer Majestät?«

»Nein.«

Der Uhu schluckte Speichel hinunter. Emhyr schwieg, rieb sich die Stirn, der riesige Brillant in seinem Ring funkelte wie ein Stern.

Nach einer Weile hob der Kaiser den Kopf.

»Vattier.«

»Euer Majestät?«

»Du wirst allen deinen Untergebenen Beine machen. Ich befehle, Rience und den Grafen Cahir zu verhaften. Ich nehme an, dass sich beide auf noch nicht von unseren Truppen besetzten Territorien befinden. Zu diesem Zweck sollen die Scioa’tael oder die Elfen von Königin Enid eingesetzt werden. Beide Verhafteten sollen nach Darn Ruach gebracht und gefoltert werden.«

»Wonach soll gefragt werden, Euer Majestät?« Vattier kniff die Augen zusammen und tat so, als sehe er nicht, wie bleich das Gesicht des Seneschalls Ceallach geworden war.

»Nach nichts. Später, wenn sie etwas weichgeklopft sind, werde ich sie persönlich befragen. Skellen!«

»Ich höre.«

»Sobald dieser Tattergreis Xarthisius ... wenn dieser faselnde Kopromant es fertigbringt, festzustellen, was ich ihm festzustellen befohlen habe ... Dann wirst du auf dem von ihm angegebenen Gebiet die Suche nach einer bestimmten Person organisieren. Eine Abbildung erhältst du. Ich schließe nicht aus, dass der Astrologe ein Territorium nennt, über das wir Gewalt haben; dann wirst du alle auf die Beine bringen, die für dieses Territorium verantwortlich sind. Den ganzen zivilen und Militärapparat. Diese Angelegenheit hat höchste Priorität. Hast du verstanden?«

»Jawohl. Kann ich ...«

»Nein, kannst du nicht. Setz dich und hör zu, Uhu. Xarthisius wird höchstwahrscheinlich gar nichts feststellen. Die Person, die zu suchen ich ihm aufgetragen habe, befindet sich gewiss auf fremdem Territorium und unter magischem Schutz. Ich wette meinen Kopf, dass sich die gesuchte Person am selben Ort befindet wie unser auf geheimnisvolle Weise verschwundener Freund, der Zauberer Vilgefortz von Roggeveen. Darum wirst du, Skellen, eine Sondereinheit bilden und vorbereiten, die du persönlich führen wirst. Du wirst die Leute unter den Besten auswählen. Sie müssen zu allem bereit sein ... und vorurteilsfrei. Das heißt, sie dürfen keine Angst vor Magie haben.«

Der Uhu zog die Brauen hoch.

»Deine Einheit«, schloss Emhyr, »wird die Aufgabe haben, diesen mir momentan nicht bekannten, aber sicherlich gründlich getarnten und gut verteidigten Schlupfwinkel von Vilgefortz anzugreifen und unter ihre Gewalt zu bringen. Das Versteck unseres ehemaligen Freundes und Mitstreiters.«

»Ich habe verstanden«, sagte der Uhu ungerührt. »Der gesuchten Person, die ich dort sicherlich vorfinde, darf, wie ich annehme, kein Haar gekrümmt werden?«

»Du nimmst richtig an.«

»Und Vilgefortz?«

»Dem schon.« Der Kaiser lächelte grausam.

»Er soll sogar alle Haare verlieren, ein für allemal. Zusammen mit dem Kopf. Für andere Zauberer, die du in seinem Schlupfwinkel vorfindest, gilt dasselbe. Ohne Ausnahme.«

»Verstanden. Wer befasst sich mit der Suche nach Vilgefortz’ Schlupfwinkel?«

»Du, Uhu.«

Stefan Skellen und Vattier de Rideaux wechselten einen Blick.

Emhyr lehnte sich im Sessel zurück. »Alles klar? Dann also ... Was ist, Ceallach?«

»Euer Majestät«, ächzte der Seneschall, den bis dahin niemand beachtet zu haben schien.

»Ich bitte um Gnade ...«

»Es gibt keine Gnade für Verräter. Es gibt keine Gnade für jene, die sich meinem Willen widersetzen.«

»Cahir ... Mein Sohn ...«

»Dein Sohn ...« Emhyr kniff die Augen zusammen. »Ich weiß noch nicht, wodurch sich dein Sohn schuldig gemacht hat. Ich möchte glauben, seine Schuld besteht nur in Dummheit und Unfähigkeit, nicht in Verrat. Wenn dem so ist, wird er geköpft, nicht aufs Rad geflochten.«

»Euer Majestät! Cahir ist kein Verräter ... Cahir konnte nicht ...«

»Genug, Ceallach, kein Wort mehr. Die Schuldigen werden bestraft. Sie haben versucht, mich zu betrügen, und das verzeihe ich ihnen nicht. Vattier, Skellen, in einer Stunde findet ihr euch zum Empfang unterschriebener Instruktionen, Befehle und Vollmachten ein, worauf ihr sofort an die Ausführung der Aufgaben geht. Und noch eins: Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, dass das Mädchen, das ihr unlängst im Thronsaal gesehen habt, für alle Cirilla bleiben muss, die Königin von Cintra und die Prinzessin Rowan. Für alle. Ich befehle, das als Staatsgeheimnis und als Angelegenheit höchster Wichtigkeit zu behandeln.«

Die Versammelten schauten den Imperator erstaunt an. Deithwen Addan yn Carn aep Morvudd lächelte ein wenig. »Habt ihr es etwa nicht verstanden? Anstelle der echten Cirilla von Cintra hat man mir irgendeine Schwachsinnige geschickt. Diese Verräter haben gewiss geglaubt, ich würde sie nicht erkennen. Aber ich erkenne die echte Ciri. Ich erkenne sie am Ende der Welt und in der Finsternis der Hölle.«

*Ein gar rätselhaft Ding ist es, daß das Einhorn, wiewohl es überaus schreckhaft ist und die Menschen fürchtet, wenn es solch einer Jungfrau begegnet, so noch mit keinem Manne fleischlich verkehret hat, alsbald zu ihr hinläuft, niederknieet und ihr ohne jegliche Furcht den Kopf auf den Schoß legt. Es soll in vergangenen und vergessenen Zeiten solche Jungfrauen gegeben haben, welche sich nämliches zum Berufe machten. In Ehelosigkeit und Keuschheit lebten sie viele Jahre, damit sie den Jägern als Lockvögel für*

*Einhörner dienen könnten. Doch erwies sich alsbald, daß das Einhorn nur zu jungen Jungfrauen kommt und der alten nicht achtet. Weil es ein kluges Tier ist, erkennt das Einhorn unfehlbar, daß über das Maß lange Jungfrau zu bleiben ein verdächtig Ding und wider die Natur ist.*

*Physiologus*

# Das sechste Kapitel

Es weckte sie die Hitze. Sie kam zu Bewusstsein von einer Glut, die auf der Haut brannte wie das Eisen des Henkers.

Sie konnte den Kopf nicht bewegen, etwas hielt ihn fest. Sie gab sich einen Ruck und heulte vor Schmerz auf, als sie fühlte, wie die Haut an der Schläfe riss und aufplatzte. Sie öffnete die Augen. Der Stein, auf dem ihr Kopf geruht hatte, war bräunlich von verkrustetem und getrocknetem Blut. Sie betastete ihre Schläfe, fühlte unter den Fingern einen harten, verklebten Schorf. Der Schorf war an dem Stein festgeklebt und bei ihrer Kopfbewegung abgerissen, jetzt sickerten Blut und Lymphe hervor. Ciri hustete, räusperte sich, spuckte Sand zusammen mit dickem, klebrigem Speichel aus. Sie stützte sich auf die Ellenbogen, dann setzte sie sich auf, schaute sich um.

Überall umgab sie eine steinige, schwarz-rote, von Rissen und Terrassen zerschnittene Ebene, die sich mancherorts zu Steinhaufen oder zu riesigen Felsblöcken von sonderbaren Formen auftürmte. Über der Ebene, hoch oben, hing eine große, goldene, glühende Sonne, die den ganzen Himmel gelb färbte, durch ihre blendende Helle und das Zittern der Luft die Sicht verzerrte.

Wo bin ich?

Sie berührte vorsichtig die aufgeschlagene, angeschwollene Schläfe. Es tat weh. Es tat sehr weh. Ich muss einen tüchtigen Purzelbaum geschlagen haben, dachte sie, gründlich über den Boden geschrammt sein. Auf einmal kam ihr die durchgescheuerte und zerrissene Kleidung zu Bewusstsein, und sie entdeckte neue Herde des Schmerzes – im Kreuz, auf dem Rücken, am Arm, an den Oberschenkeln. Beim Sturz waren der Staub, der scharfe Sand und Splitt überall hingelangt – in die Haare, in die Ohren, in den Mund wie auch in die Augen, die brannten und tränten. Es brannten die Handflächen und Ellenbogen, wo die Haut bis aufs Fleisch abgeschürft war.

Vorsichtig und langsam streckte sie die Beine und ächzte abermals, denn das linke Knie reagierte auf die Bewegung mit einem durchdringenden dumpfen Schmerz. Sie betastete es durch das unversehrte Leder der Hose hindurch, fühlte aber keine Schwellung.

Beim Einatmen spürte sie ein bösartiges Stechen in der Seite, und der Versuch, den Rumpf zu beugen, ließ sie beinahe aufschreien, von einem scharfen Krampf durchzuckt, der sich im unteren Teil des Rückens meldete. Ich bin vielleicht zerschlagen, dachte sie. Aber gebrochen habe ich mir anscheinend nichts. Wenn ich mir Knochen gebrochen hätte, würde es schlimmer wehtun. Ich bin heil, nur ein bisschen lädiert. Ich werde aufstehen können. Und werde es tun.

Ganz langsam, mit vorsichtigen Bewegungen änderte sie ihre Haltung, kniete sich unbeholfen hin, wobei sie das zerschlagene Knie zu schonen versuchte. Dann stellte sie sich auf alle viere, stöhnend, ächzend und fauchend. Schließlich, nach einer Zeit, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, stand sie auf. Nur um sofort schwer auf die Steine zu stürzen, denn ihr wurde schwarz vor Augen, und der Schwindel riss ihr augenblicklich die Beine weg. Sie spürte eine heftige Welle von Übelkeit und legte sich auf die Seite. Die aufgeheizten Steinbrocken brannten wie glühende Kohlen.

»Ich werde nicht aufstehen ...«, schluchzte sie.

»Ich kann nicht ... Ich werde in dieser Sonne verbrennen ...«

Im Kopfe hämmerte ein dumpfer, böser, unablässiger Schmerz. Jede Bewegung ließ ihn stärker werden, also hörte Ciri auf, sich zu bewegen. Sie bedeckte den Kopf mit dem Arm, doch die Hitze wurde rasch unerträglich. Sie erkannte, dass sie trotz allem vor dieser Hitze fliehen musste. Sie überwand den lähmenden Widerstand des geschundenen Körpers, kniff ob des stechenden Schmerzes in den Schläfen die Augen zusammen und kroch auf allen vieren zu einem der größeren Felsbrocken hin, den die Winde in die Gestalt eines sonderbaren Pilzes geschliffen hatten, so dass sein formloser Hut ein wenig Schatten spendete. Hustend und schniefend krümmte sie sich zusammen.

Lange lag sie so da, bis die am Himmel entlangziehende Sonne sie wieder mit dem herabströmenden Feuer erreichte. Sie rutschte auf die andere Seite des Felsens, nur um festzustellen, dass es nichts nützte. Die Sonne stand im Zenit, der steinerne Pilz spendete praktisch keinen Schatten mehr. Sie presste die Hände gegen die vor Schmerz berstenden Schläfen.

Sie wurde von einem Zittern geweckt, das ihren ganzen Körper erfasst hatte. Die Feuerkugel der Sonne hatte den blendenden Goldschein verloren. Jetzt, da sie schon tiefer stand, über den zerklüfteten, gezackten Felsen, war sie orange. Die Hitze hatte etwas nachgelassen.

Ciri setzte sich mit Mühe auf, schaute sich um. Der Kopfschmerz war zurückgegangen, nahm ihr nicht mehr die Sicht. Sie betastete den Kopf und stellte fest, dass die Hitze den Grind an der Schläfe verbrannt und ausgetrocknet und eine feste, glatte Schale daraus gemacht hatte. Doch noch immer tat ihr der ganze Körper weh, es schien darin keine heile Stelle zu geben. Sie hustete, fühlte den Sand zwischen den Zähnen knirschen, versuchte auszuspucken. Vergeblich. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen den pilzförmigen Felsen, der noch immer heiß von der Sonne war. Endlich hat die Hitze aufgehört, dachte sie. Jetzt, da die Sonne nach Westen geht, ist es schon auszuhalten, aber nicht lange ...

Bald wird die Nacht hereinbrechen.

Sie zuckte zusammen. Wo, zum Teufel, bin ich? Wie komme ich hier weg? Und wohin? Wohin soll ich gehen? Oder vielleicht rühre ich mich nicht vom Fleck, vielleicht warte ich, bis man mich findet? Denn sie werden mich ja suchen. Geralt. Yennefer. Sie werden mich ja nicht alleinlassen ...

Wieder versuchte sie auszuspucken, und wieder wurde nichts daraus. Und da verstand sie.

Durst.

Sie entsann sich. Schon seinerzeit während der Flucht hatte Durst sie gequält. Am Sattelknauf des Rappen, den sie auf der Flucht aus Garstang geritten hatte, ehe sie zum Möwenturm lief, hatte eine hölzerne Flasche gehangen, sie erinnerte sich genau daran. Doch damals hatte sie die Flasche weder losmachen noch mitnehmen können, sie hatte keine Zeit gehabt. Und jetzt war die Flasche nicht da. Nichts war jetzt da. Nichts außer den scharfen heißen Steinen, außer dem die Haut spannenden Grind an der Schläfe, außer dem Schmerz im Körper und der verkrampften Kehle, der sie nicht einmal dadurch Erleichterung verschaffen konnte, dass sie Speichel schluckte.

Ich kann nicht hierbleiben. Ich muss gehen und Wasser finden. Wenn ich kein Wasser finde, sterbe ich.

Sie versuchte aufzustehen, verletzte sich die Finger an dem steinernen Pilz. Sie stand auf. Tat einen Schritt. Und fiel stöhnend auf alle viere, von einem trockenen Brechreiz ergriffen. Krämpfe und Schwindel überfielen sie, so stark, dass sie wieder eine liegende Position einnehmen musste.

Ich bin machtlos. Ich bin allein. Wieder. Alle haben mich verraten, verlassen, alleingelassen. So wie einst ...

Ciri fühlte, wie eine unsichtbare Zange ihr die Kehle zudrückte, wie sich schmerzhaft die Wangenmuskeln verkrampften, wie die aufgeplatzten Lippen zu zittern begannen. Es gibt keinen widerwärtigeren Anblick als eine weinende Zauberin, fielen ihr Yennefers Worte ein. Aber ... aber hier sieht mich ja niemand ... Niemand ...

Unter dem steinernen Pilz zusammengerollt, begann Ciri zu schluchzen, von einem trockenen, schrecklichen Weinen ergriffen. Einem Weinen ohne Tränen.

Als sie die geschwollenen, sich widersetzenden Lider hob, stellte sie fest, dass die Hitze etwas erträglicher geworden war und der noch unlängst gelbe Himmel die ihm zustehende kobaltblaue Farbe angenommen hatte, sogar, o Wunder, von dünnen weißen Wolkenstreifen durchzogen war. Die Sonnenscheibe war rötlich geworden, tiefer gesunken, schoss aber nach wie vor Wogen sengender Hitze auf die Wüste herab. Oder kam sie vielleicht von den aufgeheizten Steinen?

Sie setzte sich auf und stellte fest, dass der Schmerz im Schädel und in dem zerschlagenen Körper sie nicht mehr so sehr bedrückte. Dass er jetzt nicht mehr mit der saugenden Qual im Magen und dem grausamen, zum Husten zwingenden Brennen in der ausgetrockneten Kehle zu vergleichen war.

Nicht unterkriegen lassen, dachte sie. Ich darf mich nicht unterkriegen lassen. So wie in Kaer Morhen muss ich aufstehen, Schmerz und Schwäche in mir überwinden, besiegen, abtöten. Ich muss aufstehen und gehen. Jetzt kenne ich wenigstens die Richtung. Wo jetzt die Sonne steht, ist Westen. Ich muss gehen, Wasser finden und etwas zu essen. Ich muss. Sonst komme ich um. Das ist die Wüste. Es hat mich in eine Wüste verschlagen. Das, wo ich im Möwenturm hineingegangen bin, war ein magisches Portal, eine Vorrichtung der Zauberer, mit deren Hilfe man sich über große Entfernungen fortbewegen kann ...

Das Portal im Tor Lara war sonderbar. Als sie auf das letzte Stockwerk gerannt kam, befand sich dort nichts, nicht einmal Fenster, nur die kahlen, von Pilz bedeckten Wände. Und auf einer der Wände war plötzlich ein regelmäßiges Oval erschienen, von einem opaleszierenden Lichtschein erfüllt. Sie hatte gezögert, doch das Portal zog sie an, rief sie, bat geradezu. Und einen anderen Ausweg gab es nicht, nur dieses leuchtende Oval. Sie hatte die Augen geschlossen und war hineingegangen.

Und dann war da eine blendende Helle gewesen und ein rasender Wirbel, ein Wehen, das ihr den Atem nahm und die Rippen zusammenpresste. Sie erinnerte sich an einen Flug inmitten von Stille, Kälte und Leere, dann wieder ein Blitz und der Aufprall auf Luft. Über ihr war Bläue gewesen, unter ihr ein verwischtes Grau ...

Das Portal hatte sie im Fluge fallen lassen, wie ein Adlerjunges einen Fisch loslässt, der ihm zu schwer ist. Als sie auf den Steinen aufgeschlagen war, hatte sie das Bewusstsein verloren. Sie wusste nicht, für wie lange.

Ich habe im Tempel von Portalen gelesen, erinnerte sie sich, während sie Sand aus den Haaren schüttelte. In den Büchern wurden Portale erwähnt, die verzerrt oder chaotisch sind, die einen wer weiß wohin tragen und wer weiß wo auswerfen. Das Portal im Möwenturm war sicherlich just so eins. Es hat mich irgendwo am Ende der Welt abgesetzt. Niemand weiß, wo. Niemand wird mich hier suchen und niemand mich finden. Wenn ich hierbleibe, sterbe ich.

Sie stand auf. Indem sie alle Kräfte mobilisierte und sich an dem Felsen festhielt, tat sie den ersten Schritt. Dann den zweiten. Und den dritten.

Diese ersten Schritte brachten ihr zu Bewusstsein, dass die Schnallen am rechten Stiefel abgerissen waren und der herabfallende Stiefelschaft das Gehen erschwerte. Sie setzte sich hin, diesmal auf zweckmäßige, nicht erzwungene Weise, und sah ihre Kleidung und Ausrüstung durch. Indem sie sich auf diese Tätigkeit konzentrierte, vergaß sie Erschöpfung und Schmerz.

Das Erste, was sie entdeckte, war der kleine Dolch. Sie hatte ihn vergessen, die Scheide war nach hinten gerutscht. Neben dem Dolch war wie üblich ein kleiner Beutel am Gürtel befestigt. Ein Geschenk von Yennefer. Er enthielt, »was eine Dame immer bei sich haben muss«. Ciri schnürte den Beutel auf. Leider sah die Standardausrüstung einer Dame die Situation nicht vor, in der sie sich jetzt befand. Der Beutel enthielt einen Schildpattkamm,einekombinierte Nagelschere und –feile, einen verpackten, sterilisierten Tampon aus Leinengewebe und ein Jadedöschen mit Salbe für die Hände.

Ciri rieb sich sofort das sonnenverbrannte Gesicht und die Lippen mit der Salbe ein und leckte sich die Lippen gleich wieder ab. Ohne zu zögern leckte sie das ganze Döschen leer, genoss das Fett und die Spur von Feuchtigkeit.

Kamille, Ambra und Campher, die zum Aromatisieren der Salbe verwendet worden waren, schmeckten widerwärtig, wirkten aber anregend.

Sie band den herabfallenden Stiefelschaft mit einem aus dem Ärmel gezogenen Riemchen fest, erhob sich, stampfte ein paarmal versuchsweise auf. Sie packte den Tampon aus und wickelte ihn ab, machte daraus ein breites Band, das die zerschundene Schläfe und die sonnenverbrannte Stirn schützte.

Sie stand auf, rückte den Gürtel zurecht, schob den Dolch zur linken Hüfte hin, zog ihn mit einer instinktiven Bewegung aus der Scheide, prüfte mit dem Daumen die Schneide. Sie war scharf. Sie hatte es gewusst.

Ich habe eine Waffe, dachte sie. Ich bin eine Hexerin. Nein, ich werde hier nicht umkommen. Was soll mir der Hunger, ich werde es aushalten, im Tempel der Melitele musste ich manchmal auch zwei Tage lang

fasten. Und Wasser ... Wasser muss ich finden. Ich werde so lange gehen, bis ich welches finde. Diese verdammte Wüste muss irgendwo ein Ende haben. Wenn es eine große Wüste wäre, wüsste ich von ihr, ich hätte sie auf den Karten bemerkt, die ich zusammen mit Jarre angeschaut habe. Jarre ... Was er wohl jetzt macht ...

Ich breche auf, entschied sie. Ich gehe nach Westen, ich sehe, wo die Sonne untergeht, das ist die einzige feststehende Richtung. Ich verirre mich ja nie, weiß immer, in welche Richtung ich gehen muss. Wenn es sein muss, werde ich die ganze Nacht gehen. Ich bin Hexerin. Sobald ich wieder bei Kräften bin, werde ich laufen wie in der *Spur*. Dann gelange ich schnell an den Rand dieser Einöde. Ich werde es aushalten ... Ich muss es aushalten ... Ha, Geralt war sicherlich ein paarmal in Wüsten wie dieser, wer weiß, vielleicht sogar in noch schlimmeren ...

Ich gehe.

Nach der ersten Stunde Marsch hatte sich die Landschaft nicht verändert. Ringsum war nach wie vor nichts als Steine, rötlichgrau, scharf, die unter den Füßen wegruschten, sie zur Vorsicht zwangen. Spärliche Sträucher, trocken und stachlig, reckten ihr aus Bodenspalten verkrümmte Zweige entgegen. Am ersten Strauch, den sie erreichte, blieb Ciri stehen, in der Annahme, sie werde Blätter oder junge Zweige vorfinden, die sie aussaugen könnte. Doch der Strauch hatte nur Dornen, die die Finger verletzten. Er eignete sich nicht einmal dazu, einen Stab herauszubrechen. Der zweite und dritte Strauch waren ebenso, die folgenden ignorierte sie, ging an ihnen vorbei, ohne stehenzubleiben.

Es wurde rasch dunkler. Die Sonne sank über dem gezackten, zerklüfteten Horizont, der Himmel erstrahlte in Rot und Purpur. Mit der Dämmerung kam die Kälte. Zunächst begrüßte

sie sie freudig, die Kälte beruhigte die verbrannte Haut. Bald jedoch wurde es noch kälter, und Ciri begann mit den Zähnen zu klappern. Sie beschleunigte den Schritt in der Hoffnung, davon würde ihr warm, doch die Anstrengung rief den Schmerz in der Seite und im Knie wieder wach. Sie begann zu humpeln. Zu allem Übel verschwand die Sonne vollends hinterm Horizont, und sofort herrschte Dunkelheit. Es war Neumond, und die Sterne, mit denen der Himmel übersät war, nützten nichts. Bald sah Ciri den Weg vor sich nicht mehr. Ein paarmal fiel sie hin und schürfte sich schmerzhaft Haut von den Händen. Zweimal traf sie mit dem Fuß auf eine Spalte zwischen den Steinen, und nur die bei der Hexerausbildungeinstudierten Ausweichbewegungen bewahrten sie davor, sich den Fuß zu brechen oder zu verstauchen. Ihr wurde klar, dass sie haltmachen musste. Es war unmöglich, in der Dunkelheit zu marschieren.

Sie setzte sich auf einen flachen Basaltblock und empfand lähmende Verzweiflung. Sie hatte keine Ahnung, ob sie beim Gehen die Richtung gehalten hatte; sie hatte längst die Stelle verloren, wo die Sonne am Horizont versunken war, sah keine Spur des Lichtscheins mehr, an dem sie sich in den ersten Stunden nach Sonnenuntergang orientiert hatte. Ringsum war nur noch samtene, undurchdringliche Schwärze. Und schneidende Kälte. Eine Kälte, die lähmte, in die Gelenke biss, sie zwang, sich zusammenzukrümmen und den Kopf zwischen die davon schmerzenden Schultern zu ziehen. Ciri begann sich nach der Sonne zu sehnen, obwohl sie wusste, dass mit ihrem Erscheinen sofort eine Hitze auf die Felsen herabströmen würde, die nicht auszuhalten wäre. In der sie nicht weitermarschieren könnte. Wieder fühlte sie, wie ihr der Drang zu weinen die Kehle abschnürte, wie Wellen von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit sie einhüllten. Doch diesmal wurde aus Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit Zorn.

»Ich werde nicht weinen!«, schrie sie in die Finsternis. »Ich bin eine Hexerin! Ich bin ...«

Eine Zauberin.

Ciri hob die Arme, presste die Handflächen an die Schläfen. Die *Kraft* ist überall. Sie ist im Wasser, in der Luft, in der Erde ...

Sie stand rasch auf, streckte die Hände aus, ging langsam, unsicher ein paar Schritte, suchte fieberhaft eine Quelle. Sie hatte Glück. Fast sofort fühlte sie in den Ohren das vertraute Rauschen und Pulsieren, spürte die Energie, die aus einer in den Tiefen der Erde verborgenen Wasserader heraufdrang. Sie schöpfte *Kraft*, indem sie vorsichtig, zurückhaltend Luft holte; sie wusste, dass sie geschwächt war, und in diesem Zustand konnte ein abrupter Sauerstoffmangel im Hirn sie sofort ohnmächtig werden lassen, die ganze Anstrengung zunichte machen. Die Energie füllte sie allmählich aus, brachte die vertraute, momentane Euphorie. Die Lunge begann stärker und schneller zu arbeiten. Ciri zügelte die beschleunigte Atmung – eine zu intensive Sauerstoffzufuhr konnte ebenfalls fatale Folgen haben.

Es gelang.

Zuerst die Erschöpfung, dachte sie, zuerst dieser lähmende Schmerz im Rücken und in den Schenkeln. Dann die Kälte. Ich muss die Körpertemperatur erhöhen ...

Schrittweise rief sie sich Gesten und Sprüche in Erinnerung. Manche führte und sprach sie zu hastig aus – plötzlich überfielen sie Spasmen und Zittern, ein heftiger Krampf und Schwindelgefühl ließen ihr die Knie weich werden. Sie setzte sich auf die Basaltplatte, beruhigte die zitternden Hände, gewann die Beherrschung über den keuchenden, arrhythmischen Atem zurück.

Sie wiederholte die Formeln, zwang sich zu Ruhe und Präzision, zur Konzentration und vollständigen Sammlung des Willens. Und diesmal trat die Wirkung auf der Stelle ein. Sie verteilte die sie einhüllende Wärme auf Schenkel und Gurgel. Sie stand auf, fühlte, wie die Müdigkeit verschwand und die schmerzenden Muskeln sich entspannten.

»Ich bin eine Zauberin!«, rief sie triumphierend und hob die Hände hoch empor.

»Komm, unsterbliches Licht! Ich rufe dich! Aen’drean va, aveigh Aine!«

Eine nicht besonders große warme Lichtkugel stieg von ihren Händen wie ein Falter auf, warf unstete Schattenmosaiken auf die Steine. Mit einer langsamen Handbewegung stabilisierte sie die Kugel, platzierte sie so, dass sie vor ihr hing. Das war kein guter Einfall – das Licht blendete sie. Sie versuchte, die Kugel hinter ihrem Rücken unterzubringen, doch auch das ergab eine miserable Wirkung – ihr eigener Schatten legte sich auf den Weg, beeinträchtigte die Sicht. Schön langsam schob Ciri die leuchtende Sphäre zur Seite, ließ sie ein Stück über ihrer rechten Schulter schweben. Obwohl die Kugel offensichtlich einem echten magischen Aine nicht das Wasser reichen konnte, war das Mädchen unheimlich stolz auf seine Leistung.

»Ha!«, brüstete sie sich. »Schade, dass Yennefer das nicht sieht!«

Sie marschierte zügig und energisch weiter, schritt rasch und sicher aus, wählte ihren Weg im schwankenden und unsteten Helldunkel, das die Kugel warf. Beim Gehen versuchte sie sich an andere Zaubersprüche zu erinnern, doch keiner schien ihr auf die Situation zu passen, zudem waren manche sehr kräftezehrend, sie hatte ein wenig Angst, wollte sie nicht ohne Not gebrauchen. Leider kannte sie keinen, der imstande gewesen wäre, Wasser oder Nahrung zu erschaffen. Sie wusste, dass es solche gab, verstand aber keinen davon anzuwenden.

Im Licht der magischen Kugel kam plötzlich Leben in die bislang tote Wüste. Ungeschickt flohen unter Ciris Füßen glänzende Käfer und pelzige Spinnen davon. Ein kleiner rotgelber Skorpion, der seinen segmentierten Schwanz nachzog, lief ihr hurtig über den Weg, tauchte in einen Spalt zwischen Steinen ab. Eine langschwänzige grüne Eidechse huschte in die Dunkelheit, raschelte über das Geröll. Es liefen Nagetiere vor ihr davon, die großen Mäusen ähnelten und auf den Hinterbeinen geschickt und hoch sprangen. Mehrmals erblickte sie im Dunkeln aufblitzende Augen, und einmal hörte sie ein Zischen, das von einem Steinhaufen herkam und ihr das Blut in den Adern stocken ließ. Wenn sie sich anfangs mit der Absicht getragen hatte, etwas Essbares zu erjagen, nahm ihr das Zischen jegliche Lust, zwischen den Steinen herumzustöbern. Sie begann genauer darauf zu achten, wo sie hintrat, und vor den Augen standen ihr die Zeichnungen aus den Büchern, die sie in Kaer Morhen betrachtet hatte. Der Gigaskorpion. Die Scarlettia. Die Greule. Der Vicht. Die Lamia. Die Krabbspinne. Ungeheuer, die in Wüsten lebten. Beim Gehen hielt sie ängstlich und wachsam Ausschau und spitzte die Ohren, umklammerte den Griff des Dolches.

Nach ein paar Stunden wurde die leuchtende Kugel trüber, der Kreis des von ihr geworfenen Lichtes nahm ab, wurde dunkler, verschwamm. Ciri konzentrierte sich mit Mühe und sagte abermals den Spruch. Die Kugel erzitterte für ein paar Sekunden in hellerem Licht, wurde aber sogleich rot und wieder trübe. Die Anstrengung ließ sie wanken, sie taumelte, vor den Augen tanzten ihr schwarze und rote Flecke. Sie setzte sich schwerfällig hin, dass der Splitt knirschte.

Die Kugel erlosch vollends. Ciri versuchte keine Zaubersprüche mehr, die Erschöpfung, die Leere und der Mangel an Energie, die sie in sich spürte, nahmen ihr von vornherein jede Erfolgsaussicht.

Vor ihr, weit am Horizont, erhob sich ein undeutlicher Lichtschein. Ich habe mich verirrt, stellte sie entsetzt fest. Ich habe alles verdreht ... Erst bin ich nach Westen gegangen, jetzt aber geht die Sonne direkt vor mir auf, und das heißt ...

Sie fühlte, wie Erschöpfung und eine Schläfrigkeit sie übermannten, gegen die nicht einmal die Kälte ankam, die sie zittern ließ. Ich werde nicht einschlafen, beschloss sie. Ich darf nicht einschlafen ... Ich darf nicht ...

Sie erwachte von durchdringender Kälte und zunehmender Helligkeit, und der in den Eingeweiden wühlende Schmerz, das trockene und aufdringliche Brennen in der Kehle brachten sie vollends zu sich. Sie versuchte aufzustehen. Sie konnte es nicht. Die schmerzenden und steif gewordenen Glieder versagten den Dienst. Als sie mit den Händen um sich tastete, fühlte sie Feuchtigkeit unter den Fingern.

»Wasser ...«, krächzte sie. »Wasser!«

Am ganzen Körper zitternd kam sie auf alle viere, presste die Lippen gegen die Basaltplatten, sammelte fieberhaft die Tröpfchen, die sich auf der glatten Oberfläche niedergeschlagen hatten, saugte die Feuchtigkeit aus den Vertiefungen in der unebenen Oberfläche des Felsbrockens. In einer hatte sich fast eine halbe Handvoll Tau angesammelt – sie leckte sie zusammen mit Sand und Steinstaub auf, wagte es nicht, auszuspucken. Sie schaute sich um.

Vorsichtig, um nicht das kleinste bisschen zu verlieren, sammelte sie mit der Zunge die glänzenden Tautropfen, die an den Dornen eines zwergwüchsigen Strauches hingen, der es auf rätselhafte Weise geschafft hatte, zwischen den Steinen hervorzuwachsen. Auf dem Erdboden lag ihr Dolch. Sie erinnerte sich nicht, wann sie ihn aus der Scheide genommen hatte. Die Klinge war trübe von einer dünnen Schicht Tau. Sorgfältig und gründlich leckte sie das kalte Metall ab.

Sie überwand den Schmerz, der den Körper steif machte, und kroch auf allen vieren vorwärts, folgte der Feuchtigkeit auf anderen Steinen. Aber die goldene Sonnenscheibe war schon über den steinigen Horizont gestiegen, goss blendende goldene Helligkeit über die Wüste, trocknete blitzschnell die Felsbrocken. Ciri empfing freudig die zunehmende Wärme, doch ihr war klar, dass sie sich schon bald, unbarmherzig mit Hitze überflutet, nach der Kälte der Nacht sehnen würde.

Sie wandte der glänzenden Kugel den Rücken zu. Dort, wo sie leuchtete, war Osten. Sie aber musste nach Westen. Sie musste.

Die Hitze nahm zu, wurde rasch stärker, bald schon unerträglich. Gegen Mittag litt sie so sehr darunter, dass sie wohl oder übel die Marschrichtung ändern musste, um Schatten zu suchen. Endlich fand sie Schutz: einen großen, pilzförmigen Felsen. Sie kroch darunter.

Und da bemerkte sie einen Gegenstand, der zwischen den Steinen lag. Es war das restlos ausgeleckte Jadedöschen, das Salbe für die Hände enthalten hatte.

Sie fand keine Kraft zum Weinen.

Hunger und Durst überwanden Erschöpfung und Resignation. Wankend machte sie sich wieder auf den Weg. Die Sonne brannte.

Fern am Horizont, hinter dem wabernden Dunstschirm, machte sie etwas aus, was nur eine Bergkette sein konnte. Eine sehr ferne Bergkette.

Als es Nacht wurde, schöpfte sie mit gewaltiger Mühe *Kraft*, doch erst nach mehreren Versuchen gelang es ihr, eine magische Kugel zu erschaffen, und die Anstrengung hatte sie so ausgelaugt, dass sie nicht weitergehen konnte. Sie hatte ihre ganze Energie verloren; die Zaubersprüche zur Erwärmung und Entspannung gelangen ihr trotz vielen Versuchen nicht. Das Zaubern von Licht stärkte ihren Mut und ihre Zuversicht, doch die schneidende Kälte zermürbte sie, ließ sie bis zum Tagesanbruch zittern. So erwartete sie ungeduldig den Sonnenaufgang. Sie nahm den Dolch aus der Scheide, legte ihn vorsorglich auf einen Stein, damit er sich mit Tau bedecke. Sie war schrecklich erschöpft, doch Hunger und Durst vertrieben den Schlaf. Sie hielt bis zum Morgengrauen aus. Es war noch dunkel, als sie schon gierig den Tau von der Klinge zu lecken begann. Als es hell wurde, ließ sie sich sofort auf alle viere sinken, um in Vertiefungen und Spalten nach Feuchtigkeit zu suchen.

Sie hörte ein Zischen.

Eine große bunte Eidechse, die auf einem Felsblock in der Nähe saß, riss das zahnlose Maul auf, stellte einen imponierenden Rückenkamm auf, plusterte sich auf und peitschte mit dem Schwanz über den Stein. Vor der Echse war eine ganz kleine, mit Wasser gefüllte Spalte zu sehen.

Zuerst wich Ciri erschrocken zurück, doch sogleich erfassten sie Verzweiflung und wilde Wut. Sie tastete mit zitternden Händen umher und bekam einen kantigen Steinbrocken zu fassen.

»Das ist mein Wasser!«, heulte sie. »Meins!«

Sie warf den Stein. Traf nicht. Die Echse sprang auf Pfoten mit langen Krallen hoch, verschwand geschickt in dem Felslabyrinth. Ciri kniete vor dem Stein nieder, saugte den Rest Wasser aus der Spalte. Und da sah sie es.

Hinter einem Stein in einer runden Nische lagen sieben Eier, die teilweise aus dem roten Sand hervorschauten. Das Mädchen zögerte keinen Augenblick. Kniend fiel sie über das Gelege her, packte eins der Eier und schlug die Zähne hinein. Die ledrige Schale sprang auf und erschlaffte in ihrer Hand, der klebrige Inhalt floß zum Ärmel hin. Ciri saugte das Ei aus, leckte die Hand ab. Das Schlucken bereitete ihr Mühe, und sie schmeckte überhaupt nichts.

Sie saugte alle Eier aus und blieb auf allen vieren, klebrig, schmutzig, sandbedeckt, mit von den Lippen herabhängender klebriger Masse, wühlte fieberhaft im Sande und stieß unmenschliche, schluchzende Laute aus. Sie erstarrte.

(Sitz gerade, Fürstentochter! Stütz nicht die Ellenbogen auf den Tisch. Pass auf, wenn du nach der Schüssel greifst, du machst dir die Spitze an den Manschetten schmutzig! Wisch dir den Mund mit der Serviette ab und hör auf zu schmatzen! Bei den Göttern, hat denn niemand diesem Kind beigebracht, wie man sich bei Tische benimmt? Cirilla!)

Ciri brach in Weinen aus, den Kopf auf die Knie gestützt.

Sie hielt den Marsch bis zum Mittag durch, dann überwältigte sie die Hitze und zwang sie, eine Pause zu machen. Lange döste sie, im Schatten unter einem Felsvorsprung verborgen. Der Schatten spendete keine Kühle, war aber besser als die sengende Sonne. Durst und Hunger ließen keinen Schlaf zu.

Die ferne Bergkette schien ihr in den Sonnenstrahlen zu funkeln und zu blitzen. Auf den Gipfeln dieser Berge, dachte sie, liegt vielleicht Schnee, vielleicht gibt es dort Eis, es kann dort Bäche geben. Ich muss dort hingelangen, muss rasch dort hingelangen.

Sie ging fast die ganze Nacht hindurch. Sie hatte beschlossen, sich nach den Sternen zu richten. Der Himmel war voller Sterne. Ciri bedauerte, dass sie im Unterricht nicht aufgepasst und keine Lust gehabt hatte, die Himmelsatlanten zu studieren, die es in der Tempelbibliothek gab. Sie kannte natürlich die wichtigsten Sternbilder – die Sieben Ziegen, den Krug, die Sichel, den Drachen und die Winterjungfrau, doch gerade die standen hoch am Firmament und eigneten sich schlecht, die Marschrichtung zu bestimmen. Endlich gelang es ihr, in dem funkelnden Gewimmel einen ziemlich hellen Stern auszuwählen, der, wie sie glaubte, die richtige Richtung anzeigte. Sie wusste nicht, was das für ein Stern war, also gab sie ihm selbst einen Namen. Sie nannte ihn das Auge.

Sie ging. Die Bergkette, auf die sie zuging, kam kein bisschen näher – sie war immer noch so weit entfernt wie am Tag zuvor. Doch sie wies den Weg.

Beim Gehen schaute sie sich wachsam um. Sie fand noch ein Eidechsengelege, es lagen vier Eier darin. Sie entdeckte ein grünes Pflänzchen, nicht länger als der kleine Finger, das es wie durch ein Wunder geschafft hatte, zwischen den Felsbrocken hervorzuwachsen. Sie fing einen großen braunen Käfer. Und eine dünnbeinige Spinne.

Sie aß alles.

Gegen Mittag erbrach sie, was sie gegessen hatte, und verlor danach das Bewusstsein. Als sie wieder zu sich kam, suchte sie sich ein FleckchenSchattenundlag zusammengekrümmt da, die Hände gegen den schmerzenden Bauch gepresst.

Bei Sonnenuntergang setzte sie den Marsch fort. Steif wie ein Automat. Mehrmals fiel sie hin, stand wieder auf, ging weiter.

Sie ging. Sie musste gehen.

Abend. Rast. Nacht. Das Auge weist den Weg. Marschieren bis zur völligen Erschöpfung, die sich lange vor Sonnenaufgang einstellte. Rast. Schlechter Schlaf. Hunger. Kälte. Mangel an magischer Energie, ein Fiasko beim Zaubern von Licht und Wärme. Durst, der nur noch stärker wurde, als sie am Morgen den Tau von der Dolchklinge und den Steinen geleckt hatte.

Als die Sonne aufging, schlief sie in der zunehmenden Wärme ein. Sie wurde von Gluthitze geweckt. Sie stand auf, um weiterzugehen.

Nach knapp einer Stunde Marsch wurde sie ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, stand die Sonne im Zenit. Sengende Hitze. Sie hatte keine Kraft, Schatten zu suchen. Sie hatte keine Kraft aufzustehen. Doch sie stand auf.

Sie ging. Sie ließ sich nicht unterkriegen. Fast den ganzen folgenden Tag lang. Und einen Teil der Nacht.

Die größte Hitze verschlief sie abermals, unter einem schräg im Sande steckenden Felsen zusammengerollt. Der Schlaf war unruhig und qualvoll – sie träumte von Wasser, Wasser, das man trinken kann. Große, weiße, von Sprühnebel und einem Regenbogen umringte Wasserfälle. Singende Bäche. Kleine Waldquellen im Schatten von Farbkraut, das im Wasser steht. Bemooste Brunnen und überlaufende Eimer ... Die Tropfen, die an einem schmelzenden Eiszapfen herabrinnen ... Wasser. Kaltes, belebendes Wasser, das die Zähne schmerzen lässt, aber so wunderbar, unnachahmlich schmeckt ...

Sie erwachte, rappelte sich auf und begann in die Richtung zu gehen, aus der sie gekommen war. Sie kehrte um, stolpernd und fallend. Sie musste umkehren! Beim Gehen war sie an Wasser vorbeigekommen! War, ohne haltzumachen, an einem zwischen den Steinen plätschernden Bach vorbeigegangen! Wie konnte sie so unvernünftig sein!

Sie kam zu sich.

Die Hitze hatte nachgelassen, es wurde bald Abend. Die Sonne zeigte den Weg nach Westen. Zu den Bergen. Die Sonne durfte nicht in ihrem Rücken stehen, hatte kein Recht dazu. Ciri verscheuchte das Trugbild, hielt die Tränen zurück. Sie drehte sich um und marschierte weiter.

Sie ging die ganze Nacht hindurch, aber sehr langsam. Sie kam nicht weit. Sie schlief beim Gehen ein und träumte von Wasser. Die aufgehende Sonne fand sie auf einem Steinblock sitzend, den Blick auf die Dolchklinge gerichtet und auf den entblößten Unterarm.

Blut ist doch flüssig. Man kann es trinken.

Sie verscheuchte die Trugbilder und Albgesichter. Sie leckte den taubedeckten Dolch ab und setzte den Marsch fort.

Sie wurde ohnmächtig. Sie kam zu sich, von der Sonne und den aufgeheizten Steinen gebrannt. Vor sich, hinter dem Vorhang aus zitternder Luft, sah sie die zerklüftete, gezackte Bergkette.

Sie war näher. Viel näher.

Doch Ciri hatte keine Kraft mehr. Sie setzte sich hin. Der Dolch in ihrer Hand warf die Sonne zurück, flammte. Er war scharf. Sie wusste das.

Wozu quälst du dich, fragte der Dolch mit der ernsten, ruhigen Stimme der pedantischen Zauberin, die Tissaia de Vries hieß. Warum verurteilst du dich zum Leiden? Mach endlich Schluss damit!

Nein. Ich lasse mich nicht unterkriegen.

Du hältst das nicht aus. Weißt du, wie man vor Durst stirbt? Jeden Augenblick wirst du wahnsinnig werden, und dann ist es zu spät. Dann wirst du nicht mehr imstande sein, damit Schluss zu machen.

Nein. Ich lasse mich nicht unterkriegen. Ich halte durch.

Sie steckte den Dolch in die Scheide. Stand auf, wankte, fiel. Stand auf, wankte, marschierte weiter.

Über sich, hoch am gelben Himmel, erblickte sie einen Geier.

Als sie wieder zu sich kam, erinnerte sie sich nicht, wann sie gefallen war. Sie wusste nicht, wie lange sie gelegen hatte. Sie schaute nach oben. Dem über ihr kreisenden Geier hatten sich zwei weitere zugesellt. Sie hatte nicht genug Kraft zum Aufstehen.

Ihr war klar, dass dies das Ende war. Sie nahm es ruhig hin. Sogar mit Erleichterung.

Etwas berührte sie.

Etwas drückte ihr leicht und vorsichtig gegen den Arm. Nach der langen Zeit der Einsamkeit, da nichts als tote und reglose Steine sie umgeben hatten, bewirkte die Berührung, dass sie trotz der Erschöpfung heftig auffuhr – oder es zumindest versuchte. Das, was sie berührt hatte, schnaubte und sprang weg, wobei es laut aufstampfte.

Ciri setzte sich mit Mühe auf, rieb sich mit den Daumenknöcheln die verklebten Augenwinkel.

Ich bin verrückt geworden, dachte sie.

Ein paar Schritte vor ihr stand ein Pferd. Sie blinzelte. Es war kein Trugbild. Es war wirklich ein Pferd. Ein Pferdchen. Ein junges Pferd. Fast ein Fohlen.

Sie kam zu sich. Sie leckte sich die aufgeplatzten Lippen und hustete unwillkürlich. Das Pferdchen sprang hoch und lief davon, dass die Hufe im Kies schurrten. Es bewegte sich sehr sonderbar, und auch die Farbe war ungewöhnlich – falb oder grau. Aber vielleicht schien es auch nur so, weil das Pferd vor der Sonne stand.

Das Pferdchen wieherte und kam ein paar Schritte näher. Jetzt sah sie es besser. Gut genug, um außer der tatsächlich untypischen Farbe sofort den seltsamen unregelmäßigen Körperbau zu bemerken – kleiner Kopf, ungewöhnlich schlanker Hals, schmale Fesseln, buschiger Schwanz. Das Pferdchen blieb stehen und betrachtete sie, den Kopf zur Seite gedreht. Ciri seufzte lautlos auf.

Aus der gewölbten Stirn des Pferdchens ragte ein Horn hervor, mindestens zwei Spannen lang.

Eine unmögliche Unmöglichkeit, dachte Ciri, während sie weiter zu sich kam und ihre Gedanken sammelte. Es gibt doch auf der Welt keine Einhörner mehr, sie sind doch ausgestorben. Nicht einmal in dem Hexerbuch in Kaer Morhen hat es ein Einhorn gegeben! Nur im *Buch der Mythen* im Tempel habe ich von ihnen gelesen ... Ach ja, und im *Physiologus*, den ich in der Bank von Herrn Giancardi durchgeblättert habe, war eine Illustration, die ein Einhorn darstellte ... Aber das Einhorn von der Zeichnung erinnerte eher an eine Ziege als an ein Pferd, es hatte struppige Fesseln und einen Ziegenbart, und sein Horn war an die zwei Ellen lang ...

Sie wunderte sich, dass sie sich so gut an alles erinnerte, an Ereignisse, die eine Ewigkeit zurücklagen. Plötzlich drehte es sich ihr im Kopfe, die Eingeweide krampften sich schmerzhaft zusammen. Sie stöhnte und krümmte sich. Das Einhorn schnaubte und trat einen Schritt näher, blieb stehen, hob den Kopf hoch empor. Ciri fiel plötzlich ein, was die Bücher über Einhörner sagten.

»Du kannst ruhig näher kommen ...«, krächzte sie und versuchte sich aufzusetzen. »Du kannst, weil ich ...«

Das Einhorn schnaubte, sprang weg und galoppierte davon, schwenkte den Schweif. Doch nach einem Moment blieb es stehen, schüttelte den Kopf, scharrte mit dem Huf und wieherte laut.

»Das ist nicht wahr!«, stöhnte sie verzweifelt.

»Jarre hat mich nur einmal geküsst, und das zählt nicht! Komm zurück!«

Vor Anstrengung wurde ihr schwarz vor Augen, sie fiel kraftlos auf die Steine. Als es ihr endlich gelang, den Kopf zu heben, war das Einhorn wieder nahe. Es musterte sie forschend, neigte den Kopf und schnaubte leise.

»Hab keine Angst vor mir ...«, flüsterte sie.

»Das brauchst du nicht, denn ... denn ich sterbe ja ...«

Das Einhorn wieherte und schüttelte den Kopf. Ciri wurde ohnmächtig.

Als sie zu sich kam, war sie allein. Schmerzerfüllt, steif geworden, durstig, hungrig und mutterseelenallein. Das Einhorn war ein Trugbild gewesen, eine Täuschung, ein Traum. Und es war verschwunden, wie ein Traum verschwindet. Sie verstand das, akzeptierte es, und dennoch empfand sie Trauer und Verzweiflung, als habe das Geschöpf tatsächlich existiert, sei bei ihr gewesen und habe sie verlassen. Wie alle sie verlassen hatten.

Sie wollte aufstehen, vermochte es aber nicht. Sie stützte das Gesicht auf die Steine. Langsam griff sie an die Seite, tastete nach dem Griff des Dolches. Blut ist flüssig. Ich muss trinken.

Sie hörte Hufschlag, ein Wiehern.

»Du bist zurückgekommen ...«, flüsterte sie und hob den Kopf. »Bist du wirklich zurückgekommen?«

Das Einhorn schnaubte laut. Sie bemerkte seine Hufe, die schon nahe bei ihr waren. Die Hufe waren nass. Sie troffen geradezu vor Wasser.

Die Hoffnung verlieh ihr Kraft, erfüllte sie mit Energie. Das Einhorn führte, Ciri folgte ihm, noch immer unsicher, ob das nicht womöglich ein Traum sei. Als die Erschöpfung sie schließlich doch zu Boden warf, ging sie auf allen vieren weiter. Dann kroch sie.

Das Einhorn führte sie zwischen Felsen zu einer flachen Senke, deren Boden mit Sand bedeckt war. Ciri kroch mit letzter Kraft. Doch sie kroch. Denn der Sand war nass.

Das Einhorn blieb vor einer im Sande sichtbaren Vertiefung stehen, wieherte, scharrte kräftig mit dem Huf, einmal, zweimal, dreimal. Sie verstand. Sie kroch näher heran, half ihm. Sie wühlte und brach sich dabei die Fingernägel ab, grub, schob beiseite. Sie schluchzte wohl dabei, doch dessen war sie sich nicht sicher. Als am Grunde der Vertiefung eine morastige Flüssigkeit erschien, fiel sie sogleich mit dem Mund darüber her, schluckte das trübe Wasser mitsamt dem Sand, so gierig, dass das Wasser verschwand. Ciri beherrschte sich mit riesiger Anstrengung, grub noch tiefer, benutzte dazu den Dolch, dann setzte sie sich hin und wartete. Sie knirschte mit dem Sand auf den Zähnen und zitterte vor Ungeduld, doch sie wartete, bis die Vertiefung sich wieder mit Wasser füllte. Und dann trank sie. Lange.

Beim dritten Mal ließ sie das Wasser sich etwas setzen, trank an die vier Schlucke ohne Sand, nur mit dem Schlamm. Und da fiel ihr das Einhorn ein.

»Du hast sicherlich auch Durst, Pferdchen«, sagte sie. »Aber Morast wirst du ja nicht trinken. Kein Pferdchen trinkt Morast.«

Das Einhorn wieherte.

Ciri vertiefte die Grube, befestigte ihren Rand mit Steinen.

»Warte ein wenig, Pferdchen. Lass es sich ein bisschen setzen ...«

Das »Pferdchen« schnaubte, stampfte, wandte den Kopf ab.

»Schmoll nicht. Trink.«

Das Einhorn senkte das Maul vorsichtig zum Wasser.

»Trink, Pferdchen. Das ist kein Traum. Das ist richtiges Wasser.«

Zunächst trödelte Ciri, wollte nicht von der kleinen Quelle fortgehen. Sie hatte sich nämlich eine neue Methode zum Trinken ausgedacht, die darin bestand, das in der Vertiefung nass gemachte Taschentuch in den Mund auszudrücken, womit sie Sand und Schlamm weitgehend vermeiden konnte. Doch das Einhorn drängte, wieherte, stampfte, lief weg, kam wieder zurück. Es forderte zum Marschieren auf und zeigte den Weg. Nach heftigem Zögern gehorchte Ciri – das Tier hatte recht, sie musste gehen, zu den Bergen hingehen, aus der Wüste heraus. Sie folgte dem Einhorn, wobei sie sich umschaute und sich die Lage der Quelle genau einprägte. Sie wollte sich nicht verirren, falls sie umkehren musste.

Sie gingen den ganzen Tag lang zusammen. Das Einhorn, das sie »Pferdchen« genannt hatte, führte. Es war ein seltsames Pferdchen.

Es aß Unkraut, das nicht nur kein Pferd angerührt hätte, sondern nicht einmal eine ausgehungerte Ziege. Und als es zwischen den Steinen eine Kolonne großer Ameisen entdeckte, begann es auch die zu essen. Ciri schaute zunächst verwundert zu, dann schloss sie sich dem Festmahl an. Sie hatte Hunger.

Die Ameisen waren schrecklich sauer, doch vielleicht war gerade das der Grund, dass sie kein Brechreiz überkam. Außerdem waren es viele Ameisen, und sie konnte ein wenig die steif gewordenen Kiefer gebrauchen. Das Einhorn aß die Insekten im Ganzen, Ciri begnügte sich mit Hinterleibern und spuckte die harten Bruchstüche der Chitinpanzer aus.

Sie gingen weiter. Das Einhorn entdeckte ein paar Büschel vergilbtes Federgras und aß sie genüsslich. Diesmal schloss sich Ciri nicht an. Doch als Pferdchen im Sande Eidechseneier fand, aß sie sie, und das Einhorn schaute zu. Sie gingen weiter. Ciri entdeckte ein Büschel Federgras, wies Pferdchen darauf hin. Etwas später lenkte Pferdchen ihre Aufmerksamkeit auf einen riesigen schwarzen Skorpion mit einem Schwanz, der wohl anderthalb Spannen lang war. Ciri zertrat das ekelhafte Vieh. Als es sah, dass sie sich nicht anschickte, den Skorpion zu essen, aß das Einhorn ihn selbst und wies sie kurz darauf auf das nächste Echsengelege hin.

Wie sich erwies, war das eine durchaus zuträgliche Zusammenarbeit.

Sie gingen weiter.

Die Bergkette kam immer näher.

Als die tiefe Nacht hereinbrach, machte das Einhorn halt. Es schlief im Stehen. Ciri, die sich mit Pferden auskannte, versuchte es zunächst zu bewegen, sich hinzulegen – sie konnte versuchen, auf ihm zu schlafen und von seiner Wärme zu profitieren. Daraus wurde nichts. Pferdchen schmollte und ging weg, blieb immer auf Abstand. Überhaupt wollte sich das Einhorn nicht auf klassische Weise verhalten, wie in den gelehrten Büchern beschrieben – es dachte offensichtlich nicht daran, ihr den Kopf auf den Schoß zu legen. Ciri war voller Zweifel. Sie schloss nicht aus, dass die Bücher in Bezug auf Einhörner und Jungfrauen logen, doch es gab auch eine andere Möglichkeit. Das Einhorn war unverkennbar ein Einhornfohlen, und als Jungtier hatte es vielleicht keinen blassen Schimmer von Jungfrauen. Die Möglichkeit, dass Pferdchen imstande wäre, die paar seltsamen Träume, die sie einst hatte, wahr- und ernstzunehmen, verwarf sie. Wer nahm denn Träume ernst?

Es enttäuschte sie ein wenig. Sie wanderten zwei Tage und zwei Nächte, und das Einhorn fand kein Wasser, obwohl es welches suchte.

Ein paarmal blieb es stehen, wandte den Kopf mit dem Horn hin und her, dann trabte es, drang in Felsspalten ein, scharrte mit den Hufen im Sand. Es fand Ameisen, es fand Ameiseneier und Larven. Es fand ein Echsengelege. Es fand eine bunte Schlange, die es geschickt tottrat. Doch Wasser fand es nicht.

Ciri bemerkte, dass das Einhorn Bögen schlug, keine gerade Marschrichtung einhielt. Ihr kam der begründete Verdacht, das Geschöpf lebe keineswegs in der Wüste. Sondern habe sich einfach darin verirrt.

Wie sie selbst.

Die Ameisen, die sie immer häufiger fanden, enthielten eine saure Flüssigkeit, doch Ciri dachte immer ernsthafter daran, zu der Quelle zurückzukehren. Wenn sie noch weiter gingen und kein Wasser fänden, würden die Kräfte zur Umkehr vielleicht nicht ausreichen. Denn die Hitze war schrecklich, der Marsch zehrte an den Kräften.

Sie wollte schon beginnen, das dem Einhorn verständlich zu machen, als es plötzlich anhaltend wieherte, mit dem Schwanz wedelte und im Galopp hinab zwischen gezackte Felsen lief. Ciri folgte ihm und aß unterwegs Hinterleiber von Ameisen.

Einen großen Bereich zwischen den Felsen nahm eine breite Sandpfanne ein, und in ihrer Mitte war eine deutliche Vertiefung zu sehen.

»Ha!«, freute sich Ciri. »Bist ein kluges Pferdchen, Pferdchen. Du hast wieder eine Quelle gefunden. Dort unten muss es Wasser geben!«

Das Einhorn schnaubte anhaltend und umkreiste die Vertiefung in leichtem Trab. Ciri ging näher heran. Die Vertiefung war groß, sie maß mindestens zwanzig Fuß im Durchmesser. Sie war exakt und gleichmäßig kreisförmig und erinnerte an einen Trichter, so regelmäßig, als habe jemand ein riesiges Ei im Sande abgedrückt. Plötzlich begriff Ciri, dass so eine regelmäßige Form nicht von selbst entstehen konnte. Doch es war schon zu spät.

Am Grunde des Trichters bewegte sich etwas, und Ciri schlug ein heftiger Hagel von Sand und Kies ins Gesicht. Sie sprang zurück, fiel hin und stellte fest, dass sie abwärts rutschte. Die heraufschießenden Kiesfontänen trafen nicht nur sie – sie trafen den Rand des Trichters, und der Rand sackte in Wellen ab und zog sie mit hinab. Sie schrie auf, ließ wie ein Schwimmer die Arme kreisen und versuchte vergebens, einen Halt für die Füße zu finden. Sofort wurde ihr klar, dass heftige Bewegungen alles nur noch schlimmer machten, den Sand stärker rutschen ließen. Sie drehte sich auf den Rücken, stemmte die Fersen fest in den Boden und breitete die Arme aus. Der Sand am Grunde bewegte sich und wogte, sie sah die daraus hervorkommenden braunen, hakenbewehrten Scheren, eine gute halbe Elle lang. Abermals schrie sie, diesmal viel lauter.

Der Kieshagel hörte plötzlich auf, auf sie einzuschlagen, und traf auf den gegenüberliegenden Rand des Trichters. Das Einhorn bäumte sich auf, der Rand brach unter ihm ab. Es versuchte, sich aus dem Treibsand zu befreien, doch vergebens – es versank immer tiefer darin und rutschte immer schneller zum Grunde hin. Die schrecklichen Scheren begannen heftig auf- und zuzugehen. Das Einhorn wieherte verzweifelt, warf sich hin und her, schlug ohnmächtig mit den Vorderhufen auf den hinabgleitenden Sand ein. Seine Hinterbeine steckten fest. Als es bis zum Grunde des Trichters gerutscht war, packten es die grausamen Zangen des im Sande verborgenen Geschöpfs.

Als sie den wilden Schmerzensschrei hörte, brüllte Ciri wütend auf und stürzte sich hinab, wobei sie den Dolch aus der Scheide riss. Sobald sie unten war, erkannte sie, dass sie einen Fehler gemacht hatte. Das Ungeheuer lag tief verborgen, die Dolchstiche erreichten es nicht durch die Sandschicht. Zu allem Übel war das Einhorn, von den monströsen Scheren gepackt und in die sandige Falle herabgezogen, vor Schmerz wahnsinnig, es schrie, stieß blindlings mit den Vorderhufen zu und drohte Ciri die Knochen zu brechen.

Die Tänze und Kunststücke der Hexer nützten hier nichts. Doch es gab einen ziemlich einfachen Zauberspruch. Ciri rief die *Kraft* herbei und schlug mit Telekinese zu.

Eine Sandwolke schoss empor und enthüllte das verborgene Ungeheuer, das ein Bein des Einhorns umklammert hielt. Ciri schrie entsetzt auf. Etwas derart Hässliches hatte sie noch nie im Leben gesehen, auf keiner Illustration, in keinem Hexerbuch. Etwas derart Abscheuliches hatte sie sich nicht einmal vorzustellen vermocht.

Das Ungeheuer war graubraun, länglich und angeschwollen wie eine mit Blut vollgesogene Wanze; die schmalen Segmente des fassförmigen Körpers bedeckten spärliche Stoppeln. Beine schien es überhaupt nicht zu haben, dafür waren die Scheren fast so lang wie es selbst.

Das seiner Sandbedeckung beraubte Geschöpf ließ sogleich das Einhorn los und begann, sich mit schnellen, heftigen Zuckungen des aufgedunsenen Körpers einzugraben. Das gelang ihm ausnehmend gut, und das aus dem Trichter herausstrebende Einhorn half ihm auch noch, indem es Sandlawinen herabstieß. Ciri wurde von Wut und Rachedurst erfasst. Sie stürzte sich auf das unter dem Sand kaum noch sichtbare Scheusal und stieß den Dolch in den gewölbten Rücken. Sie griff von hinten an, hielt sich wohlweislich von den auf- und zugehenden Scheren fern, mit denen das Ungeheuer, wie sich zeigte, ziemlich weit nach hinten reichen konnte. Sie stieß abermals zu, und das Geschöpf grub sich mit unheimlicher Geschwindigkeit ein. Doch es tat es nicht, um zu fliehen. Sondern um anzugreifen. Um sich vollends zu verbergen, genügten ihm zwei weitere Zuckungen. Dies getan, stieß es mit Macht eine Welle Kies los, der Ciri fast bis zu den Hüften begrub. Sie riss sich los und warf sich nach hinten, doch sie konnte nirgendwohin entkommen – es war noch immer ein Trichter in dem lockeren Sand, jede Bewegung zog sie nach unten. Der Sand am Grunde aber wallte in einer auf sie zulaufenden Woge auf, aus der Woge streckten sich auf- und zuklappende, mit scharfen Haken bewehrte Scheren heraus.

Es rettete sie Pferdchen. Zum Boden des Trichters gerutscht, schlug das Einhorn mit Macht auf die Wölbung im Sand ein, die das darunter verborgene Ungeheuer verriet. Von den wilden Hufschlägen wurde der graue Rücken freigelegt. Das Einhorn senkte den Kopf und nagelte das Scheusal mit dem Horn fest, zielsicher, an der Stelle, wo der scherenbewehrte Kopf in den aufgedunsenen Körper überging. Als sie sah, wie die Zangen des zu Boden gedrückten Monsters ohnmächtig im Sande wühlten, sprang Ciri hinzu und hieb den Dolch mit ganzer Kraft in den zuckenden Körper. Sie riss die Klinge heraus, stieß wieder zu. Und wieder. Das Einhorn riss sein Horn heraus und ließ die Vorderhufe mit Wucht auf den fassförmigen Körper prallen.

Das Monster versuchte nicht länger, sich einzugraben. Es bewegte sich überhaupt nicht mehr. Der Sand ringsum wurde von einer grünlichen Flüssigkeit durchnetzt.

Nicht ohne Mühe kletterten sie aus dem Trichter heraus. Nachdem sie sich ein paar Schritte entfernt hatte, ließ sich Ciri kraftlos in den Sand fallen, atmete schwer und zitterte unter den Wellen von Adrenalin, die Kehle und Schläfen angriffen. Das Einhorn ging im Bogen um sie herum. Es schritt schwerfällig, aus der Wunde am Bein rann ihm Blut hinunter zur Fessel, dass die Schritte von einer blutigen Spur markiert wurden. Ciri kam auf alle viere und übergab sich heftig. Nach einer Weile stand sie auf, ging wankend zu dem Einhorn, doch Pferdchen ließ sich nicht berühren. Es lief weg, worauf es sich auf die Seite legte und im Sand wälzte. Und dann säuberte es das Horn, indem es es mehrfach in den Sand stieß.

Ciri reinigte ihrerseits die Dolchklinge und wischte sie ab, wobei sie immer wieder unruhige Blicke zu dem nahen Trichter warf. Das Einhorn stand auf, wieherte, kam im Schritt auf sie zu.

»Ich würde mir gern deine Wunde ansehen, Pferdchen.«

Pferdchen wieherte und schüttelte den gehörnten Kopf.

»Dann eben nicht. Wenn du gehen kannst, lass uns gehen. Wir sollten lieber nicht hierbleiben.«

Wenig später erschien auf ihrem Weg die nächste ausgedehnte Sandpfanne, die bis zu den sie begrenzenden Felsen mit in den Sand gegrabenen Trichtern übersät war. Ciri betrachtete sie entsetzt – manche Trichter waren mindestens doppelt so groß wie der, in dem sie unlängst um ihr Leben gekämpft hatten.

Sie wagten es nicht, die Sandpfanne zu überqueren, indem sie zwischen den Trichtern lavierten. Zwar war Ciri überzeugt, dass die Trichter Fallen für unvorsichtige Opfer und die darin sitzenden Monster mit den langen Scheren nur für Wesen gefährlich waren, die hineinfielen. Wenn man Vorsicht übte und sich von den Vertiefungen fernhielt, konnte man die Sandfläche überqueren, ohne Angst zu haben, eins der Ungeheuer könne aus dem Trichter klettern und Jagd auf einen machen. Sie war sich sicher, dass kein Risiko bestand – doch sie wollte lieber nicht die Probe aufs Exempel machen. Das Einhorn war sichtlich ähnlicher Meinung – es wieherte, schnaubte und lief fort, zog sie von der Sandpfanne weg. Sie legten ein gutes Stück Weges zurück, indem sie das gefährliche Terrain in weitem Bogen umgingen, sich bei den Felsen und auf festem steinigem Grund hielten, durch den keine der Bestien sich durchzugraben imstande wäre.

Unterwegs wandte Ciri kein Auge von den Trichtern. Ein paarmal sah sie, wie aus den mörderischen Fallen Fontänen von Sand emporschossen – die Ungeheuer vertieften und erneuerten ihre Wohnsitze. Manche Trichter lagen so dicht beeinander, dass der von einem Monster herausgeworfene Kies in andere Vertiefungen fiel, die am Boden verborgenen Geschöpfe alarmierte, und dann begann eine furchteinflößende Kanonade, eine Weile lang pfiff und prasselte der Sand umher wie Hagel.

Ciri fragte sich, worauf die Sandungeheuer in der wasserlosen und toten Einöde Jagd machten. Die Antwort stellte sich von selbst ein – aus einer der nächsten Vertiefungen kam in hohem Bogen ein dunkler Gegenstand geflogen, der unweit von ihnen zu Boden fiel. Nach kurzem Zögern ging sie von den Felsen herunter auf den Sand. Was aus dem Trichter geflogen war, erwies sich als die Leiche eines Nagetiers, das an ein Kaninchen erinnerte. Zumindest, was das Fell anging. Denn der Kadaver war zusammengekrümmt, hart und trocken wie Werg, leicht und leer wie eine Blase. Es war kein einziger Tropfen Blut darin. Ciri schauderte – sie wusste nun, worauf die Scheusale Jagd machten und wie sie sich ernährten.

Das Einhorn wieherte warnend. Ciri blickte auf. In der nächsten Umgebung gab es keine Trichter, der Sand war eben und glatt. Doch vor ihren Augen wallte dieser ebene und glatte Sand plötzlich auf, und die unruhige Stelle bewegte sich schnell auf sie zu. Sie warf den ausgesaugten Balg fort und lief rasch zu den Felsen.

Die Entscheidung, die Sandpfanne zu meiden, hatte sich als sehr richtig erwiesen.

Sie gingen weiter, umgingen sogar die kleinste Sandfläche, hielten sich ausschließlich auf festem Boden.

Das Einhorn ging langsam, stolperte dabei. Aus seinem verletzten Schenkel floss immer noch Blut. Doch nach wie vor erlaubte es ihr nicht, näher zu kommen und die Wunde zu untersuchen.

Die Sandpfanne wurde wesentlich schmaler und begann sich zu winden. Der feine und lockere Sand wich grobem Kies, dann Geröll. Trichter hatten sie schon lange nicht mehr gesehen, also beschlossen sie, auf dem durch die Sandpfanne vorgezeichneten Weg zu gehen. Obwohl sie erneut von Durst und Hunger gequält wurde, begann Ciri, sich schneller zu bewegen. Es gab Hoffnung. Die steinige Sandpfanne war gar keine. Es war das Bett eines Flusses, der von den Bergen her kam. In dem Flussbett war kein Wasser, doch es führte zu den Quellen – die zu schwach und zu unergiebig waren, um das Bett zu füllen, aber gewiss ausreichten, um sich sattzutrinken.

Sie ging schneller, musste ihren Schritt jedoch wieder verlangsamen. Denn das Einhorn bewegte sich immer schwerfälliger. Es ging mit sichtlicher Mühe, stolperte, zog ein Bein nach, stellte den Huf schräg. Als es Abend wurde, legte es sich hin. Es stand nicht auf, als sie herantrat. Es erlaubte ihr, sich seine Wunde anzusehen. Es waren zwei Wunden, beiderseits des stark geschwollenen, heißen Schenkels. Beide Wunden waren entzündet, beide bluteten immer noch, aus beiden floss zusammen mit dem Blut klebriger, widerlich riechender Eiter.

Das Ungeheuer war giftig gewesen.

Tags darauf war es noch schlimmer. Das Einhorn konnte kaum gehen. Am Abend legte es sich auf die Steine und wollte nicht mehr aufstehen. Als sie sich neben ihm hinkniete, berührte es den verwundeten Schenkel mit Nüstern und Horn, wieherte. In diesem Wiehern lag Schmerz.

Der Eiter lief immer stärker, der Geruch war abstoßend. Ciri holte den Dolch hervor. Das Einhorn schrie mit dünner Stimme, versuchte aufzustehen, stürzte mit dem Hinterteil auf die Steine.

»Ich weiß nicht, was ich machen soll ...«, schluchzte sie und schaute auf die Klinge. »Ich weiß es wirklich nicht ... Sicherlich muss man die Wunde aufschneiden, Eiter und Gift herausdrücken ... Aber ich kann das nicht! Womöglich verletze ich dich noch schlimmer!«

Das Einhorn versuchte den Kopf zu heben, wieherte. Ciri setzte sich auf die Steine, hielt sich den Kopf mit den Händen.

»Zu heilen hat man mir nicht beigebracht«, sagte sie bitter. »Sie haben mir beigebracht zu töten und mir erklärt, dass ich auf diese Weise Leben retten kann. Das war eine große Lüge, Pferdchen. Sie haben mich belogen.«

Die Nacht brach herein, es wurde rasch dunkel. Das Einhorn lag da, Ciri überlegte fieberhaft. Sie sammelte Kraut und Stengel, die am Ufer des ausgetrockneten Flusses reichlich wuchsen, doch Pferdchen wollte nichts essen. Den Kopf hatte es kraftlos auf die Steine gelegt, versuchte nicht mehr, ihn zu heben. Es blinzelte nur mit den Augen. In seiner Schnauze erschien Schaum.

»Ich kann dir nicht helfen, Pferdchen«, sagte sie mit erstickter Stimme. »Ich habe nichts ...«

Außer der Magie. Ich bin Zauberin.

Sie stand auf, streckte die Hände aus. Nichts. Sie brauchte viel magische Energie, doch es gab keine Spur davon. Das hatte sie nicht erwartet, sie war überrascht. Wasseradern gibt es doch überall. Sie tat ein paar Schritte in die eine, dann in die andere Richtung. Sie begann im Kreis zu gehen. Sie ging zurück.

Nichts.

»Du verfluchte Wüste!«, schrie sie und ballte die Fäuste. »In dir gibt es nichts! Weder Wasser noch Magie! Dabei sollte Magie doch überall sein! Das war auch gelogen! Alle haben mich belogen, alle!«

Das Einhorn wieherte.

Magie ist überall. Sie ist im Wasser, in der Erde, in der Luft ...

Und im Feuer.

Ciri hieb sich wütend mit der Faust an die Stirn. Das war ihr zuvor nicht eingefallen, vielleicht, weil es dort zwischen den kahlen Steinen nicht einmal etwas zu verbrennen gegeben hatte. Doch jetzt hatte sie trockenes Kraut und Stengel zur Hand, und um einen winzigen Funken zu erzeugen, sollte das bisschen Energie ausreichen, das sie noch in sich fühlte ...

Sie sammelte mehr Stengel, legte sie zu einem Haufen zusammen, ringsum trockenes Kraut. Vorsichtig streckte sie die Hand aus.

»Aenye!«

Der Haufen wurde heller, eine Flamme begann zu flackern, wurde stärker, erfasste die Blätter, verzehrte sie, schoss nach oben. Ciri warf noch mehr Stengel hinein.

Was jetzt, dachte sie, während sie die lebhafter werdende Flamme betrachtete. Schöpfen? Wie? Yennefer hatte ihr verboten, die Energie des Feuers anzurühren ... Aber mir bleibt keine Wahl! Und keine Zeit! Ich muss handeln! Die Stengel und Blätter verbrennen schnell ... Das Feuer wird erlöschen ... Das Feuer ... Wie schön es ist, wie warm ...

Sie wusste nicht, wann und wie es geschah. Sie schaute ins Feuer und spürte plötzlich einen Druck in den Schläfen. Sie fasste sich an die Brust, hatte das Gefühl, die Rippen würden ihr bersten. Im Unterbauch, im Schritt und in den Brustwarzen begann ein Schmerz zu hämmern, der sich augenblicklich in entsetzliche Lust verwandelte. Sie stand auf. Nein, sie stand nicht auf. Sie schoss empor.

Die *Kraft* erfüllte sie wie geschmolzenes Blei. Die Sterne am Himmel begannen zu tanzen, als spiegelten sie sich auf der Oberfläche eines Teiches. Der im Westen flammende Stern, den sie Auge genannt hatte, explodierte in Helligkeit. Sie nahm diese Helligkeit und zusammen mit ihr die *Kraft*.

»Hael, Aenye!«

Das Einhorn wieherte wild und versuchte aufzustehen, stützte sich auf die Vorderhufe. Ciris Hand hob sich von selbst, formte von selbst eine Geste, der Mund rief von selbst den Spruch. Aus den Fingern strömte eine sprühende, wogende Helligkeit. Das Feuer loderte fauchend auf.

Die aus ihrer Hand hervorbrechenden Lichtwogen berührten den verletzten Schenkel des Einhorns, sammelten sich, drangen ein.

»Ich will, dass du gesund bist! Ich will es! Vess’hael, Aenye!«

Die *Kraft* explodierte in ihr, erfüllte sie mit wilder Euphorie. Das Feuer schoss empor, ringsum wurde es heller. Das Einhorn hob den Kopf, wieherte, sprang dann plötzlich auf, tat ungeschickt ein paar Schritte. Es streckte den Hals aus, berührte mit der Schnauze den Schenkel, bewegte die Nüstern, schnaubte – wie ungläubig. Es wieherte laut und anhaltend, bäumte sich auf, schlug mit dem Schweif und lief im Galopp ums Feuer.

»Ich habe dich geheilt!«, schrie Ciri stolz.

»Geheilt! Ich bin eine Zauberin! Es ist mir gelungen, *Kraft* aus dem Feuer zu schöpfen! Ich habe diese *Kraft*! Ich kann alles!«

Sie wandte sich um. Das Feuer prasselte, versprühte Funken.

»Wir brauchen keine Quellen mehr zu suchen! Wir brauchen keinen ausgegrabenen Morast mehr zu trinken! Ich habe jetzt Kraft! Ich spüre die Kraft, die in diesem Feuer ist! Ich werde bewirken, dass es in dieser verfluchten Wüste regnet! Dass Wasser aus den Felsen springt! Dass hier Blumen wachsen! Gras!

Kohlrabi! Ich kann jetzt alles! Alles!«

Mit einer heftigen Bewegung hob sie beide Hände, rief Sprüche und skandierte Beschwörungen. Sie verstand sie nicht, erinnerte sich nicht, wann sie sie gelernt und ob sie sie jemals angewandt hatte. Es hatte keine Bedeutung. Sie spürte Macht, spürte Kraft, brannte wie das Feuer. Sie war das Feuer. Sie zitterte vor Kraft, die sie durchdrang.

Den Nachthimmel durchschnitt plötzlich das Band eines Blitzes, zwischen Steinen und Pflanzen heulte ein Windstoß auf. Das Einhorn wieherte durchdringend und bäumte sich auf. Das Feuer schoss empor, explodierte. Die gesammelten Stengel und Blätter waren längst verbrannt, jetzt brannte der Fels selbst. Doch Ciri beachtete das nicht. Sie spürte die Kraft. Sie sah nur das Feuer. Sie hörte nur das Feuer.

Du kannst alles, flüsterten die Flammen, du hast dir unsere Kraft angeeignet, du kannst alles. Die Welt liegt dir zu Füßen. Du bist groß. Du bist mächtig.

Zwischen den Flammen eine Gestalt. Eine hochgewachsene junge Frau mit langen, glatten pechschwarzen Haaren. Die Frau lacht, wild, grausam, das Feuer umtost sie.

Du bist mächtig! Die dir ein Leid zugefügt haben, wussten nicht, mit wem sie sich anlegen! Räche dich! Zahl es ihnen heim! Zahl es allen heim! Sie sollen vor Angst zu deinen Füßen zittern, sie sollen mit den Zähnen klappern, sie sollen es nicht wagen, aufzublicken zu deinem Gesicht! Es soll ihnen leidtun! Du aber sollst kein Mitleid kennen! Zahl es ihnen heim! Zahl allen alles heim! Rache!

Hinter dem Rücken der Schwarzhaarigen Feuer und Rauch, im Rauche Reihen von Galgen, von Pfählen, Schafotte und Gerüste, Berge von Leichen. Das sind die Leichen der Nilfgaarder, derer, die Cintra erobert und geplündert haben, die König Eist und ihre Großmutter Calanthe erschlagen, die Menschen auf den Straßen der Stadt ermordet haben. Am Galgen baumelt ein Ritter in schwarzer Rüstung, der Strick knirscht, ringsum drängen sich Raben, die versuchen, ihm durchs Visier des geflügelten Helms die Augen auszuhacken. Weitere Galgen ziehen sich bis zum Horizont hin, daran hängen die Scioa’tael, diejenigen, die in Kaedwen Paulie Dahlberg umgebracht haben, diejenigen, die sie auf der Insel Thanedd verfolgten. Auf einem hohen Pfahl zuckt der Zauberer Vilgefortz, sein schönes, täuschend edles Gesicht ist verzerrt und blauschwarz vor Qual, das spitze und blutige Ende des Pfahls ragt ihm am Schlüsselbein heraus ... Die anderen Zauberer von Thanedd knien am Boden, ihre Hände sind hinterm Rücken gefesselt, und die angespitzten Pfähle warten schon ...

Die mit Reisighaufen umgebenen Pfähle ziehen sich bis zum flammenden, von Rauchsäulen gezeichneten Horizont hin. Am nächsten Pfahl, mit Ketten festgemacht, steht Triss Merigold ... Weiter Margarita Laux- Antille ... Mutter Nenneke ... Jarre ... Fabio Sachs ...

Nein. Nein. Nein.

Doch, schreit die Schwarzhaarige, Tod allen, zahl es ihnen allen heim, verachte sie alle! Sie alle haben dich gekränkt oder wollten dich kränken! Vielleicht werden sie dich eines Tages kränken wollen! Verachte sie, denn die Zeit der Verachtung ist gekommen! Verachtung, Rache und Tod! Tod der ganzen Welt! Tod, Vernichtung und Blut!

*Blut an deinen Händen, Blut dort überall* ...

Sie haben dich verraten! Dich getäuscht! Dich gekränkt! Jetzt hast du die Macht, räche dich!

Yennefers Lippen sind aufgesprungen, zerschlagen, sie bluten, an ihren Händen und Füßen sind Fesseln, schwere Ketten, an den nassen und schmutzigen Wänden des Kerkers befestigt. Das ums Schafott versammelte Volk johlt, der Dichter Rittersporn legt den Kopf auf den Block, die Schneide des Henkerbeils funkelt über ihm. Die unter dem Schafott versammelten Straßenjungen falten ein Tuch auf, um das Blut darin aufzufangen ... Das Gebrüll der Menge übertönt den Schlag, unter dem das Gerüst erzittert ...

Sie haben dich verraten! Belogen und betrogen! Alle! Du warst für sie eine Marionette, eine Puppe am Schnürchen! Sie haben dich ausgenutzt! Haben dich zum Hunger verurteilt, zu der sengenden Sonne, zum Durst, zur Heimatlosigkeit, zur Einsamkeit! Die Zeit der Verachtung und der Rache ist gekommen! Du hast die Kraft! Du bist mächtig! Die ganze Welt soll vor dir zittern! Die ganze Welt soll vor dem Älteren Blute zittern!

Aufs Schafott werden die Hexer geführt – Vesemir, Eskel, Coën, Lambert. Und Geralt ... Geralt wankt, ist blutüberströmt ...

»Nein!!!«

Rings um sie Feuer, hinter der Flammenwand ein wildes Wiehern, Einhörner bäumen sich auf, schütteln die Köpfe, schlagen mit den Hufen. Ihre Mähnen gleichen zerfetzten Kriegsbannern, ihre Hörner sind lang und scharf wie Schwerter. Die Einhörner sind groß, groß wie Schlachtrösser, viel größer als ihr Pferdchen. Wo kommen sie her? Wo kommen so viele von ihnen her? Die Flamme schießt fauchend empor. Die schwarzhaarige Frau hebt die Hände, an ihren Händen ist Blut. Ihre Haare verströmen Hitze.

*Brenn, brenn, Falka!*

»Fort! Geh weg! Ich will dich nicht! Ich will deine Macht nicht!«

*Brenn, Falka!*

»Ich will nicht!«

Du willst! Dich verlangt danach! Verlangen und Gier brennen in dir wie eine Flamme, die Lust hält dich gefangen! Das ist Macht, das ist Kraft, das ist Herrschaft! Die höchste Lust der Welt!

Ein Blitz. Donnern. Wind. Hufschlag und Wiehern der um das Feuer rasenden Einhörner.

»Ich will diese Kraft nicht! Ich will sie nicht! Ich entsage ihr!«

Sie wusste nicht, ob das Feuer verloschen oder ihr schwarz vor Augen geworden war. Sie fiel hin und spürte auf dem Gesicht die ersten Regentropfen.

*Dem Wesen muss die Existenz genommen werden. Man darf nicht zulassen, dass es existiert. Das Wesen ist gefährlich.*

*Bestätigung.*

*Widerspruch. Das Wesen hat die* Kraft *nicht für sich selbst herbeigerufen. Es hat es getan, um Ihuarraquax zu retten. Das Wesen hat Mitleid. Dank dem Wesen ist Ihuarraquax wieder unter uns.*

*Aber das Wesen hat die* Kraft *. Wenn es sie eines Tages gebrauchen will* ...

*Es wird sie nicht gebrauchen können. Niemals. Es hat ihr entsagt. Vollends. Die* Kraft *ist verschwunden. Das ist sehr seltsam* ...

*Wir werden die Wesen niemals verstehen.*

*Und wir brauchen sie nicht zu verstehen! Lasst uns dem Wesen die Existenz nehmen. Ehe es zu spät ist. Bestätigung.*

*Widerspruch. Wir wollen hier fortgehen. Das Wesen lassen wir zurück. Wir überlassen es seiner Vorherbestimmung.*

Sie wusste nicht, wie lange sie auf den Steinen gelegen hatte, zitternd, den Blick gen Himmel gerichtet, der seine Farben wechselte. Es war abwechselnd dunkel und hell, kalt und heiß, sie aber lag da, kraftlos, ausgetrocknet und leer wie jener Balg, jener Kadaver des Nagetiers, der ausgesaugt und aus dem Trichter geworfen worden war.

Sie dachte an nichts. Sie war einsam, sie war leer. Sie hatte nichts mehr und fühlte in sich nichts. Da war kein Durst, kein Hunger, keine Erschöpfung, keine Furcht. Alles war verschwunden, sogar der Wille zu überleben. Da war nur eine große, kalte, entsetzliche Leere. Sie empfand diese Leere mit ihrem ganzen Sein, mit jeder Zelle ihres Organismus.

Sie fühlte Blut an der Innenseite ihrer Schenkel. Es war ihr gleichgültig. Sie war leer. Sie hatte alles verloren.

Der Himmel wechselte seine Farben. Sie bewegte sich nicht. Hatte es denn in der Wüste irgendeinen Sinn, sich zu bewegen?

Sie bewegte sich nicht, als in ihrer Nähe Hufschlag erklang, Hufeisen klirrten. Sie reagierte nicht auf die lauten Rufe, auf die erhobenen Stimmen, auf das Schnauben der Pferde. Sie bewegte sich nicht, als harte, starke Hände sie ergriffen. Als man sie aufhob, hing sie schlaff herab. Sie reagierte nicht, als man an ihr zerrte und sie schüttelte, nicht auf die scharfen, heftigen Fragen. Sie verstand sie nicht und wollte sie nicht verstehen.

Sie war leer und gleichgültig. Gleichgültig nahm sie das Wasser hin, das ihr aufs Gesicht spritzte. Als man ihr eine Feldflasche an den Mund hielt, sträubte sie sich nicht. Sie trank. Gleichgültig.

Auch später war sie gleichgültig. Sie wurde auf einen Sattel gezogen. Im Schritt war sie empfindlich und hatte Schmerzen. Sie zitterte, also wurde sie in eine Pferdedecke gehüllt. Sie war kraftlos und schlaff, rutschte aus den Händen, also wurde sie mit einem Gürtel an dem hinter ihr sitzenden Reiter festgebunden. Der Reiter stank nach Schweiß und Urin. Es war ihr gleichgültig.

Ringsum waren Berittene. Viele Berittene. Ciri betrachtete sie gleichgültig. Sie war leer, hatte alles verloren. Nichts hatte mehr eine Bedeutung.

Nichts.

Nicht einmal, dass der Ritter, der die Berittenen befehligte, am Helm die Flügel eines Raubvogels trug.

*Als Feuer an den Scheiterhaufen der Verbrecherin gelegt ward und die Flammen sie erfaßten, hub selbige an, die auf dem Platze versammelten Ritter, Barone, Zauberer und Ratsherren mit so gräßlichen Worten zu überschütten, dass Entsetzen sie alle erfaßte. Wenngleich man zuvor nur nasse Scheite auf den Haufen gelegt hatte, damit die Teuflin nicht zu geschwinde stürbe und den Feuertod zur Gänze erführe, ward nun befohlen, schleunigst trockenes Holz nachzulegen und die Hinrichtung zu Ende zu bringen. Doch es saß wahrlich ein Dämon in jener Verfluchten, denn wiewohl sie schon tüchtig zischte, gab sie keinen Schmerzenslaut von sich, sondern stieß noch gräßlichere Flüche aus. »Es wird ein Rächer aus meinem Blute geboren werden«, schrie sie laut. »Aus dem geschändeten Älteren Blute wird er geboren werden, der die Völker und die Welten vernichtet! Er wird meine Qual rächen! Tod, Tod und Rache euch allen und euren Kindeskindern!« Nur so viel vermochte sie zu schreien, ehe daß sie verbrannte. Also starb Falka, solche Strafe erlitt sie für das vergossene unschuldige Blut.*

Roderick de Novembre, *Weltgeschichte*, Bd. II

# 

# Das siebte Kapitel

Schaut sie euch an. Von der Sonne verbrannt, verletzt, ausgedörrt. Trinkt immerzu wie’n Schwamm und is ausgehungert, dass es zum Fürchtn is. Ich sag euch, die is von Ostn gekomm’. Is durch Korath gekomm’. Durch die Bratpfanne.«

»Du spinnst! In der Bratpfanne bleibt niemand am Leben. Sie is von Westn gekomm’, von den Bergn her, im Bett des Verlornen Flusses. Is grad mal in den Rand von Korath vorgedrung’, und das hat schon gereicht. Wie wir sie gefundn habm, war sie schon gefalln, lag bewusstlos da.«

»Im Westn zieht sich die Wüste auch meilnweit hin. Wo is sie da hergekomm’?«

»Sie is gerittn. Wer weiß, von wie weit her. In ihrer Nähe warn Hufspuren. Ihr Pferd muss sie im Verlorenen Fluss abgeworfn habm, darum is sie so zerschlagn, voll blauen Flecken.«

»Wieso is sie für Nilfgaard derart wichtig, frag ich mich? Wie uns der Präfekt auf die Suche geschickt hat, dacht ich, irgend ’ne wichtige Adlige is verlorn gegang’. Aber die? ’n gewöhnlicher Schmutzfink, der erstbeste Abschaum, noch dazu rundrum stumm. Ich weiß wirklich nicht, Flenner, ob wir die richtige gefundn habm ...«

»Sie isses. Aber gewöhnlich is die nicht. ’ne Gewöhnliche hättn wir tot vorgefundn.«

»Viel hat nicht gefehlt. Der Regn muss sie gerettet habm. Verdammt, die ält’stn Leute erinnern sich an kein’ Regn in der Bratpfanne. Die Wolkn machn um Korath immer ’nen Bogn ... Sogar wenn’s in den Tälern regnet, fällt dort kein einziger Tropfen!«

»Schaut sie euch an, wie sie futtert. Als ob sie ’ne Woche lang nichts zu beißn gekriegt hätte ... He, du, Schlampe! Schmeckt dir der Speck? Das trockn Brot?«

»Musst auf Elfisch fragn. Oder auf Nilfgaardisch. Gewöhnliche Menschensprache versteht die nicht. Das is irgend so’n Elfendreck ...«

»’ne Schwachsinnige, unterentwickelt. Wie ich sie heute früh auf’s Pferd gesetzt hab, saß sie da wie ’ne Holzpuppe.«

»Ihr habt keine Augn im Kopf.« Der Große mit dem schütteren Haar, den sie Flenner nannten, ließ die Zähne blitzen. »Was seid ihr denn für Greifer, wenn ihr sie noch nicht durchschaut habt! Die is weder dumm noch unvernünftig. Sie tut bloß so. Das is ’n seltsamer und schlauer Vogel.«

»Und wieso is sie so wichtig für Nilfgaard? ’ne Belohnung habm sie versprochn, alle Patrouillen losgeschickt ... Wieso?«

»Das weiß ich nicht. Aber wenn man sie richtig fragn würd ... Mit der Peitsche auf’m Buckel fragn ... Ha! Habt ihr gemerkt, wie sie mich angeschaut hat? Die versteht alles, hört genau hin. He, Mädel! Ich bin Flenner, ein Fährtensucher, Greifer genannt. Und das hier, schau’s dir an, is ’ne Peitsche, Prügel genannt! Is dir deine Haut aufm Buckel lieb? Dann red jetzt gleich ...«

»Genug! Schweigen!«

Der laute, scharfe, keinen Widerspruch duldende Befehl kam vom anderen Lagerfeuer, an dem der Ritter mit seinem Knappen saß.

»Langweilt ihr euch, Greifer?«, fragte der Ritter drohend. »Dann marsch an die Arbeit! Pferde in Ordnung bringen! Meine Rüstung und Waffen putzen! In den Wald, Holz holen! Und das Mädchen nicht anrühren! Habt ihr verstanden, Kerle?«

»Jawohl, edler Herr Sweers«, brummte Flenner. Seine Kameraden senkten die Köpfe.

»An die Arbeit! Ausführung!«

Die Greifer begannen zu flüstern. »Mit diesm Scheißkerl sind wir gestraft«, murmelte einer.

»Dass uns der Präfekt auch ausgerechnet den vor die Nase gesetzt hat, den beschissnen Ritter ...«

»Tut sich wichtig«, brummte leise ein zweiter, während er zu dem Ritter hinschielte. »Dabei warn wir es, die Greifer, die das Mädel gefundn habm ... War unser Riecher, dass wir ins Bett des Verlorenen Flusses gerittn sind.«

»Stimmt. Unser Verdienst, aber die Belohnung wird der hohe Herr kassiern, uns ein paar Groschn abgebm ... ’n Florin hinwerfn, da hast du, Greifer, bedank dich für die herrschaftliche Gnade ...«

»Haltet’s Maul«, zischte Flenner, »sonst hört er’s noch ...«

Ciri blieb allein beim Feuer. Der Ritter und der Knappe betrachteten sie forschenden Blickes, sagten aber nichts.

Der Ritter war ein älterer, aber kräftiger Mann mit einem strengen, von Narben gezeichneten Gesicht. Beim Ritt trug er auf dem Kopf immer einen Helm mit Vogelschwingen, doch das waren nicht die Schwingen, die Ciri in ihren Albträumen und später auf der Insel Thanedd gesehen hatte. Das war nicht der Schwarze Ritter von Cintra. Doch es war ein Nilfgaarder Ritter. Wenn er Befehle erteilte, sprach er die Gemeinsprache flüssig, aber mit ausgeprägtem Akzent ähnlich dem Akzent der Elfen. Mit seinem Knappen hingegen, einem jungen Mann, wenig älter als Ciri, unterhielt er sich in einer Sprache, die der Älteren Rede ähnelte, aber weniger melodiös war, härter. Das musste Nilfgaardisch sein. Ciri, die die Ältere Rede gut kannte, verstand die meisten Wörter. Doch sie ließ es sich nicht anmerken. Am ersten Lagerplatz, am Rande der Wüste, die die Bratpfanne oder Korath genannt wurde, hatten der Nilfgaarder Ritter und sein Knappe sie mit Fragen überschüttet. Damals hatte sie nicht geantwortet, weil sie gleichgültig und betäubt war, nur halb bei Bewusstsein. Nach ein paar Tagen, als sie aus den Felsschluchten in grüne Täler hinabgeritten waren, war Ciri zu sich gekommen, hatte endlich begonnen, die Welt ringsum wahrzunehmen und träge zu reagieren. Doch sie antwortete weiterhin nicht auf Fragen, also hörte der Ritter auf, sie überhaupt anzusprechen. Er schien sie nicht zu beachten. Mit ihr befassten sich nur die Kerle, die sich Greifer nennen ließen. Die versuchten sie ebenfalls auszufragen. Sie waren aggressiv.

Doch der Nilfgaarder mit dem Flügelhelm rief sie rasch zur Ordnung. Es war klar und offensichtlich, wer hier Herr war und wer Knecht.

Ciri spielte die beschränkte Stumme, spitzte aber aufmerksam die Ohren. Nach und nach begann sie, ihre Lage zu verstehen. Sie war Nilfgaard in die Hände gefallen. Nilfgaard hatte sie gesucht und gefunden, zweifellos, indem man die Route verfolgt hatte, auf die sie der chaotische Teleport vom Tor Lara geschickt hatte. Was Yennefer nicht gelungen war und Geralt auch nicht, war dem geflügelten Ritter und den Greifer genannten Fährtensuchern geglückt.

Was war auf Thanedd aus Yennefer und Geralt geworden? Wo befand sie sich selbst? Sie hatte die schlimmsten Befürchtungen. Die Greifer und ihr Anführer Flenner sprachen eine simple, schlampige Version der Gemeinsprache, aber ohne Nilfgaarder Akzent. Die Greifer waren gewöhnliche Leute, doch sie dienten einem Ritter aus Nilfgaard. Die Greifer freuten sich beim Gedanken an eine Belohnung, die ihnen der Präfekt für das Auffinden von Ciri zahlen würde. In Florins.

Die einzige Weltgegend, wo die gültige Währung der Florin war und die Leute den Nilfgaardern dienten, waren die von kaiserlichen Präfekten regierten Provinzen weit im Süden.

Tags darauf, als sie am Ufer eines Flusslaufes haltmachten, begann Ciri über die Möglichkeit einer Flucht nachzudenken. Magie konnte ihr dabei behilflich sein. Vorsichtig versuchte sie einen ganz einfachen Spruch, eine geringfügige Telekinese. Doch ihre Befürchtungen bestätigten sich. Sie hatte nicht den kleinsten Funken magischer Energie in sich. Nach dem unvernünftigen Spiel mit dem Feuer hatten die magischen Fähigkeiten sie vollständig verlassen.

Wieder wurde sie gleichgültig. Allem gegenüber. Sie verschloss sich in sich selbst und versank in Apathie. Für lange Zeit.

Bis zu dem Tag, als ihnen auf der Straße durchs Heidekraut der Blaue Ritter begegnete.

»Oh-oh«, murmelte Flenner angesichts der Berittenen, die ihnen den Weg versperrten.

»Das gibt Ärger. Das sind die Varnhagens aus Fort Sarda ...«

Die Reiter kamen näher. An der Spitze ritt auf einem mächtigen Schimmel ein Riese in einer schmelzüberzogenen, blau schimmernden Rüstung. Direkt hinter ihm hielt sich ein zweiter Gepanzerter, dahinter folgten zwei Reiter in einfacher graubrauner Kleidung, zweifellos Knechte.

Der Nilfgaarder mit dem Flügelhelm ritt ihnen entgegen, hielt seinen tänzelnden Braunen zurück. Sein Knappe befingerte den Schwertgriff, drehte sich im Sattel um.

»Hinten bleiben und auf das Mädchen aufpassen«, knurrte er Flenner und seine Greifer an. »Nicht einmischen!«

»Ich bin doch nicht blöd«, ließ sich Flenner leise vernehmen, sobald sich der Knappe entfernt hatte. »Nicht so blöd, mich in die Streiterein der Herrn aus Nilfgaard einzumischn ...«

»Wird es ’nen Kampf gebm, Flenner?«

»Unbedingt. Zwischn den Sweers und den Varnhagens besteht Familienfeindschaft und Blutrache. Von den Pferdn. Passt auf das Mädel auf, denn um die geht’s für uns. Wenn wir Glück habm, kriegn wie die ganze Belohnung für sie.«

»Die Varnhagens suchn das Mädchn bestimmt auch. Wenn sie gewinn’, nehm’ sie sie uns weg ... Wir sind zu viert ...«

»Zu fünft.« Flenner ließ die Zähne blitzen.

»Einer von den Knechtn aus Sarda is ’n Verwandter von mir. Ihr werdet sehn, bei dem Kampf sind wir am Gewinn’, nicht die Herrn Ritter ...«

Der Ritter in der blauen Rüstung zog die Zügel des Schimmels an. Der Geflügelte hielt ihm gegenüber. Der Gefährte des Blauen schloss auf, blieb hinter ihm. Sein sonderbarer Helm war mit zwei Lederbändern verziert, die vom Visier herabhingen und wie zwei große Schnurrbartenden oder Robbenhauer aussahen. Quer über dem Sattel hielt Zwei Hauer eine bedrohlich aussehende Waffe, die ein wenig an den Sponton erinnerte, wie ihn die Gardisten auf Cintra trugen, aber einen wesentlich kürzeren Schaft und eine längere Eisenspitze hatte.

Der Blaue und der Geflügelte wechselten ein paar Worte. Ciri hörte nicht, welche, doch der Ton beider Ritter ließ keinen Zweifel aufkommen. Es waren keine freundlichen Worte. Der Blaue richtete sich plötzlich im Sattel auf, zeigte mit einer heftigen Bewegung auf Ciri, sagte laut und zornig etwas. Der Geflügelte schrie eine ebenso zornige Antwort, fuchtelte mit der Hand im Panzerhandschuh und bedeutete den Blauen unmissverständlich, sich davonzuscheren. Und da ging es los.

Der Blaue gab dem Schimmel die Sporen und preschte vorwärts, wobei er eine Axt aus der Halterung am Sattel riss. Der Geflügelte trieb den Braunen voran und zog das Schwert aus der Scheide. Doch ehe die Gepanzerten handsgemein werden konnten, griff Zwei Hauer an, der mit dem Schaft des Spontons das Pferd zum Galopp trieb. Der Knappe des Geflügelten sprang ihn an und zog dabei das Schwert, doch Zwei Hauer stand in den Steigbügeln auf und stieß ihm den Sponton geradewegs in die Brust. Krachend durchschlug das lange Eisen Brustpanzer und Kettenhemd, der Knappe schrie durchdringend auf und stürzte vom Pferd, beide Hände um den Schaft der Waffe geklammert, die ihm bis zum Stichblatt in der Brust steckte.

Der Blaue und der Geflügelte prallten krachend und polternd aufeinander. Die Axt war bedrohlicher, das Schwert aber schneller. Der Blaue bekam einen Hieb gegen die Schulter, ein Stück der emaillierten Halsberge flog wirbelnd und mit wehendem Riemen zur Seite, der Reiter wankte im Sattel, auf der blauen Rüstung erschienen karminrote Rinnsale. Der Galopp trennte die Kämpfer. Der geflügelte Nilfgaarder wendete den Braunen, da aber fiel ihn Zwei Hauer an, das Schwert mit beiden Händen zum Schlag erhoben. Der Geflügelte riss an den Zügeln, Zwei Hauer, der das Pferd nur mit den Füßen lenkte, preschte vorbei. Der Geflügelte konnte ihm jedoch en passant einen Hieb versetzen. Ciri sah, wie das Schulterstück eingedrückt wurde und unter dem Blech Blut hervorquoll.

Der Blaue kam schon zurück, fuchtelte mit der Axt und brüllte. Beide Gepanzerte tauschten im Vorüberreiten dumpfe Schläge aus, trennten sich. Über den Geflügelten fiel abermals Zwei Hauer her, die Pferde prallten zusammen, die Schwerter klirrten. Zwei Hauer hieb dem Geflügelten Armschiene und Schild entzwei. Der Geflügelte richtete sich auf und führte von rechts einen mächtigen Schlag gegen die Seite des Brustpanzers. Zwei Hauer wankte im Sattel. Der Geflügelte stellte sich in den Steigbügeln auf und schlug mit Wucht ein zweites Mal zu, zwischen die zerschlagene, schon eingedrückte Halsberge und den Helm. Die Klinge des breiten Schwertes drang krachend in das Eisen ein, blieb stecken. Zwei Hauer spannte sich und begann zu zittern. Die Pferde stießen aufeinander, stampften und bissen nach den Zügeln. Der Geflügelte stützte sich auf den Sattelbogen, riss das Schwert heraus. Zwei Hauer kippte aus dem Sattel und stürzte unter die Hufe. Die Hufeisen dröhnten auf dem zerdrückten Panzer.

Der Blaue wendete den Schimmel, griff mit erhobener Axt an. Er hatte Mühe, das Pferd mit der verwundeten Hand zu lenken. Der Geflügelte bemerkte das, näherte sich ihm geschickt von rechts, richtete sich zu einem schrecklichen Hieb in den Steigbügeln auf. Der Blaue fing den Schlag mit der Axt ab und schlug dem Geflügelten das Schwert aus der Hand. Wieder prallten die Pferde zusammen. Der Blaue war ein wahrer Kraftmensch, die schwere Axt in seiner Hand hob und senkte sich wie ein Grashalm. Auf den Panzer des Geflügelten fiel krachend ein Hieb, der dem Braunen die Hinterbeine einknicken ließ. Der Geflügelte wankte, hielt sich aber im Sattel. Ehe die Axt ein zweites Mal herabsausen konnte, ließ er die Zügel los, riss mit einer kreisenden Armbewegung den am Schwertriemen hängenden schweren, kantigen Streitkolben heraus und versetzte dem Blauen im selben Schwung eines auf den Helm. Der Helm tönte wie ein Glocke, jetzt war es der Blaue, der im Sattel wankte. Die Pferde schrien, versuchten einander zu beißen und wollten sich nicht trennen.

Der Blaue, von dem Schlag des Streitkolbens benommen, vermochte trotzdem mit der Axt zuzuschlagen und traf den Gegner mit dumpfem Schlag auf dem Brustpanzer. Dass beide sich noch im Sattel hielten, schien ein wahres Wunder zu sein, war aber einfach den hohen Sattelbögen zu danken. Über die Flanken beider Pferde floss Blut, was auf dem hellen Fell des Schimmels besonders deutlich zu sehen war. Ciri schaute entsetzt zu. In Kaer Morhen hatte man sie zu kämpfen gelehrt, doch sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie solch einem Kraftmenschen die Stirn bieten könnte. Und auch nur einen dieser mächtigen Hiebe parieren.

Der Blaue fasste den Stiel der Axt, die er tief in den Brustpanzer des Geflügelten gehauen hatte, mit beiden Händen, krümmte sich und stemmte sich in die Steigbügel, versuchte den Gegner aus dem Sattel zu stoßen. Der Geflügelte hieb schwungvoll mit dem Streitkolben auf ihn ein, einmal, zweimal, dreimal. Blut rann unter der Helmstirn hervor, spritzte auf die blaue Rüstung und auf den Hals des Schimmels. Der Geflügelte gab dem Braunen die Sporen, der Satz des Pferdes riss die Axtschneide aus seinem Brustpanzer; der Blaue, im Sattel wankend, ließ den Stiel los. Der Geflügelte nahm den Streitkolben in die rechte Hand, schoss vor, beugte mit einem schrecklichen Hieb den Kopf des Blauen zum Pferdehals hinunter. Er packte die Zügel des Schimmels mit der freien Hand und hieb mit dem Streitkolben drauflos, die blaue Rüstung hallte wie ein eiserner Topf, Blut rann unter dem verbeulten Helm hervor. Noch ein Schlag, und der Blaue stürzte Kopf voran unter die Hufe des Schimmels. Der Schimmel trat zurück, doch der Braune des Geflügelten, offensichtlich darauf trainiert, trat krachend auf den Liegenden. Der Blaue lebte noch, wovon ein verzweifelter Schmerzensschrei zeugte. Der Braune trat weiter auf ihn ein – mit solcher Wucht, dass sich der verwundete Geflügelte nicht im Sattel halten konnte und mit dumpfem Poltern seitlich herunterfiel.

»Habm einer den andern abgemurkst, verflucht«, ächzte der Greifer, der Ciri festhielt.

»Die Herrn Ritter, dass die Pest sie hol«, sagte ein anderer und spuckte aus.

Die Knechte des Blauen hatten von weitem zugeschaut. Einer wendete sein Pferd.

»Halt, Remiss!«, schrie Flenner. »Wo willst du hin? Nach Sarda? Möglichst schnell an den Galgen?«

Die Knechte hielten an, einer schaute her, die Augen mit der Hand abgeschirmt.

»Bist du das, Flenner?«

»Ich bin’s! Komm her, Remiss, hab keine Angst. Die Händel der Ritter gehn uns nichts an!«

Ciri hatte plötzlich genug von der Gleichgültigkeit. Geschickt entwand sie sich dem Greifer, der sie festhielt, lief los, erreichte den Schimmel des Blauen Ritters, war mit einem Satz im Sattel mit dem hohen Sattelbogen.

Es wäre ihr vielleicht gelungen, wären nicht die Knechte aus Sarda zu Pferde und die Pferde ausgeruht gewesen. Sie erreichten sie ohne Mühe, rissen ihr die Zügel aus den Händen. Sie sprang ab und lief zum Wald hin, doch wieder holten die Berittenen sie ein. Einer packte sie in voller Geschwindigkeit bei den Haaren, zog sie hinter sich her. Ciri schrie auf, klammerte sich an seiner Hand fest. Der Reiter warf sie Flenner direkt vor die Füße. Die Peitsche pfiff, Ciri heulte auf und krümmte sich zusammen, bedeckte den Kopf mit den Händen. Die Peitsche pfiff erneut und traf sie auf die Hände. Sie warf sich zur Seite, doch Flenner sprang ihr nach, gab ihr einen Fußtritt, dann trat er ihr mit dem Stiefel ins Kreuz.

»Wolltest weglaufn, Schlange?«

Die Peitsche pfiff. Ciri heulte auf. Flenner trat abermals nach ihr und schlug zu.

»Schlag mich nicht!«, schrie sie und krümmte sich zusammen.

»Du redest ja, Miststück! Is dir die Schnauze aufgegang’? Gleich werd ich dir ...«

»Besinn dich, Flenner!«, rief einer von den Greifern. »Willst du das Leben aus ihr rausprügln, oder was? Sie is zu viel wert, um sie zu vergeudn!«

»Donnerwetter«, sagte Remiss, während er abstieg. »Is das etwa die, die Nilfgaard seit ’ner Woche sucht?«

»Ja.«

»Ha! Alle Garnison’ suchn sie. Das is irgendeine Person, die für Nilfgaard wichtig is! Irgend so ’n Magier soll geweissagt habm, dass sie hier in der Gegend sein muss. Das habm sie in Sarda gesagt. Wo habt ihr sie gefundn?«

»In der Bratpfanne.«

»Unmöglich!«

»Doch, doch«, sagte Flenner wütend und verzog das Gesicht. »Wir habm sie, und uns gehört die Belohnung! Was steht ihr da wie angewurzelt? Fesselt mir dieses Vöglchn, und in den Sattel mit ihr! Wir verschwindn hier, Jungs! Dalli!«

»Der edle Herr Sweers«, sagte einer von den Greifern, »scheint noch zu atmen ...«

»Lange macht er das nicht mehr. Zum Kuckuck mit ihm! Wir reitn direkt nach Amarillo, Jungs. Zum Präfektn. Wir lassn ihm das Mädel da und sackn die Belohnung ein.«

»Nach Amarillo?« Remiss kratzte sich im Nacken, schaute auf die Stelle, wo eben ein Kampf stattgefunden hatte. »Da blüht uns doch der Henker! Was willst du dem Präfektn sagn? Die Ritter sind erschlagn, aber ihr seid heil? Wenn die ganze Sache rauskommt, lässt euch der Präfekt aufhäng’, und uns schickt er postwendend nach Sarda ... Und dann ziehn uns die Varnhagens die Haut ab. Mag sein, euer Weg führt nach Amarillo, aber ich sollte lieber in den Wäldern verschwindn ...«

»Du bist mein Schwager, Remiss«, sagte Flenner. »Und obwohl du ’n Hundesohn bist, weil du meine Schwester verprügelt hast, gehörst du doch zur Verwandtschaft. Darum werd ich deine Haut rettn. Wir reitn nach Amarillo, sag ich. Der Präfekt weiß, dass zwischn den Sweers und den Varnhagens Fehde herrscht. Sie habm sich getroffn, sich gegenseitig totgeschlagn, das kommt bei denen alle naslang vor. Was konntn wir machn? Und das Mädel, merkt euch das, habm wir danach gefundn. Wir, die Greifer. Du bist von jetzt an auch ’n Greifer, Remiss. Der Präfekt weiß ’nen Dreck, wie viele von uns mit Sweers gerittn sind. Er wird nicht nachzähln ...«

»Hast du nicht vielleicht was vergessn, Flenner?«, fragte Remiss gedehnt, den Blick auf den anderen Knecht aus Sarda gerichtet.

Flenner drehte sich langsam um, worauf er blitzschnell ein Messer zog und es dem Knecht in den Hals stieß. Der Knecht röchelte und stürzte zu Boden.

»Ich vergesse nie was«, sagte Flenner kalt.

»Na, und jetzt sind wir unter uns. Es gibt keine Zeugn, und zu viele Köpfe beim Teiln der Belohnung sind wir auch nicht. Aufs Pferd, Jungs, nach Amarillo! Wir habm noch ’n gutes Stück Weg zwischn uns und der Belohnung, da gibt’s nichts zu trödeln!«

Als sie aus dem dunklen und feuchten Buchenwald herausritten, erblickten sie am Fuße des Berges ein Dorf, ein gutes Dutzend Dächer, umringt von einer niedrigen Palisade, die eine Schleife eines Flüsschens abgrenzte.

Der Wind trug den Geruch von Rauch heran. Ciri bewegte die erstarrten Finger ihrer Hände, die mit einem Riemen am Sattelbogen festgebunden waren. Sie war ganz steif geworden, die Hinterbacken schmerzten unerträglich, der Druck in der Blase quälte sie. Sie saß seit Sonnenaufgang im Sattel. Nachts hatte sie sich nicht entleeren können, denn man hatte ihr befohlen zu schlafen, während ihre Hände an den Handgelenken der zu beiden Seiten liegenden Greifer festgebunden waren. Auf jede ihrer Bewegungen hatten die Greifer mit Flüchen reagiert und mit der Androhung von Schlägen.

»Eine Ansiedlung«, sagte einer.

»Seh ich«, erwiderte Flenner.

Sie ritten den Berg hinab, die Hufe raschelten im hohen, sonnenverbrannten Gras. Bald befanden sie sich auf einer zerfurchten Straße, die geradewegs zu dem Dorf führte, zu der Holzbrücke und dem Tor in der Palisade.

Flenner zügelte das Pferd, stellte sich in den Steigbügeln auf. »Was is’n das für’n Dorf? Ich war hier noch nie. Remiss, kennst du die Gegend?«

»Früher«, sagte Remiss, »hieß dieses Dorf Weißenbach. Aber als der Kuddelmuddel anfing, habm sich ein paar von den Hiesign den Aufständischn angeschlossn, da habm die Varnhagens es abgefackelt, die Leute niedergemacht oder in die Sklaverei getriebm. Jetzt lebm hier nur Nilfgaarder Siedler, Neuankömmlinge. Und das Dorf habm sie in Glyswen umbenannt. Diese Siedler sind üble, verbiesterte Leute. Ich sag euch: Wir solltn uns hier nicht aufhaltn. Sondern weiterreitn.«

»Die Pferde müssn sich ausruhn«, protestierte einer von den Greifern, »und gefüttert werdn. Und bei mir is im Bauche auch gähnende Leere. Neusiedler oder nicht, die könn’ uns mal. Wir wedeln ihn’ mit dem Befehl des Präfektn vor der Nase rum, der Präfekt is auch ’n Nilfgaarder genau wie die. Ihr werdet sehn, die machn ’nen Bückling.«

»Du«, knurrte Flenner, »hast mir grade Nilfgaarder gesehn, die ’nen Bückling machn. Remiss, gibt’s in diesm Glyswen denn ’ne Schenke?«

»Ja. Die Schenke habm die Varnhagens nicht abgebrannt.«

Flenner wandte sich im Sattel um, schaute Ciri an. »Die muss losgebundn werdn«, sagte er.

»Das fehlte noch, dass jemand sie erkennt ... Gebt ihr ’nen Mantel. Und die Kapuze in die Stirn ... Heda? Wohin, Aschenbrödel?«

»Ich muss ins Gebüsch ...«

»Dir werd’ ich Gebüsch gebm, Nutte. Hock dich am Straßenrand hin! Und denk dran: im Dorf kein Sterbenswörtchen! Glaub nicht, dass du schlau bist! Wenn du dich nur muckst, schneid ich dir die Kehle durch. Wenn ich für dich keine Florins krieg, kriegt sie niemand.«

Sie ritten im Schritt, die Hufe der Pferde trommelten auf der Brücke. Hinter der Palisade hervor tauchten sofort die Gestalten von Siedlern auf, die mit Spießen bewaffnet waren.

»Am Tor steht ’ne Wache«, murmelte Remiss.

»Ich frag mich, warum.«

»Ich auch«, antwortete Flenner und stellte sich in den Steigbügeln auf. »Das Tor bewachn sie, aber auf der Seite der Mühle is die Palisade eingefalln, da kann man mit ’nem Wagn reinfahrn ...«

Sie ritten heran, zügelten die Pferde.

»Seid gegrüßt, Hausherrn!«, rief Flenner jovial, wenn auch etwas unnatürlichen Tones.

»Schön’ Tag auch!«

»Wer seid ihr?«, fragte der größte der Siedler knapp.

»Wir, Gevatter, sind vom Heer«, log Flenner, auf den Sattel gestützt. »Im Dienst seiner Esselenz des Herrn Präfektn von Amarillo.«

Der Siedler fuhr mit der Hand über das Holz des Spießes, musterte Flenner unter gesenkten Brauen hervor. Er konnte sich zweifellos nicht entsinnen, bei welcher Taufe der Greifer sein Gevatter geworden sein sollte.

»Der edle Herr Präfekt hat uns hergeschickt«, log Flenner weiter, »dass wir herausfindn, wie es sein’ Landsleutn geht, den gutn Leutn von Glyswen. Seine Esselenz schickt Grüße und lässt fragn, ob die Leute von Glyswen nicht vielleicht irgendwie Hilfe brauchn?«

»Wir komm’ schon zurecht«, sagte der Siedler. Ciri stellte fest, dass er die Gemeinsprache so wie der Geflügelte sprach, mit demselben Akzent, obwohl er im Stil seiner Rede den Jargon Flenners nachzuahmen versuchte.

»Sind gewohnt, selber zurechtzukomm’.«

»Das wird den Herrn Präfektn freun, wenn wir ihm das sagn. Hat die Schenke auf? Uns sind die Kehln ausgetrocknet ...« »Hat auf«, sagte der Siedler mürrisch. »Vorerst noch.«

»Vorerst?«

»Vorerst. Weil wir diese Schenke demnächst zerlegen, die Balken und Bretter eignen sich für ’ne Scheune. Die Schenke ist zu nichts nütze. Wir arbeiten im Schweiße unsres Angesichts und gehn nicht in die Schenke. Die Schenke zieht bloß Zugereiste an, größtenteils solche, die uns nicht passen. Jetzt sitzen da auch solche.«

»Wer?« Remiss wurde ein wenig blass. »Nicht zufällig aus dem Fort Sarda? Nicht die edlen Herrn Varnhagen?«

»Nein, leider nicht. Es ist die Miliz der Herrn Barone. Die Nissire.«

»Die Nissire?« Flenner runzelte die Stirn.

»Und wo komm’ sie her? Unter wessn Kommando?«

»Der Anführer ist so ein großer, schwarzer, mit ’nem Schnurrbart wie’n Wels.«

»Ha!« Flenner wandte sich zu seinen Leuten um. »Das sieht gut aus. Da kenn’ wir nur ein’, was? Das kann doch nur unser Freund Vercta

›Kannsteglauben‹ sein, erinnert ihr euch an den? Und was, Gevatter, machn die Nissire hier bei euch?«

»Die Herren Nissire«, erklärte der Siedler mürrisch, »wollen nach Tyffia. Haben uns mit ihrem Besuch beehrt. Sie haben ’nen Gefangnen dabei. Einen von der Rattenbande haben sie gefangen genomm’.«

»Na so was«, prustete Remiss. »Und den Kaiser von Nilfgaard habm sie nicht gefang’ genomm’?«

Der Siedler runzelte die Stirn, fasste den Spieß fester. Seine Gefährten murrten dumpf.

»Reitet zur Schenke, ihr Herrn Krieger.« Die Muskeln in den Wangen des Siedlers zuckten heftig. »Und redet mit den Herrn Nissiren, euern Freunden. Ihr steht ja im Dienste des Präfekts. Fragt also die Herrn Nissire, wieso sie den Banditen nach Tyffia bringen, statt ihn mit Ochsen auf den Pfahl zu ziehen, wie’s der Herr Präfekt befohlen hat. Und erinnert die Herrn Nissire, eure Freunde, dran, dass hier der Präfekt das Sagen hat, nicht der Baron aus Tyffia. Wir haben schon die Ochsen im Joch und einen Pfahl angespitzt. Wenn die Herrn Nissire nicht wollen, machen wir, was notwendig ist. Sagt ihnen das.«

»Sag ich, unbedingt.« Flenner warf den Kameraden einen vielsagenden Blick zu.

»Macht’s gut, Leutchn.«

Sie ritten im Schritt zwischen die Hütten. Das Dorf wirkte wie ausgestorben, sie sahen keine Menschenseele. Bei einem von den Zäunen wühlte ein abgemagertes Schwein in der Erde, im Morast strampelten schmutzige Enten. Den Reitern lief ein großer schwarzer Kater über den Weg.

»Toi-toi-toi, das Katznvieh.« Remiss neigte sich im Sattel zur Seite, spuckte aus, formte mit den Fingern ein Zeichen gegen das Unglück. »Is übern Weg gelaufn, das Mistvieh!«

»Dass ihm die Maus im Halse stecknbleibt!«

»Was is?« Flenner drehte sich um.

»Ein Kater. Schwarz wie Pech. Is übern Weg gelaufn, toi-toi-toi.«

»Zum Kuckuck mit ihm.« Flenner schaute sich um. »Guckt nur, was für ’ne Leere. Aber ich hab durch die Fenster gesehn, dass die Leute in den Hüttn sitzn, aufpassn. Und dort hinter der Tür hervor hab ich ’ne Lanze blinkn sehn.«

»Die bewachn ihre Weiber«, sagte lachend der, der dem Kater Ärger mit der Maus gewünscht hatte. »Die Nissire sind im Dorf! Habt ihr gehört, was der Bauer gesagt hat?

Man merkte, dass er die Nissire nicht leidn kann.«

»Kein Wunder. ›Kannsteglauben‹ und seine Leute lassn keine Bäurin aus. Na, irgendwann werdn sie’s übertreibm, die Herrn Nissire. Die Barone nenn’ sie ›Ordnungshüter‹, bezahln sie dafür, dass sie Ordnung haltn, die Straßn bewachn. Aber du brauchst bloß ’nem Bauern

›Nissir!‹ ins Ohr zu rufn, du wirst sehn, der scheißt sich ein vor Angst. Aber nur vorläufig, vorläufig. Sie werdn noch ’n Kalb schlachtn, noch ’n Mädel durchbumsn, und die Bauern werdn sie auf die Mistgabeln nehm’, werdet’s sehn. Habt ihr die am Tor beobachtet, was die für Fressn gezogn habm? Das sind Nilfgaarder Siedler. Mit denen is nicht zu spaßn ... Ha, da is ja die Schenke ...«

Sie trieben die Pferde an.

Die Schenke hatte ein leicht eingesacktes, stark bemoostes Dach. Sie stand in einigem Abstand von den Hütten und den Wirtschaftsgebäuden, markierte jedoch das Zentrum, den Mittelpunkt des ganzen von der halb zerfallenen Palisade eingegrenzten Gebietes, die Kreuzung der beiden durch das Dorf verlaufenden Straßen. Im Schatten des einzigen großen Baumes weit und breit lag ein Viehhof und getrennt davon ein Gehege für Pferde. In Letzterem standen fünf oder sechs noch gesattelte Tiere. Auf der Treppe vor der Tür saßen zwei Typen in Lederjacken und spitzen Pelzmützen. Beide drückten tönerne Humpen an die Brust, und zwischen ihnen stand eine Schüssel voll abgenagter Knochen.

»Was seid ihr für welche?«, blaffte einer von den Typen, als er Flenner und seine absitzenden Leute erblickte. »Was wollt ihr hier? Verschwindet! Die Schenke ist im Namen des Gesetzes belegt!«

»Schrei nicht, Nissir, schrei nicht«, sagte Flenner, während er Ciri vom Sattel zog. »Und mach die Türn recht weit auf, weil wir reinwolln. Dein Kommandeur, Vercta, ist ’n Bekannter von mir.«

»Ich kenn euch nicht!«

»Weil du’n grüner Junge bist! Aber ich hab mit ›Kannsteglauben‹ schon zusamm’ gedient, ehe das hier Nilfgaard gewordn is.«

»Na, wenn das so ist ...« Der Typ zögerte, ließ den Schwertgriff los. »Geht rein. Mir soll’s recht sein ...«

Flenner stieß Ciri vorwärts, ein anderer Greifer hielt sie am Kragen gepackt. Sie gingen hinein.

Drinnen war es schummrig und stickig, es roch nach Rauch und Braten. Die Schenke war fast leer – es war nur einer der Tische besetzt, der in dem Fleckchen Licht stand, welches durch ein kleines Fenster aus Fischblasen hereinfiel. Am Tisch saßen ein paar Männer. In der Tiefe der Schenke, am Herdfeuer, machte sich der Wirt zu schaffen und klapperte mit den Töpfen.

»Salut, meine Herrn Nissire!«

»Kein’ Salut für jede Brut«, knurrte einer aus der am Fenster sitzenden Gesellschaft und spuckte auf den Fußboden.

Ein anderer hielt ihn mit einer Handbewegung zurück. »Sachte«, sagte er. »Das sind welche von uns, erkennst du sie nicht? Flenner und seine Greifer. Grüß euch, grüß euch!«

Flenner grinste freudig und wollte zum Tisch gehen, hielt aber inne, als er sah, wie seine Kameraden den Pfosten anstarrten, der einen Deckenbalken hielt. Bei dem Pfosten saß auf einem Schemel ein schmaler, blonder Bursche von vielleicht sechzehn, siebzehn Jahren, sonderbar angespannt und gerade. Ciri bemerkte, dass die unnatürliche Haltung daher rührte, dass die Arme des Burschen nach hinten verdreht und die Hände zusammengebunden waren, den Hals aber ein am Pfosten befestigter Riemen hielt.

»Ich denk, mich tritt ein Pferd«, seufzte laut einer von den Greifern, derjenige, der Ciri am Kragen hielt. »Schau nur, Flenner! Das is doch Kayleigh!«

»Kayleigh?« Flenner verdrehte den Kopf. »Die Ratte Kayleigh? Das kann nicht sein!«

Einer von den am Tisch sitzenden Nissiren, ein dicker Kerl mit zu einem malerischen Schopf gekämmten Haaren, lachte kehlig. »Es kann«, sagte er und leckte den Löffel ab. »Das ist Kayleigh in eigner lausiger Person. Es hat sich gelohnt, früh aufzustehen. Für den kriegen wir bestimmt ’ne halbe Handvoll Florins in guter kaiserlicher Währung.«

»Ihr habt Kayleigh geschnappt, na so was.« Flenner runzelte die Stirn. »Also hat der Nilfgaarder Bauer die Wahrheit gesagt ...«

»Dreißig Florin, verdammt«, stöhnte Remiss.

»Nicht zu verachtn ... Baron Lutz von Tyffia bezahlt die?«

»Stimmt«, bestätigte ein anderer Nissir, mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurrbart.

»Der gnädige Baron Lutz von Tyffia, unser Herr und Wohltäter. Die Ratten haben einen seiner Räte auf der Landstraße ausgeraubt, da kochte er vor Wut und hat ’ne Belohnung ausgesetzt. Und wir, Flenner, werden diese Belohnung kriegen, kannste glauben. Ha, seht bloß, Jungs, was er für ’nen Flunsch zieht! Das schmeckt ihm nicht, dass wir die Ratte gefasst haben und nicht er, obwohl der Präfekt auch ihm befohlen hat, die Bande aufzuspüren!«

»Der Greifer Flenner« – der Dicke mit dem Haarschopf zeigte mit dem Löffel auf Ciri –

»hat trotzdem was gegriffen. Siehst du, Vercta? Irgend so’n Mädchen.«

»Seh ich.« Der Schwarzhaarige ließ die Zähne blitzen. »Was denn, Flenner, bist du so arm dran, dass du Kinder raubst fürs Lösegeld? Was ist denn das für’n Schmutzfink?«

»Das geht dich gar nichts an!«

»Wieso denn gleich so heftig«, lachte der mit dem Haarschopf. »Wir wolln uns doch bloß vergewissern, dass das nicht deine Tochter ist.«

»Seine Tochter?« Vercta, der mit dem schwarzen Schnurrbart, grinste. »Woher denn. Um ’ne Tochter zu zeugen, muss einer Mumm in der Hose haben.«

Die Nissire brachen in brüllendes Gelächter aus.

»Feixt doch, ihr Hornochsn!«, schrie Flenner und warf sich in die Brust. »Und dir, Vercta, sag ich bloß so viel, ehe ’ne Woche um is, wirst du sehn, von wem mehr geredet wird, von euch und eurer Ratte oder von mir und von dem, was ich geschafft hab. Und wir werdn sehn, wer mehr ausspuckt – euer Baron oder der kaiserliche Präfekt in Amarillo!«

»Du kannst mich am Arsch lecken«, teilte Vercta voller Verachtung mit und widmete sich wieder seiner Suppe, »mitsamt deinem Präfekten, deinem Kaiser und dem ganzen Nilfgaard, kannste glauben. Und blas dich nicht so auf. Ich weiß schon, dass Nilfgaard seit ’ner Woche hinter irgend so ’nem Mädel her ist, dass es nur so staubt. Ich weiß, dass eine Belohnung für sie ausgesetzt ist. Aber mich geht das einen Dreck an. Ich denk gar nicht dran, mich dem Präfekten und den Nilfgaardern anzudienen, ich spuck auf die. Ich diene jetzt beim Baron Lutz, nur dem untersteh ich, keinem sonst.«

»Dein Baron«, blaffte Flenner, »frisst statt deiner dem Nilfgaarder aus der Hand, leckt ihm die Stiefel. Da brauchst du’s nicht zu machn und hast gut redn.«

»Reg dich nicht auf«, sagte der Nissir versöhnlich. »Das ging nicht gegen dich, kannste glauben. Dass du das Mädel gefunden hast, was die Nilfgaarder suchen, das ist gut; ist mir lieb, dass du die Belohnung kriegst und nicht die beschissnen Nilfgaarder. Und dass du dem Präfekten dienst? Niemand sucht sich seine Herrn aus, die sind es, die aussuchen, nicht wahr? Macht schon, setzt euch zu uns, wir trinken was, wo wir uns schon mal getroffen haben.«

»Ja, warum nicht«, stimmte Flenner zu. »Aber gebt erst mal ’n Stück Zügel. Ich werd das Mädel an dem Pfahl nebm eurer Ratte festbindn, ja?«

Die Nissire lachten lauthals.

»Schaut ihn euch an, den Schrecken des Grenzlandes!«, wieherte der Dicke mit dem Haarschopf. »Den bewaffneten Arm Nilfgaards! Fessel sie, Flenner, fessel sie nur. Aber nimm ’ne Eisenkette, denn die Zügel könnte dir deine wichtige Gefangene zerreißen und dir die Fresse polieren, ehe sie flieht. Sieht gefährlich aus, dass einem angst und bange wird.«

Sogar Flenners Gefährten brachen in gedämpftes Lachen aus. Der Greifer wurde rot, schob seinen Gürtel nach links, trat an den Tisch. »Nur zur Sicherheit, dass sie nicht abhaut ...«

»Brich dir keinen ab«, fiel ihm Vercta ins Wort, während er ein Stück Brot abbrach.

»Wenn du dich unterhalten willst, dann setz dich hin, gib ’ne Runde aus, wie sich’s gehört. Und das Mädel kannst du meinetwegen mit den Beinen an der Decke aufhängen. Das geht mich einen Schweineschiss an. Bloß dass das fürchterlich komisch ist, Flenner. Für dich und für deinen Präfekten ist das ja vielleicht ’ne wichtige Gefangene, aber für mich ist es ’n armes und verängstigtes Kind. Fesseln willst du sie? Die hält sich, kannste glauben, kaum auf den Beinen, wie soll sie da fliehen? Wovor hast du Angst?«

»Gleich sag ich euch, wovor ich Angst hab.« Flenner biss sich auf die Lippe. »Das is ’ne Nilfgaarder Siedlung. Die Siedler habm uns hier nicht mit Brot und Salz empfang’, und für eure Ratte, sagn sie, habm sie den Pfahl schon angespitzt. Und sie sind im Recht, weil der Präfekt befohln hat, ergriffne Mörder an Ort und Stelle hinzurichtn. Wenn ihr ihn’ den Gefangnen nicht rausgebt, sind sie bereit, auch für euch ’n paar Pfähle anzuspitzn.«

»Na, na«, sagte der Dicke mit dem Haarschopf. »Ihren Enten können sie Angst machen, die Kasper. Mit uns legen sie sich lieber nicht an, sonst zapfen wir ihnen Blut ab.«

»Die Ratte kriegen sie von uns nicht«, fügte Vercta hinzu. »Der gehört uns und kommt mit nach Tyffia. Und der Baron Lutz wird die ganze Sache mit dem Präfekten schon regeln. Ach, was soll das leere Gerede. Setzt euch.«

Die Greifer schoben die Schwertgürtel zur Seite und setzten sich bereitwillig an den Tisch zu den Nissiren, schrien nach dem Wirt und benannten einhellig Flenner als den, der zahlen würde. Flenner stieß mit einem Fußtritt einen Hocker zum Pfosten hin, riss Ciri am Arm, versetzte ihr einen Stoß, dass sie hinfiel und mit der Schulter gegen das Knie des gefesselten Burschen stieß.

»Setz dich hier hin«, knurrte er. »Und keine Bewegung, sonst verprügel ich dich wie ’ne Hündin.«

»Du Wanze«, murmelte der Bursche und betrachtete ihn aus zusammengekniffenen Augen. »Du Hundsfott ...«

Die meisten Wörter, die aus dem bösen, verzerrten Munde des jungen Mannes drangen, waren Ciri unbekannt, doch aus den Veränderungen in Flenners Gesicht schloss sie, dass sie unerhört schmutzig und kränkend sein mussten. Der Greifer wurde blass vor Wut, holte aus, schlug dem Gefesselten krachend ins Gesicht, packte ihn bei den langen hellen Haaren, riss daran, dass der Hinterkopf des Burschen gegen den Pfosten schlug.

»Heda!«, rief Vercta und stand vom Tisch auf.

»Was soll denn das?«

»Die Zähne schlag ich ihm raus, der lausign Ratte!«, brüllte Flenner. »Die Beine reiß ich ihm vom Arsch ab, beide!«

»Komm her und hör auf, ihm die Fresse zu polieren.« Der Nissir setzte sich, trank mit einem Zug den Humpen Bier leer, wischte sich den Bart ab. »Mit deiner Gefangenen kannst du machen, was du willst, aber von unserem lass die Finger. Und du, Kayleigh, spiel nicht den Draufgänger. Sitz still und fang an, übers Schafott nachzudenken, das der Baron Lutz in der Stadt schon hat aufstellen lassen. Die Liste der Sachen, die der Henker auf diesem Schafott mit dir machen wird, ist schon geschrieben, und die ist drei Ellen lang, kannste glauben. Die halbe Stadt schließt schon Wetten ab, bis zu welchem Punkt du durchhältst. Also schon deine Kräfte, Ratte. Ich will selber ’nen kleinen Betrag setzen und hoffe, dass du mich nicht enttäuschst und mindestens bis zur Kastration durchhältst.«

Kayleigh spuckte aus, wandte den Kopf ab, soweit es der am Halse zusammengezogene Riemen erlaubte. Flenner rückte den Gürtel zurecht, bedachte die auf dem Schemel zusammengekauerte Ciri mit einem feindseligen Blick, worauf er sich zu der Gesellschaft an den Tisch setzte und fluchte, weil auf dem vom Wirt gebrachten Krug nur noch Spuren von Schaum waren.

»Wie habt ihr Kayleigh erwischt?«, fragte er und gab dem Wirt ein Zeichen, dass er die Bestellung erweitern wolle. »Noch dazu lebendig? Denn dass ihr die übrigen Ratten abgemurkst habt, glaub ich nicht.«

»In Wahrheit«, erwiderte Vercta und musterte kritisch das, was er gerade aus der Nase gepolkt hatte, »hatten wir Glück, weiter nichts.

Er hatte sich von der Bande entfernt und war über Nacht zu ’nem Weibsbild nach Neuschmiede geritten. Der Schultheiß wusste, dass wir in der Nähe sind, und hat Bescheid gegeben. Wir haben es vor Tagesanbruch geschafft, ihn im Heu erwischt, er konnte sich nicht mal mucksen.«

»Und mit seinem Weibsbild haben wir uns allesamt vergnügt.« Der mit dem Haarschopf lachte brüllend. »Wenn Kayleigh es ihr nachts nicht richtig besorgt hat, ist sie trotzdem nicht zu kurz gekommen. Wir haben’s ihr am Morgen besorgt, dass sie danach weder Hand noch Fuß regen konnte.«

»Was seid ihr doch für Einfaltspinsel«, erklärte Flenner laut und spöttisch. »Da habt ihr gutes Geld verbumst, ihr Dummköpfe. Statt Zeit an das Weib zu verschwendn, hättet ihr ’n Eisn heiß machn und die Ratte verhörn solln, wo die Bande übernachtet. Ihr hättet sie alle kriegn könn’, Giselher und Reef ... Für Giselher habm die Varnhagens von Sarda schon voriges Jahr zwanzig Florin gebotn. Und für diese Vettel, wie heißt sie doch ... Mistel oder so ... Für die würde der Präfekt noch mehr gebm nach dem, was sie bei Druigh mit seim Neffn gemacht habm, wo die Rattn ’nen Geleitzug aufgemischt habm.«

Vercta verzog das Gesicht. »Entweder bist du von Natur aus dumm, Flenner, oder das harte Leben hat dir den Verstand aus’m Schädel gefressen. Wir sind zu sechst. Wir sollten zu sechst gegen die ganze Bande losschlagen, oder was? Aber die Belohnung entgeht uns trotzdem nicht. Baron Lutz wird Kayleigh im Knast die Hölle heiß machen, da ist ihm die Zeit nicht zu schade, kannste glauben. Kayleigh wird alles ausspucken, denen ihre Treffpunkte und Schlupfwinkel verraten, dann gehen wir mit großer Mannschaft hin, umzingeln sie und holen sie raus wie Krebse aus dem Netz.«

»Von wegn. Die werdn grade wartn. Sie erfahrn, dass ihr Kayleigh geschnappt habt, und suchn sich andre Verstecke und Schlupfwinkel. Nein, Vercta, du musst der Wahrheit ins Auge blickn: Ihr habt’s vermasselt. Habt die Belohnung gegn ’ne Möse eingetauscht. So seid ihr, wir kenn’ euch ... nichts wie Mösen im Kopf.«

»Selber Möse!« Vercta sprang auf. »Wenn du’s so eilig hast, dann mach selber auf die Ratten Jagd mitsamt deinen Helden! Aber pass auf, sich mit den Ratten anlegen, Herr Nilfgaarder Knecht, ist was andres, als minderjährige Mädchen greifen!«

Die Nissire und die Greifer begannen zu schreien und einander zu beschimpfen. Der Wirt brachte schleunigst das Bier, riss dem Dicken mit dem Haarschopf den leeren Krug aus den Händen, mit dem der schon gegen Flenner ausholte. Das Bier glättete die Wogen rasch, kühlte die Kehlen und besänftigte die Gemüter.

»Bring was zu essen!«, rief der Dicke dem Wirt zu. »Rührei mit Wurst, Bohnen, Brot und Käse!«

»Und Bier!«

»Was guckst du so bedeppert, Flenner? Wir sind heute bei Kasse! Wir haben Kayleigh das Pferd abgenommen, den Geldbeutel, die Klunker, Schwert, Sattel und Pelz, haben alles den Zwergen verkauft!«

»Die roten Schuhchen von seinem Weibsstück haben wir auch verkauft. Und die Korallen!«

»Ho, ho, dann reicht das Geld ja wirklich, um ein’ zu hebm! Das freut mich!«

»Und wieso freut dich das? Wir haben das Geld, nicht du. Von deiner wichtigen Gefangenen kannst du dir höchstens den Rotz von der Nase oder die Läuse vom Kopf holen! Wie der Gefangene, so das Geld, ha, ha!«

»Ihr Hundesöhne!«

»Ha, ha, setz dich, ich hab nur Spaß gemacht, mach’s Maul zu!«

»Lasst uns auf die Eintracht trinken! Wir laden euch ein!«

»Wo bleibt das Rührei, Wirt, dass dich die Pest hol! Schneller!«

»Und bring Bier!«

Die auf dem Hocker in sich zusammengesunkene Ciri hob den Kopf, ihr Blick begegnete dem aus den wütenden grünen Augen Kayleighs, die unter der wirren Mähne heller Haare hervorschauten. Ein Schauder durchlief sie. Kayleighs Gesicht war zwar nicht hässlich, aber böse, sehr böse. Ciri erfasste sofort, dass dieser Bursche, der nicht viel älter war als sie selbst, zu allem fähig war.

»Dich haben mir wohl die Götter geschickt«, flüsterte die Ratte und durchbohrte sie mit dem grünen Blick. »So was, ich glaube nicht an sie, aber sie haben dich geschickt. Schau dich nicht um, kleine Idiotin. Du musst mir helfen ... Spitz die Ohren, verdammt ...«

Ciri krümmte sich noch mehr zusammen, senkte den Kopf.

»Pass auf«, zischte Kayleigh und ließ wie eine echte Ratte die Zähne blitzen. »In dem Moment, wenn hier der Schankwirt vorbeikommt, rufst du ...«

»Nein«, flüsterte sie. »Die verprügeln mich ...«

Kayleigh verzog den Mund, und Ciri verstand sofort, dass Prügel von Flenner bei weitem nicht das Schlimmste waren, was ihr zustoßen konnte. Obwohl Flenner groß war, Kayleigh aber klein und zudem gefesselt, fühlte sie instinktiv, vor wem sie mehr Angst haben musste.

»Wenn du mir hilfst«, flüsterte die Ratte, »dann helfe ich dir. Ich bin nicht allein. Ich habe Freunde, solche, die einen nicht im Stich lassen ... Verstehst du? Aber wenn meine Freunde eintreffen, wenn es losgeht, darf ich nicht an diesem Pfosten festhängen, weil mich diese Mistkerle abmurksen werden ... Spitz die Ohren, verflucht. Ich sag dir, was du tun musst ...«

Ciri senkte den Kopf noch tiefer. Ihre Lippen zitterten.

Die Greifer und die Nissire futterten das Rührei und schmatzten wie Wildschweine. Der Wirt rührte im Kessel und trug den nächsten Krug Bier und einen Laib Beutelbrot auf den Tisch.

»Ich habe Hunger!«, piepste sie gehorsam und wurde etwas bleich. Der Wirt blieb stehen, schaute sie freundlich an, dann wandte er sich an die Gesellschaft am Tisch. »Kann ich ihr was geben, ihr Herren?«

»Fort!«, brüllte Flenner undeutlich, lief rot an und spuckte Rührei aus. »Bleib von ihr weg, Bratenwender beschissner, sonst reiß ich dir den Arsch auf! Du darfst’s nicht! Und sitz ruhig, Nutte, sonst ...«

»He, Flenner, was ist, hast du sie nicht alle?«, mischte sich Vercta ein, der sich anstrengte, ein mit Zwiebeln belegtes Brot herunterzuschlucken. »Seht ihn euch an, Jungs, den Furzklemmer, frisst selber für fremdes Geld, aber dem Mädchen gönnt er nichts. Gib ihr eine Schüssel, Wirt. Ich bezahl und ich sag, wer was kriegt und wer nicht. Und wem das nicht passt, der kann gleich eins in die unrasierte Fresse kriegen.«

Flenner lief noch stärker rot an, sagte aber nichts.

»Da fällt mir noch was ein«, fuhr Vercta fort.

»Wir müssen der Ratte was geben, dass sie uns nicht unterwegs krepiert, denn dann zieht uns der Baron das Fell über die Ohren, kannste glauben. Das Mädel wird ihn füttern. He, Wirt! Mach irgendwas zu essen für die beiden fertig! Und du, Flenner, was brummst du? Was schmeckt dir nicht?«

»Obacht gebm muss man auf die« – der Greifer deutete mit einer Kopfbewegung auf Ciri –, »weil die ’n komischer Vogel is. Wenn das ’n gewöhnliches Mädel wär, dann wär Nilfgaard nicht hinter ihr her, der Präfekt hätte keine Belohnung ausgesetzt ...«

»Ob sie gewöhnlich ist oder ungewöhnlich« – der Dicke mit dem Haarschopf lachte dröhnend –, »können wir gleich rauskriegen, wir brauchen ihr nur zwischen die Beine zu gucken. Was meint ihr, Jungs? Nehmen wir sie für ’nen Moment mit in die Scheune?«

»Rührt sie mir ja nicht an!«, schnauzte Flenner. »Ich erlaub’s nicht!«

»Ha! Dich werden wir grad fragen!«

»Es geht um mein’ Gewinn und mein’ Kopf, dass ich sie heil abliefre! Der Präfekt in Amarillo ...«

»Wir scheißen auf deinen Präfekten. Du hast auf unsere Kosten getrunken, und dann gönnst du uns nicht mal ’nen kleinen Fick? He, Flenner, sei kein Frosch! Wirst nicht den Kopf verlieren, nur keine Angst, und deine Belohnung kriegst du auch. Du wirst sie heil abliefern. ’n Mädel ist keine Fischblase, die platzt nicht, wenn man reinstößt!«

Die Nissire brachen in brüllendes Lachen aus. Flenners Gefährten fielen ein. Ciri erzitterte, wurde bleich, hob den Kopf.

Kayleigh lächelte spöttisch. »Du hast es kapiert?«, zischte er. »Wenn sie sich betrunken haben, nehmen sie sich dich vor. Misshandeln dich. Wir sitzen im selben Boot. Tu, was ich dir gesagt hab. Wenn ich es schaffe, schaffst du es auch ...«

»Das Essen ist fertig!«, rief der Wirt. Er hatte keinenNilfgaarderAkzent.»Kommther, Fräuleinchen!«

»Ein Messer«, flüsterte Ciri, während sie die Schüssel von ihm entgegennahm.

»Was?«

»Ein Messer. Schnell.«

»Wenn’s dir nicht reicht – hier hast du mehr!«, rief der Wirt unnatürlich laut, während er zum Tisch hinlugte und noch etwas Brei in die Schüssel tat. »Geh, bitte.«

»Ein Messer.«

»Geh, sonst ruf ich die ... Ich kann nicht ... Sie zünden die Schenke an.«

»Ein Messer.«

»Nein. Du tust mir leid, Tochter, aber ich kann nicht. Ich kann nicht, versteh doch. Geh weg ...«

»Aus dieser Schenke«, wiederholte sie mit zitternder Stimme die Worte Kayleighs, »wird niemand lebendig herauskommen. Ein Messer. Schnell. Und wenn es losgeht, flieh.«

»Halt die Schüssel fest, Tolpatsch!«, rief der Wirt und drehte sich so, dass er Ciri verdeckte. Er war blass und klapperte ein wenig mit den Zähnen. »Näher an die Pfanne!«

Sie fühlte die kalte Berührung eines Küchenmessers, das er ihr hinter den Gürtel schob, wobei er den Griff mit der Jacke verdeckte.

»Sehr gut«, zischte Kayleigh. »Setz dich so, dass du mich verdeckst. Stell mir die Schüssel auf die Knie. In die linke Hand nimmst du den Löffel, in die rechte das Messer. Und säg die Fesseln durch. Nicht da, Dumme. Unterm Ellenbogen, am Pfosten. Pass auf, sie schauen her.«

Ciri fühlte, wie trocken ihre Kehle war. Sie senkte den Kopf fast bis zur Schüssel.

»Füttere mich und iss selber.« Die grünen Augen fixierten sie unter halb gesenkten Lidern hervor, hypnotisierten. »Und säge, säge. Nur Mut, Kleine. Wenn ich es schaffe, schaffst du es auch ...«

Das ist wahr, dachte Ciri, während sie an den Fesseln schnitt. Das Messer stank nach Eisen und Zwiebeln, die Schneide war vom vielen Schärfen eingebuchtet. Er hat recht. Was weiß ich, wohin mich diese Schurken bringen? Was weiß ich, was dieser Nilfgaarder Präfekt von mir will? Vielleicht erwartet auch mich in diesem Amarillo der Henker, vielleicht warten da Rad, Streckbank und Zangen, rotes Eisen ... Ich lasse mich nicht wie ein Schaf zur Schlachtbank führen. Dann schon lieber etwas wagen ...

Krachend flog das Fenster ins Zimmer, zusammen mit dem Rahmen und einem von draußen hereingeworfenen Hackklotz, alles landete auf dem Tisch und richtete Verwüstungen unter den Schüsseln und Krügen an. Dem Hackklotz hinterher sprang ein blondes Mädchen mit kurz geschnittenem Haar in rotem Wams und glänzenden Stiefeln, die bis über die Knie reichten. Noch während sie auf dem Tisch kauerte, ließ sie das Schwert kreisen. Einer von den Nissiren, der langsamste, der es nicht geschafft hatte, auf- und nach hinten zu springen, stürzte mitsamt der Bank zurück, und aus seiner aufgeschlitzten Kehle sprudelte Blut. Das Mädchen ließ sich geschickt vom Tisch fallen, machteeinemdurchsFenster hereinspringenden Burschen in einem kurzen, bestickten Halbpelz Platz.

»Die Rattään!!«, schrie Vercta und mühte sich mit dem Schwert ab, das sich im Gürtel verfangen hatte.

Der Dicke mit dem Haarschopf zog die Waffe, sprang zu dem am Boden knienden Mädchen hin, holte aus, doch das Mädchen parierte auch auf den Knien geschickt den Hieb, warf sich zurück, und der im Halbpelz, der nach ihr hereingesprungen war, versetzte mit Schwung dem Nissir einen Schlag gegen die Schläfe. Der Dicke fiel zu Boden und wurde plötzlich schlaff wie ein ausgekippter Strohsack.

Die Tür der Schenke wurde mit einem Fußtritt aufgestoßen, die beiden nächsten Ratten stürmten in die Stube. Der erste war hochgewachsen und schwarzhaarig, er trug eine nietenbesetzte Jacke und ein scharlachrotes Stirnband. Mit zwei raschen Schwertstreichen schickte er zwei Greifer in die gegenüberliegenden Ecken, focht mit Vercta. Der andere, breitschultrig und mit hellem Haar, erledigte mit einem weit ausholenden Hieb Remiss, den Schwager Flenners. Die übrigen wandten sich zur Flucht, hin zur Küchentür. Doch die Ratten waren auch dort schon eingedrungen – aus dem Hintergrund sprang plötzlich ein dunkelhaariges Mädchen in märchenhaft bunter Kleidung hervor. Mit einem raschen Stich durchbohrte sie einen von den Greifern, warf mit einem kreisenden Schlag den anderen zurück und machte sofort den Schankwirt nieder, ehe der rufen konnte, wer er war.

Geschrei und Schwerterklirren erfüllten die Stube. Ciri verbarg sich hinter dem Pfosten.

»Mistle!« Kayleigh, der die Fesseln abgeworfen hatte, mühte sich mit dem Riemen, der ihm noch immer den Hals an den Pfosten band. »Giselher! Reef! Zu mir!«

Die Ratten waren jedoch noch mit dem Kampf beschäftigt – Kayleighs Schrei hörte nur Flenner. Der Greifer wandte sich um und holte zum Stoß aus, um die Ratte am Pfosten festzunageln. Ciri reagierte blitzschnell und reflexartig – ähnlich wie während des Kampfes mit dem Wyvern in Gors Velen, ähnlich wie auf Thanedd, liefen alle in Kaer Morhen gelernten Bewegungen auf einmal von selbst ab, fast ohne ihr Zutun. Sie sprang hinter

dem Pfosten hervor, wirbelte in einer Pirouette herum, warf sich auf Flenner und stieß ihn heftig mit der Hüfte. Sie war zu klein und zu leicht, um den großen Greifer wegzuschleudern, doch es gelang ihr, den Rhythmus seiner Bewegungen zu stören. Und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Du Stück Dreck!«

Flenner holte aus, das Schwert pfiff durch die Luft. Ciris Körper führte wieder von selbst die rettende Volte aus, und Flenner hätte sich um ein Haar überschlagen, als er der Klinge mit Schwung hinterherstürzte. Gemein fluchend, schlug er abermals zu, legte seine ganze Kraft in den Hieb. Ciri sprang geschickt beiseite, landete sicher auf dem linken Fuß, wirbelte in einer entgegengesetzten Pirouette herum. Flenner hieb wiederum zu, konnte sie aber auch diesmal nicht erreichen.

Zwischen sie stürzte plötzlich Vercta und bespritzte beide mit Blut. Der Greifer wich zurück, schaute sich um. Ihn umgaben ausschließlich Leichen. Und die Ratten, die sich von allen Seiten mit gezückten Schwertern näherten.

»Halt«, sagte kalt der Schwarzhaarige mit dem scharlachroten Stirnband, der endlich Kayleigh losmachte. »Es sieht so aus, dass er unbedingt dieses Mädchen abstechen will. Ich weiß nicht, warum. Ich weiß auch nicht, wieso es ihm bisher nicht gelungen ist. Aber geben wir ihm eine Chance, wenn er es so dringlich will.«

»Geben wir ihr auch eine Chance, Giselher«, sagte der Breitschultrige. »Es soll ein ehrlicher Kampf sein. Gib ihr irgendeinen Stahl, Flamme.«

Ciri fühlte den Griff eines Schwertes in der Hand. Es war etwas zu schwer.

Flenner keuchte wütend, stürzte sich auf sie, ließ das Schwert in einer Mühle kreisen, dass es nur noch als Schemen zu sehen war. Er war langsam – Ciri wich den Hieben mit schnellen Finten und Halbdrehungen aus, ohne auch nur zu versuchen, die auf sie niederprasselnden Hiebe zu parieren. Das Schwert diente ihr nur als Gegengewicht, das die Volten erleichterte.

»Unglaublich«, lachte die mit den kurzen Haaren. »Das ist eine Akrobatin!«

»Schnell ist sie«, sagte die Bunte, die ihr das Schwert gegeben hatte. »Schnell wie eine Elfe. He du, Dicker! Wäre dir nicht vielleicht jemand von uns lieber? Bei der schaffst du es nicht!«

Flenner wich zurück, schaute sich um, plötzlich sprang er unerwartet vor, zielte mit einem Stich auf Ciri und streckte sich dabei wie ein Reiher mit vorgerecktem Schnabel. Ciri wich dem Stoß mit einer kurzen Finte aus, wirbelte herum. Eine Sekunde lang sah sie eine geschwollene, pulsierende Ader an Flenners Hals. Sie wusste, dass er in der Position, in der er sich befand, einem Hieb weder ausweichen noch ihn parieren konnte. Sie wusste, wo und wie sie zuschlagen musste.

Sie schlug nicht zu.

»Schluss.« Sie fühlte eine Hand auf der Schulter. Das Mädchen in der bunten Kleidung stieß sie weg, gleichzeitig drängten zwei andere Ratten – der mit dem Halbpelz und die Kurzgeschorene – Flenner in eine Ecke der Stube, hielten ihn mit den Schwertern in Schach.

»Schluss mit diesem Vergnügen«, wiederholte die Bunte und drehte Ciri zu sich herum. »Das dauert ein bisschen zu lange. Und zwar deinetwegen, Fräulein. Du kannst töten, tust’s aber nicht. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass du nicht lange leben wirst.«

Ciri zuckte zusammen, als sie in die großen dunklen, mandelförmigen Augen blickte, die in einem Lächeln entblößten Zähne sah, die so klein waren, dass das Lächeln etwas Vampirhaftes an sich hatte. Das waren keine Menschenaugen und keine Menschenzähne. Das bunte Mädchen war eine Elfe.

»Zeit, zu verduften«, sagte Giselher, der mit dem roten Stirnband, offensichtlich der Anführer, in scharfem Ton. »Das dauert wirklich zu lange! Mistle, erledige den Dreckskerl.«

Die Kurzgeschorene näherte sich mit erhobenem Schwert.

»Erbarm’!«, schrie Flenner und fiel auf die Knie. »Schenkt mir das Lebm! Ich hab kleine Kinder ... noch ganz kleine ...«

Das Mädchen hieb scharf zu und drehte sich dabei in den Hüften. Das Blut spritzte als breiter, unregelmäßiger Fleck aus kleinen karminroten Pünktchen an die geweißte Wand.

»Ich kann kleine Kinder nicht leiden«, sagte die Kurzgeschorene und wischte mit einer raschen Handbewegung das Blut von der Klinge.

»Bleib nicht stehen, Mistle«, drängte der mit dem scharlachroten Stirnband. »Zu den Pferden! Wir müssen verschwinden! Das ist eine Nilfgaarder Siedlung, hier haben wir keine Freunde!«

Die Ratten liefen blitzschnell aus der Schenke. Ciri wusste nicht, was sie tun sollte, fand aber auch keine Zeit zum Überlegen. Mistle, die Kurzhaarige, gab ihr einen Stoß zur Tür hin.

Vor der Schenke lagen inmitten von Tonscherben und abgenagten Knochen die Leichen der Nissire, die den Eingang bewacht hatten. Vom Dorf her kamen mit Spießen bewaffnete Siedler gerannt, verschwanden jedoch beim Anblick der auf den Hof tretenden Ratten augenblicklich zwischen den Hütten.

»Kannst du reiten?«, schrie Mistle Ciri zu.

»Ja ...«

»Dann los, schnapp dir irgendein Pferd, und Galopp! Auf unsere Köpfe ist eine Belohnung ausgesetzt, und das ist ein Nilfgaarder Dorf! Alle greifen sie schon nach Bögen und Schleudern! Galopp, Giselher nach! Mitten auf der Straße! Halte dich von den Hütten fern!«

Ciri setzte über die niedrige Umzäunung, packte die Zügel eines von den Pferden der Greifer, sprang in den Sattel, schlug dem Pferd mit der flachen Klinge, die sie nicht aus der Hand gelegt hatte, aufs Hinterteil. Sie ritt einen scharfen Galopp, überholte Kayleigh und die bunte Elfe, die Flamme genannt wurde. Sie folgte den Ratten in Richtung Mühle. Sie sah, wie hinter einer der Hütten ein Mann mit einer Armbrust hervorsprang, der Giselher in den Rücken zielte.

»Hau ihn nieder!«, hörte sie von hinten. »Hau ihn nieder, Mädchen!«

Ciri beugte sich im Sattel zur Seite, zwang mit einem Ruck an den Zügeln und mit Fersendruck das galoppierende Pferd zu einer Richtungsänderung, holte mit dem Schwert aus. Der Mann mit der Armbrust drehte sich im letzten Moment um, sie sah sein vor Entsetzen verzerrtes Gesicht. Die zum Schlag erhobene Hand zögerte einen Augenblick lang, und das genügte, dass das Pferd sie vorbeitrug. Sie hörte die losgelassene Sehne schnellen, das Pferd schrie auf, zuckte mit dem Hinterteil und bäumte sich auf. Ciri riss die Füße aus den Steigbügeln und sprang, landete geschickt in der Hocke. Die heranreitende Flamme ließ sich zu einem scharfen Hieb vom Sattel herabhängen, traf den Armbrustschützen im Genick. Der Schütze stürzte auf die Knie, krümmte sich nach vorn und fiel mit dem Gesicht in eine Pfütze, dass der Schlamm spritzte. Das verwundete Pferd wieherte und stampfte neben ihr, schließlich lief es zwischen die Hütten, wobei es heftig ausschlug.

»Du Idiotin!«, schrie die Elfe, während sie an Ciri vorbeipreschte. »Du verdammte Idiotin!«

»Spring auf!«, rief Kayleigh im Heranreiten. Ciri lief ihm entgegen, fasste die ausgestreckte Hand. Der Schwung riss sie hoch, das Schultergelenk knirschte, doch es gelang ihr, auf das Pferd zu springen und sich an den Rücken der hellhaarigen Ratte zu pressen. Sie gingen zum Galopp über, vorbei an Flamme. Die Elfe wendete, sie verfolgte einen weiteren Armbrustschützen, der seine Waffe fallen ließ und auf das Tor einer Scheune zu floh. Flamme holte ihn mühelos ein. Ciri wandte den Blick ab. Sie hörte, wie der niedergehauene Schütze aufheulte, kurz, wild, wie ein Tier.

Sie wurden von Mistle eingeholt, die ein gesatteltes Handpferd mit sich zog. Sie schrie etwas, Ciri verstand die Worte nicht, begriff aber sofort. Sie ließ Kayleighs Rücken los, sprang in vollem Galopp ab, lief zu dem Handpferd hin, wobei sie den Gebäuden gefährlich nahe kam. Mistle warf ihr die Zügel zu, schaute zurück und rief eine Warnung. Ciri wandte sich gerade rechtzeitig um, um mit einer geschickten Halbdrehung einem tückischen Lanzenstoß auszuweichen, den ihr ein kräftiger Siedler versetzte, der aus einem Schweinestall hervorschaute.

Was danach geschah, verfolgte sie lange Zeit in den Träumen. Sie erinnerte sich an alles, jede Bewegung. Die Halbdrehung, die sie vor der Lanzenspitze vollführte, brachte sie in eine ideale Position. Der Siedler hingegen, weit nach vorn gebeugt, konnte weder wegspringen noch sich mit dem Schaft decken, den er in beiden Händen hielt. Ciri schlug flach zu und ging in eine gegenläufige Halbpirouette über. Einen Moment lang sah sie den zu einem Schrei geöffneten Mund in dem von einem mehrtägigen Stoppelbart bedeckten Gesicht. Sie sah die von einer Glatze verlängerte Stirn, hell oberhalb der Linie, wo ein Hut oder eine Kappe sie vor der Sonnenbräune bewahrt hatte. Und dann wurde alles, was sie sah, von einer Blutfontäne verdeckt.

Sie hielt noch immer das Pferd an den Zügeln, und das Pferd stieß einen makabren Schrei aus, riss, dass sie auf die Knie fiel. Ciri ließ die Zügel nicht los. Der Verwundete heulte und röchelte, warf sich krampfhaft zwischen Stroh und Unrat hin und her, und das Blut sprudelte aus ihm wie aus einem abgestochenen Eber. Sie fühlte, wie sich ihr der Magen umstülpte.

Direkt neben ihr brachte Flamme ihr Pferd zum Stehen. Sie ergriff die Zügel des stampfenden Handpferdes, ruckte daran und brachte Ciri, die die Zügel noch immer umklammerte, auf die Füße.

»In den Sattel!«, schrie sie. »Und im Trab!«

Ciri unterdrückte die Übelkeit, sprang aufs Pferd. An dem Schwert, das sie noch immer in der Hand hielt, war Blut. Mit Mühe überwand sie den Drang, den Stahl so weit weg wie möglich zu werfen.

Zwischen den Hütten kam Mistle hervor, die zwei Menschen verfolgte. Einer konnte entkommen, indem er über einen Zaun sprang, der andere bekam einen kurzen Schwerthieb ab, stürzte auf die Knie und griff sich mit beiden Händen an den Kopf.

Zusammen mit der Elfe fielen sie in Galopp, zügelten die Pferde aber gleich wieder, denn von der Mühle her kehrte Giselher mit den anderen Ratten zurück. Ihnen folgte eine Menge bewaffneter Siedler, die sich mit Geschrei Mut machten.

»Uns nach!«, schrie Giselher im Vorbeipreschen. »Uns nach, Mistle! Zum Fluss!«

Zur Seite geneigt, zog Mistle die Zügel an, wendete das Pferd und galoppierte ihm nach, über die niedrigen Zäune hinwegsetzend. Ciri drückte das Gesicht an die Mähne und folgte ihr. Gleich neben ihr galoppierte Flamme einher. Die Geschwindigkeit ließ ihre schönen dunklen Haare wehen, so dass das kleine, spitz zulaufende Ohr zu sehen war, das ein filigranes Ringlein schmückte.

Der von Mistle Verwundete kniete noch immer mitten auf der Straße, wiegte sich hin und her und hielt sich mit beiden Händen den blutigen Kopf. Flamme riss das Pferd herum, preschte zu ihm hin, versetzte ihm von oben herab mit ganzer Kraft einen Schwerthieb. Der Verletzte heulte auf. Ciri sah, wie die abgehauenen Finger zur Seite wegflogen wie Splitter von einem zerhackten Holzscheit, wie dicke weiße Würmer zu Boden fielen.

Mit größter Mühe unterdrückte sie den Brechreiz.

Am Loch in der Palisade warteten Mistle und Kayleigh auf sie, die übrigen Ratten waren schon weit weg. Alle vier gingen sie zu scharfem, gestrecktem Galopp über, durchquerten so den Fluss, dass das Wasser bis über die Pferdeköpfe spritzte. Vorgebeugt, die Wangen an die Mähnen geschmiegt kamen sie auf den sandigen Uferhang, jagten über eine von Lupinen violett gefärbte Wiese. Flamme, die das beste Pferd hatte, setzte sich an die Spitze.

Sie ritten in den Wald, in feuchten Schatten, zwischen Buchenstämme. Sie holten Giselher und die anderen ein, wurden aber nur für einen Augenblick langsamer. Als sie den Wald durchquert hatten und auf eine Heide gelangten, gingen sie wieder zum Galopp über. Bald schon fielen Ciri und Kayleigh zurück, die Pferde der Greifer waren nicht imstande, mit den schönen Rassepferden der Ratten Schritt zu halten. Ciri hatte ein zusätzliches Problem – auf dem großen Pferd reichte sie mit den Füßen kaum bis an die Steigbügel, und beim Reiten konnte sie den Riemen nicht passend machen. Sie konnte ohne Steigbügel nicht schlechter reiten als mit, doch sie wusste, dass sie in dieser Haltung keinen langen Galopp durchstehen würde.

Zum Glück verringerte Giselher nach ein paar Minuten das Tempo und hielt die Spitzengruppe zurück, damit sie und Kayleigh aufschließen konnten. Ciri ging zum Trab über. Den Steigbügelriemen kürzer schnallen konnte sie noch immer nicht, im Riemen fehlten Löcher. Ohne das Tempo zu verlangsamen, legte sie das rechte Bein über den Sattel und ritt im Damensitz weiter.

Als Mistle die Reithaltung des Mädchens sah, brach sie in Gelächter aus. »Siehst du, Giselher? Nicht nur eine Akrobatin, sondern auch noch eine Kunstreiterin! He, Kayleigh, wo hast du diese Teuflin aufgetrieben?«

Flamme hielt ihre schöne Fuchsstute zurück, die noch immer trocken war und weitergaloppieren wollte, ritt näher heran, drängte gegen Ciris Grauschimmel. Das Pferd schnaubte, warf den Kopf hoch und wich zurück. Ciri zog die Zügel an, lehnte sich im Sattel zurück.

»Weißt du, warum du noch am Leben bist, du Vollidiotin?«, knurrte die Elfe, während sie sich die Haare aus der Stirn strich. »Der Kerl, den du großmütig verschont hast, hat die Sehne zu früh losgelassen, hat das Pferd getroffen statt deiner. Sonst hättest du jetzt einen Bolzen tief im Rücken stecken! Wozu trägst du das Schwert?«

»Lass sie in Ruhe, Flamme«, sagte Mistle und rieb den schweißnassen Hals ihres Pferdes.

»Giselher, wir müssen langsamer werden, sonst reiten wir die Pferde zuschanden! Uns verfolgt doch niemand.«

»Ich möchte möglichst schnell die Velde überqueren«, sagte Giselher. »Auf der anderen Seite machen wir Rast. Kayleigh, wie macht sich dein Pferd?«

»Es wird durchhalten. Das ist kein Rennpferd, aber ein kräftiges Vieh.«

»Na, dann los.«

»Gleich«,sagteFlamme.»Unddiese Rotznase?«

Giselher schaute sich um, rückte das scharlachrote Stirnband zurecht, ließ den Blick auf Ciri ruhen. Sein Gesicht, sein Ausdruck erinnerten ein wenig an Kayleigh – dieselbe böse Grimasse des Mundes, die gleichen zusammengekniffenen Augen, die schmalen, vorstehenden Kinnladen. Er war jedoch älter als die hellhaarige Ratte – der bläuliche Schatten auf den Wangen zeugte davon, dass er sich schon regelmäßig rasierte.

»Ja wirklich«, sagte er schroff. »Was ist mit dir, Wildfang?«

Ciri senkte den Kopf.

»Sie hat mir geholfen«, ließ sich Kayleigh vernehmen. »Wenn sie nicht gewesen wäre, hätte dieser lausige Greifer mich an den Pfosten genagelt ...«

»Im Dorf«, fügte Mistle hinzu, »haben sie gesehen, dass sie mit uns zusammen geflohen ist. Einen hat sie zusammengehauen, ich glaube kaum, dass er überlebt hat. Das sind Siedler aus Nilfgaard. Wenn das Mädchen ihnen in die Hände fällt, machen sie sie kalt. Wir können sie nicht zurücklassen.«

Flamme fauchte wütend, doch Giselher winkte ab. »Zur Velde«, entschied er, »soll sie mit uns reiten. Dann werden wir sehen. Setz dich aufs Pferd, wie es sich gehört, Mädel. Wenn du zurückbleibst, werden wir uns nicht umschauen. Verstehst du?«

Ciri nickte eilig.

»Rede, Mädchen. Was bist du für eine? Wo kommst du her? Wie heißt du? Warum bist du unter Bewachung geritten?«

Ciri senkte den Kopf. Während des Rittes hatte sie genug Zeit für den Versuch gehabt, sich irgendeine Geschichte auszudenken. Sie hatte sich mehrere ausgedacht. Aber der Anführer der Ratten sah nicht wie jemand aus, der eine davon glauben würde.

»Na«, drängte Giselher. »Du bist ein paar Stunden lang mit uns geritten. Du futterst mit uns, und ich hatte noch keine Gelegenheit, den Klang deiner Stimme zu hören. Bist du stumm?«

Das Lagerfeuer ließ Flammenzungen und einen Funkenregen emporschießen, tauchte die Ruine der Hirtenhütte in eine Woge von goldenem Licht. Als gehorche es einem Befehl Giselhers, erhellte das Feuer das Gesicht der Verhörten, damit man umso deutlicher Lüge und Verstellung darin erkennen könne. Ich kann ihnen ja nicht die Wahrheit sagen, dachte Ciri verzweifelt. Das sind Mörder. Briganten. Wenn sie erfahren, dass die Greifer mich wegen der Belohnung gefasst haben, könnten sie selber Lust bekommen, diese Belohnung zu kassieren. Außerdem ist die Wahrheit zu unwahrscheinlich, als dass sie mir glauben würden.

»Wir haben dich aus der Siedlung gebracht«, fuhr der Anführer der Bande langsam fort.

»Wir haben uns hier versammelt, in einem unserer Schlupfwinkel. Du hast zu essen bekommen. Du sitzt an unserem Feuer. Also sag, wer du bist!«

»Lass sie in Ruhe«, sagte Mistle plötzlich.

»Wenn ich dich anschaue, Giselher, sehe ich plötzlich einen Nissir, einen Greifer oder einen von diesen Nilfgaarder Hundesöhnen vor mir. Und ich fühle mich wie beim Verhör, im Knast auf die Folterbank gebunden!«

»Mistle hat recht«, sagte der Hellhaarige in dem Halbpelz. Ciri zuckte zusammen, als sie seinen Akzent hörte. »Das Mädchen will ganz offensichtlich nicht sagen, wer sie ist, und das ist ihr Recht. Als ich mich euch angeschlossen habe, war ich auch wortkarg. Ich wollte nicht zugeben, dass ich einer von den Nilfgaarder Hundesöhnen war ...«

»Red keinen Unsinn, Reef.« Giselher winkte ab. »Bei dir war das was anderes. Und du, Mistle, übertreibst auch. Das ist kein Verhör. Ich will, dass sie sagt, wer sie ist und woher sie kommt. Wenn ich das erfahre, zeige ich ihr einen Weg nach Hause, und fertig. Wie soll ich das tun, wenn ich nicht weiß ...«

»Nichts weißt du.« Mistle wandte den Blick ab. »Nicht einmal, ob sie überhaupt ein Zuhause hat. Ich glaube aber, sie hat keins. Die Greifer haben sie von der Landstraße aufgelesen, weil sie allein war. Das sieht diesen Feiglingen ähnlich. Wenn du ihr sagst, sie soll gehen, wohin sie die Füße tragen, wird sie allein in den Bergen nicht überleben. Die Wölfe werden sie zerreißen, oder sie verhungert.«

»Was sollen wir also mit ihr machen?«, fragte mit jugendlicher Bassstimme der Breitschultrige, während er mit einem Stock die im Feuer brennenden Scheite zusammenschob. »Sie in der Nähe irgendeines Dorfes zurücklassen?«

»Ein toller Einfall, Asse«, spottete Mistle.

»Kennst du die Bauern nicht? Denen fehlen jetzt Arbeitskräfte. Sie werden das Mädchen zum Viehhüten schicken und ihr vorher ein Bein brechen, damit sie nicht weglaufen kann. Nachts wird man sie behandeln, als ob sie keinem gehörte, also allen. Sie wird für Verpflegung und ein Dach überm Kopf bezahlen, du weißt, in welcher Münze. Und im Frühling kriegt sie Kindbettfieber, wenn sie in einem dreckigen Stall irgendjemandes Bankert zur Welt bringt.«

»Wenn wir ihr Pferd und Schwert lassen«, presste Giselher langsam hervor, den Blick auf Ciri gerichtet, »möchte ich nicht in der Haut des Bauern stecken, der ihr gern ein Bein brechen würde. Oder einen Bankert machen. Habt ihr den Tanz gesehen, den sie in der Schenke mit diesem Greifer aufgeführt hat, den Mistle später erledigte? Er hat die Luft zerhauen, und sie tanzte, als ob nichts wäre ... Ha, ihr Name und ihre Herkunft gehen mich wirklich nicht viel an, aber wo sie solche Kunststückchen gelernt hat, würde ich gern erfahren ...«

»Die Kunststückchen werden sie nicht retten«, ließ sich plötzlich Flamme vernehmen, die sich bisher dem Schärfen ihres Schwertes gewidmet hatte. »Sie kann nur tanzen. Um zu überleben, muss man töten können, und das bringt sie nicht fertig.«

»Anscheinend doch.« Kayleigh bleckte die Zähne. »Als sie im Dorf diesem Bauernvieh eins verpasst hat, ist die Brühe einen halben Klafter hochgespritzt ...«

»Und sie selber ist bei dem Anblick beinahe ohnmächtig geworden«, fauchte die Elfe.

»Das ist doch noch ein Kind«, warf Mistle ein.

»Ich kann mir denken, wer sie ist und wo sie die Kunststückchen gelernt hat. Ich habe solche wie sie schon gesehen. Das ist eine Tänzerin oder Akrobatin aus irgendeiner Wandertruppe.«

»Und seit wann«, fauchte die Elfe abermals,

»gehen uns Tänzerinnen und Akrobatinnen etwas an? Verdammt, es ist gleich Mitternacht, ich werde müde. Machen wir also endlich Schluss mit diesem leeren Gerede. Wir müssen uns ausschlafen und ausruhen, um morgen bei Tagesanbruch in Neuschmiede zu sein. Der Schultheiß dort hat, wie ihr wohl nicht vergessen haben werdet, Kayleigh an die Nissire ausgeliefert. Das ganze Dorf muss also sehen, wie die Nacht eine rote Farbe annimmt. Und das Mädchen? Sie hat ein Pferd, sie hat ein Schwert. Das eine wie das andere hat sie ehrlich erworben. Wir geben ihr ein bisschen was zu futtern und etwas Geld. Dafür, dass sie Kayleigh gerettet hat. Und dann soll sie reiten, wohin sie will, und sich selber um sich kümmern ...«

»Gut«, sagte Ciri, presste die Lippen zusammen und stand auf.

Es trat Stille ein, nur unterbrochen vom Knistern des Feuers. Die Ratten schauten sie neugierig an, warteten.

»Gut«, wiederholte sie, verwundert über den fremden Klang ihrer Stimme. »Ich brauche euch nicht, habe mich nicht aufgedrängt ... Und ich will überhaupt nicht bei euch sein! Ich reite sofort weg ...«

»Du bist ja doch nicht stumm«, stellte Giselher mürrisch fest. »Du kannst reden, und sogar dreist.«

»Schaut euch ihre Augen an«, fauchte Flamme. »Schaut, wie sie den Kopf hält. Ein Raubvögelchen! Ein junges Falkenweibchen!«

»Du willst wegreiten«, sagte Kayleigh. »Und wohin, wenn man fragen darf?«

»Was geht euch das an?«, schrie Ciri, und in ihre Augen trat ein grüner Schein. »Frage ich euch, wohin ihr reitet? Das geht mich nichts an! Und ihr geht mich auch nichts an! Ich brauche euch nicht, zu nichts! Ich werde ... Ich komme zurecht! Allein!«

»Allein?«, wiederholte Mistle mit einem seltsamen Lächeln. Ciri verstummte, senkte den Kopf. Die Ratten schwiegen ebenfalls.

»Es ist Nacht«, sagte Giselher schließlich.

»Nachts reitet man nicht. Man reitet nicht allein, Mädchen. Wer allein ist, muss umkommen. Dort bei den Pferden liegen Decken und Pelze. Such dir was aus. Die Nächte in den Bergen sind kalt. Was starrst du mich so an aus deinen grünen Lichtern? Richte dir ein Lager und schlaf. Du musst dich ausruhen.«

Sie zögerte einen Augenblick lang, gehorchte dann. Als sie zurückkam und eine Decke und einen Pelzsack hinter sich herzog, saßen die Ratten nicht mehr ums Feuer. Sie standen im Halbkreis, und der rote Feuerschein spiegelte sich in ihren Augen wider.

»Wir sind die Ratten des Grenzlandes«, sagte Giselher stolz. »Wir wittern eine Beute meilenweit. Wir fürchten keine Fallen. Es gibt nichts, was wir nicht durchbeißen. Komm her, Mädchen.«

Sie gehorchte.

»Du hast nichts«, fuhr Giselher fort und überreichte ihr einen silberbeschlagenen Gürtel. »Also nimm wenigstens etwas.«

»Du hast nichts und niemanden«, sagte Mistle und warf ihr lächelnd ein kurzes Jäckchen von grünem Atlas über die Schultern und drückte ihr eine Bluse mit Hohlsaumstickerei in die Hand.

»Du hast nichts«, sagte Kayleigh, und sein Geschenk war ein Stilett in einer edelsteinbesetzten Scheide. »Du bist allein.«

»Du hast niemanden«, wiederholte nach ihm Asse. Ciri nahm ein verziertes Schwertgehenk in Empfang.

»Du hast niemanden, der dir nahesteht«, sagte mit Nilfgaarder Akzent Reef, während er ihr ein Paar Handschuhe aus ganz weichem Leder überreichte.

»Du wirst überall eine Fremde sein«, schloss scheinbar achtlos Flamme, die Ciri mit einer raschen und ziemlich ungenierten Bewegung ein kleines Barett mit Fasanenfedern auf den Kopf setzte. »Überall fremd und anders. Wie sollen wir dich nennen, Falkenjunges?«

Ciri schaute ihr in die Augen. »Gvalch’ca.«

Die Elfe lächelte. »Wenn du erst einmal zu reden beginnst, redest du in vielen Sprachen, Falkenjunges! Also gut. Du wirst einen Namen des Älteren Volkes tragen, den Namen, den du selbst gewählt hast. Du wirst Falka sein.«

Falka.

Sie konnte nicht einschlafen. Die Pferde stampften und schnaubten im Dunkeln, der Wind rauschte in den Wipfeln der Tannen. Der Himmel war mit Sternen übersät. Hell leuchtete das Auge, das so viele Tage ihr treuer Führer durch die Felswüste gewesen war. Das Auge wies den Westen. Doch Ciri war sich nicht mehr sicher, ob das die richtige Richtung war. Es gab nichts, dessen sie sich sicher war.

Sie konnte nicht einschlafen, obwohl sie sich zum ersten Mal seit vielen Tagen sicher fühlte. Sie war nicht mehr allein. Das Lager aus Zweigen hatte sie sich abseits eingerichtet, weit von den Ratten entfernt, die auf dem vom Feuer erwärmten Lehmboden der verfallenen Hütte schliefen. Sie war weit von ihnen entfernt, spürte aber ihre Nähe und Anwesenheit. Sie war nicht allein.

Sie hörte leise Schritte.

»Keine Angst.« Kayleigh.

»Ich sage ihnen nicht«, flüsterte die hellhaarige Ratte, während er neben ihr niederkniete und sich über sie beugte, »dass Nilfgaard dich sucht. Ich sage ihnen nichts von der Belohnung, die der Präfekt in Amarillo auf dich ausgesetzt hat. Dort in der Schenke hast du mir das Leben gerettet. Ich werde mich revanchieren. Mit etwas Schönem. Jetzt gleich.«

Er legte sich neben sie, langsam und vorsichtig. Ciri versuchte aufzuspringen, doch Kayleigh drückte sie aufs Lager, mit einer Bewegung, die nicht heftig war, aber stark und nachdrücklich. Sanft legte er ihr die Finger auf den Mund. Das wäre nicht notwendig gewesen. Ciri war vor Furcht gelähmt, aus der verkrampften, schmerzhaft trockenen Kehle kam kein Schrei, selbst wenn sie hätte schreien wollen. Doch sie wollte nicht. Stille und Finsternis waren besser. Sicherer. Vertraut. Sie deckten ihr Entsetzen und ihre Scham zu.

Sie seufzte.

»Sei still, Kleine«, flüsterte Kayleigh, während er ihr langsam das Hemd aufband. Langsam, mit sanften Bewegungen schob er ihr den Stoff von den Schultern und zog das untere Ende des Hemdes über die Hüften hoch. »Hab keine Angst. Du wirst sehen, wie angenehm das ist.«

Ciri erzitterte unter der Berührung der trockenen, harten und rauen Hand. Sie lag reglos da, angespannt und verkrampft, erfüllt von einer Furcht, die sie ohnmächtig machte, ihr den Willen nahm, und von quälendem Ekel, der ihre Schläfen und Wangen mit Hitzewellen überflutete. Kayleigh schob ihr die linke Hand unter den Kopf, zog sie näher zu sich heran, versuchte dabei, die Hand wegzuschieben, mit der sie krampfhaft das untere Ende des Hemdes hielt und vergeblich versuchte, es hinabzuziehen. Sie begann zu zittern.

In der Dunkelheit ringsum spürte sie plötzlich eine Bewegung, nahm eine Erschütterung wahr, hörte das Geräusch eines Fußtritts.

»Bist du verrückt geworden, Mistle?«, knurrte Kayleigh und richtete sich etwas auf.

»Lass sie in Ruhe, du Schwein.«

»Verzieh dich. Geh schlafen.«

»Lass sie in Ruhe, habe ich gesagt.«

»Beunruhige ich sie etwa, oder was? Schreit sie oder versucht sich loszureißen? Ich will sie bloß sanft in den Schlaf bringen. Stör nicht.«

»Verschwinde hier, sonst stech ich dich ab.« Ciri hörte, wie ein Stilett in der Metallscheide schurrte.

»Ich meine es ernst«, wiederholte Mistle, die in der Finsternis undeutlich über ihnen stand.

»Scher dich zu den Jungs. Aber plötzlich.«

Kayleigh setzte sich auf, fluchte halblaut. Er stand wortlos auf und ging rasch weg.

Ciri fühlte, wie ihr Tränen über die Wangen rannen, schnell, immer schneller, wie regsame Würmchen in die Haare über den Ohren krochen. Mistle legte sich neben ihr hin, deckte sie sorgsam mit dem Pelz zu. Doch sie zog das aufgeschnürte Hemd nicht zurecht. Sie ließ es, wie es war. Ciri begann abermals zu zittern.

»Still, Falka. Es ist schon gut.«

Mistle war warm, sie roch nach Teer und Rauch. Ihre Hand war kleiner als die Kayleighs, feinfühliger, weicher. Angenehmer. Doch die Berührung bewirkte, dass Ciri sich abermals verkrampfte, sie lähmte abermals den ganzen Körper vor Furcht und Widerwillen, presste ihr die Kiefer und die Kehle zusammen. Mistle schmiegte sich an sie, umfasste sie beschützend und flüsterte beruhigend, doch gleichzeitig bewegte sich ihre kleine Hand unablässig wie eine warme Schnecke, ruhig, sicher, entschlossen, wohlvertraut mit Weg und Ziel. Ciri fühlte, wie sich die eiserne Zange von Ekel und Angst öffnete, ihren Griff lockerte, sie fühlte, wie sie selbst aus diesem Griff schlüpfte und abwärts fiel, tief, immer tiefer, in den warmen und nassen Tümpel von Resignation und machtloserNachgiebigkeit.Einer widerwärtigen und demütigend angenehmen Nachgiebigkeit.

Sie seufzte dumpf, verzweifelt. Mistles Atem ging heiß an ihrem Hals, die samtweichen und feuchten Lippen liebkosten die Schulter, das Schlüsselbein, glitten langsam tiefer. Ciri seufzte abermals.

»Still, Falkenjunges«, flüsterte Mistle und schob ihr vorsichtig einen Arm unter den Kopf. »Du bist nicht mehr allein. Nicht mehr.«

Am Morgen stand Ciri in der Dämmerung auf. Sie glitt langsam und vorsichtig unter den Pelzen hervor, um Mistle nicht zu wecken, die mit offenem Mund schlief und die Augen mit dem Unterarm bedeckt hatte. Auf dem Unterarm hatte sie Gänsehaut. Ciri deckte das Mädchen sorgsam zu. Nach kurzem Zögern näherte sie sich, küsste sie sanft auf die kurzen, wie eine Bürste abstehenden Haare. Mistle murmelte etwas im Schlaf. Ciri wischte sich eine Träne von der Wange.

Sie war nicht mehr allein.

Die übrigen Ratten schliefen auch noch, jemand schnarchte hörbar, jemand furzte ebenso hörbar. Flamme lag da, den Arm quer über Giselhers Brust, ihr üppiges Haar fiel wirr auseinander. Die Pferde schnaubten und stampften, ein Specht hämmerte mit kurzen Folgen von Schlägen gegen den Stamm einer Föhre.

Ciri lief zum Fluss. Sie wusch sich lange, zitterte dabei vor Kälte. Sie wusch sich mit heftigen Bewegungen, versuchte von sich abzuwaschen, was nicht mehr abzuwaschen war. Über die Wangen rannen ihr Tränen.

Falka.

Das Wasser schäumte und rauschte über die Steine, floss fort in den Nebel.

Alles floss fort. In den Nebel. Alles.

Sie waren Abschaum. Sie waren eine seltsame Ansammlung, erzeugt von Krieg, Unglück und Verachtung. Krieg, Unglück und Verachtung hatten sich vereint und sie an ein und dasselbe Ufer geworfen, wie ein angeschwollener Fluss treibende, schwarze, an Steinen glattgeschliffene Holzstücke auswirft und an den Ufern ablagert.

Kayleigh war inmitten von Rauch, Brand und Blut in einem geplünderten Kastell zu Bewusstsein gekommen, wo er zwischen den Leichen seiner Pflegeeltern und Verwandten lag. Als er sich die mit Leichen übersäte Landstraße entlangschleppte, war er auf Reef gestoßen. Reef war Soldat bei der Strafexpedition, die Kaiser Emhyr var Emreis zur Niederschlagung des Aufstandes in Ebbing ausgesandt hatte. Er war einer von denen, die das Kastell nach zweitägiger Belagerung erstürmt und geplündert hatten. Nachdem sie das Kastell erobert hatten, ließen die Kameraden Reef im Stich, obwohl Reef lebte. Doch Sorge für die Verwundeten gehörte nicht zu den Gewohnheiten der Schlagetote aus den Nilfgaarder Sondereinheiten.

Anfangs hatte Kayleigh Reef den Rest geben wollen. Doch Kayleigh wollte nicht allein sein. Und wie Kayleigh war Reef sechzehn Jahre alt.

Gemeinsam leckten sie sich die Wunden. Gemeinsam ermordeten und beraubten sie einen Steuereintreiber, gemeinsam besoffen sie sich in einer Herberge mit Bier, und später, als sie auf Beutepferden durchs Dorf ritten, warfen sie gemeinsam mit dem Rest des geraubten Geldes um sich und lachten sich dabei scheckig.

Gemeinsam flohen sie vor den Nissiren und den Nilfgaarder Patrouillen.

Giselher war aus der Armee desertiert. Wahrscheinlich war es die Armee des Herrschers von Geso, der mit den Aufständischen von Ebbing gemeinsame Sache machte. Wahrscheinlich. Giselher wusste nicht allzu genau, wohin ihn die Werber geholt hatten. Er war damals stockbetrunken gewesen. Als er nüchtern war und bei der Musterung die ersten Prügel vom Feldwebel bekam, verdrückte er sich. Zunächst trieb er sich allein herum, doch als die Nilfgaarder die Konföderation der Aufständischen zerschlagen hatten, wimmelte es in den Wäldern von anderen Deserteuren und Flüchtlingen. Die Flüchtlinge bildeten rasch Banden. Giselher schloss sich einer davon an.

Die Bande plünderte und brandschatzte Dörfer, überfiel Geleitzüge und Transporte, schmolz in wilder Flucht vor den Schwadronen der Nilfgaarder Reiterei zusammen. Als sie einmal wieder auf der Flucht war, stieß sie im Forst auf Waldelfen und fand den Tod, einen unsichtbaren Tod, der sie von allen Seiten mit schwarz befiederten Pfeilen überschüttete. Einer der Pfeile durchschlug Giselhers Schulter und nagelte ihn an einen Baum. Wer gegen Morgen den Pfeil herauszog und die Wunde versorgte, war Aenyeweddien.

Giselher erfuhr nie, warum die Elfen Aenyeweddien verstoßen, für welches Vergehen sie sie zum Tode verurteilt hatten – denn für eine freie Elfe war die Einsamkeit in dem schmalen Streifen Niemandsland, der das Freie Ältere Volk von den Menschen trennte, ein Todesurteil. Eine auf sich allein gestellte Elfe muss umkommen. Wenn sie keinen Gefährten findet.

Aenyeweddien fand einen Gefährten. Ihr Name, der frei übersetzt »Kind des Feuers« bedeutete, war für Giselher zu kompliziert und zu poetisch. Er nannte sie Flamme.

Mistle stammte aus einer reichen Adelsfamilie der Stadt Thurn in Nord-Maecht. Ihr Vater, Vasall von Fürst Rudiger, schloss sich der Armee der Aufständischen an, ließ sich schlagen und verschwand spurlos. Als die Einwohner von Thurn auf die Nachricht vom Anrücken der Strafexpedition, der berühmten Pazifikatoren von Gemmery hin, aus der Stadt flohen, floh auch Mistles Familie, und Mistle ging in der von Panik erfassten Menge verloren. Das herausgeputzte, feine Fräuleinchen, das seit frühester Jugend in der Sänfte getragen worden war, konnte mit den Flüchtlingen nicht Schritt halten. Nachdem sie drei Tage lang einsam umhergeirrt war, fiel sie den Menschenfängern in die Hände, die den Nilfgaardern folgten. Mädchen unter siebzehn Jahren standen hoch im Kurs. Wenn sie unberührt waren. Die Fänger vergriffen sich nicht an ihr, nachdem sie überprüft hatten, ob sie unberührt sei. Nach dieser Überprüfung schluchzte Mistle die ganze Nacht hindurch.

Im Tal des Flusses Velde wurde die Karawane der Fänger von einer Bande Nilfgaarder Marodeure zerschlagen und restlos niedergemetzelt. Alle Fänger und alle Gefangenen männlichen Geschlechts wurden erschlagen. Nur die Mädchen wurden verschont. Die Mädchen wussten nicht, warum man sie verschonte. Sie sollten es bald erfahren.

Mistle war die Einzige, die überlebte. Aus dem Straßengraben, in den man sie geworfen hatte, nackt, bedeckt von blauen Flecken, Unrat, Schmutz und getrocknetem Blut, zog Asse sie, der Sohn eines Dorfschmieds, der die Nilfgaarder seit drei Tagen verfolgte, wahnsinnig vor Rachedurst für das, was die Marodeure seinem Vater, seiner Mutter und den Schwestern angetan hatten und was er mitansehen musste, im Hanffeld verborgen.

Sie hatten sich alle eines Tages beim Lammas getroffen, beim Erntefest, in einem Dorf in Geso. Krieg und Not hatten damals das Land an der oberen Velde noch nicht übermäßig heimgesucht – die Dörfler feierten, wie es Brauch war, mit lärmenden Spielen und Tänzen den Beginn des Erntings.

Sie brauchten sich in der ausgelassenen Menge nicht allzu lange zu suchen. Zu viel unterschied sie von ihr. Zu viel hatten sie gemein. Es verband sie eine Vorliebe für auffällige, bunte, phantastische Kleidung, für geraubtes Glitzerzeug, für schöne Pferde, für Schwerter, die sie nicht einmal beim Tanzen abgürteten. Es zeichneten sie Arroganz und Übermut aus, Selbstsicherheit, spöttische Streitsucht und Gewalttätigkeit.

Und Verachtung.

Sie waren Kinder der Zeit der Verachtung. Und nichts als Verachtung hatten sie für die anderen übrig. Für sie zählte nur die Kraft. Die Geschicklichkeit im Umgang mit der Waffe, die sie sich auf den Landstraßen rasch angeeignet hatten. Entschlossenheit. Ein schnelles Pferd und ein scharfes Schwert.

Und Gefährten. Kumpel. Kameraden. Denn wer allein ist, muss umkommen – vor Hunger, durch das Schwert, einen Pfeil, einen Bauernknüppel, den Strick, im Feuer. Wer allein ist, kommt um – erstochen, erschlagen, totgetreten, geschändet, als Spielzeug von Hand zu Hand gereicht.

Sie hatten sich beim Erntefest getroffen. Der mürrische, schwarze, hoch aufgeschossene Giselher. Der hagere, langhaarige Kayleigh mit den bösen Augen und dem zu einer widerwärtigen Grimasse verzogenen Mund. Reef, der noch immer mit Nilfgaarder Akzent sprach. Die hochgewachsene, langbeinige Mistle mit dem kurzgeschnittenen, wie Stoppeln abstehenden strohblonden Haar. Die großäugige und bunte Flamme, biegsam und fließend beim Tanz, schnell und mörderisch im Kampf, mit den schmalen Lippen und den kleinen Elfenzähnen. Der breitschultrige Asse mit dem hellen, sich kräuselnden Flaum am Kinn.

Anführer wurde Giselher. Und sie nannten sich die Ratten. Jemand hatte sie irgendwann einmal so genannt, und ihnen hatte es gefallen.

Sie raubten und mordeten, und ihre Grausamkeit wurde sprichwörtlich.

Anfangs unterschätzten die Nilfgaarder Präfekten sie. Sie waren sich sicher, dass sie nach dem Beispiel anderer Banden bald den vereinten Aktionen der in Wut versetzten Bauernschaft zum Opfer fallen würden, dass sie sich gegenseitig umbringen und ausrotten würden, wenn die Menge der angesammelten Beute die Gier über die Bandensolidarität siegen lässt. Die Präfekten hatten recht, was andere Banden anging, doch sie irrten sich in Bezug auf die Ratten. Denn die Ratten, die Kinder der Verachtung, verschmähten die Beute. Sie raubten und töteten zum Vergnügen, und Pferde, Vieh, Getreide, Viehfutter, Salz, Teer und Tuch, die sie von Heerestransporten geraubt hatten, verteilten sie in den Dörfern. Hände voll Gold und Silber zahlten sie Schneidern und Handwerkern für das, was sie über alles liebten – Waffen, Kleidung und Schmuck. Die Beschenkten speisten und tränkten sie, boten ihnen Unterkunft und Versteck, und selbst bis aufs Blut gepeinigt von Nilfgaardern und Nissiren verrieten sie die Schlupfwinkel und Schleichpfade der Ratten nicht.

Die Präfekten setzten eine hohe Belohnung aus – und anfangs fanden sich Leute, die auf das Nilfgaarder Gold aus waren. Doch nachts gingen die Häuser der Denunzianten in Flammen auf, und die aus dem Feuer Fliehenden fielen unter den aufblitzenden Klingen von gespenstischen Reitern, die im Rauche einherhuschten. Die Ratten griffen auf Rattenart an. Leise, heimtückisch, grausam. Die Ratten waren vernarrt ins Töten.

Die Präfekten griffen zu den gegen andere Banden erprobten Mitteln – mehrfach versuchten sie, einen Verräter unter die Ratten zu bringen. Es misslang. Die Ratten akzeptierten niemanden. Die geschlossene, verbrüderte Sechsergruppe, hervorgebracht von der Zeit der Verachtung, wollte keine Fremden. Sie verschmähte sie.

Bis zu dem Tag, an dem die geschickte Akrobatin auftauchte, das aschblonde, wortkarge Mädchen, von dem die Ratten nichts wussten.

Außer dass sie so war, wie sie selbst einst gewesen waren, jeder von ihnen. Einsam und voller Trauer, Trauer um das, was ihr die Zeit der Verachtung genommen hatte.

Und in Zeiten der Verachtung muss jemand, der allein ist, umkommen.

Giselher, Kayleigh, Reef, Flamme, Mistle, Asse und Falka.

Der Präfekt in Amarillo wunderte sich über alle Maßen, als ihm berichtet wurde, die Ratten trieben jetzt zu siebent ihr Unwesen.

»Sieben?«, wunderte sich der Präfekt und schaute den Soldaten ungläubig an. »Sieben waren es, nicht sechs? Bist du dir sicher?«

»Sieben, so wahr ich leben will«, sagte undeutlich der einzige Soldat, der das Massaker überlebt hatte.

Der Wunsch war überaus angebracht – der Kopf und das halbe Gesicht des Soldaten waren mit schmutzigen, blutdurchtränkten Binden umwickelt. Der Präfekt, der in so mancher Schlacht gewesen war, wusste, dass der Soldat einen Schwerthieb von oben abbekommen hatte – mit der äußersten Spitze des Schwertes, einen Hieb von links, gezielt, präzise, der Übung und Schnelligkeit erforderte, auf das rechte Ohr und die Wange gerichtet, eine Stelle, die weder von der Sturmhaube noch vom eisernen Kragen geschützt wurde.

»Erzähl.«

»Wir sind am Ufer der Velde in Richtung Thurn entlanggezogen«, begann der Soldat.

»Es war befohlen, einen der Wagenzüge von Herrn Evertsen nach Süden zu eskortieren. Angegriffen haben sie uns an einer eingestürzten Brücke, wie wir den Fluss durchquert haben. Ein Wagen war festgefahren, da hatten wir die Pferde von einem anderen ausgespannt, um ihn rauszuziehen. Der Rest vom Geleitzug ist weitergefahren, ich bin mit fünf Mann und dem Intendanten zurückgeblieben. Und da sind sie über uns hergefallen. Der Intendant, ehe sie ihn umgebracht haben, konnte noch rufen, dass das die Ratten sind, und dann hatten unsere Leute sie schon auf dem Halse ... Und sie haben sie alle niedergemacht. Wie ich das gesehen habe ...«

»Als du das gesehen hast« – der Präfekt verzog das Gesicht –, »hast du dem Pferd die Sporen gegeben. Aber zu spät, um deine Haut zu retten.«

»Sie hat mich angefallen« – der Soldat senkte den Kopf –, »eben diese Siebente, die ich am Anfang nicht gesehen hatte. Ein Mädchen. Fast ein Kind. Ich hab gedacht, die Ratten haben sie hinten gelassen, weil sie jung und unerfahren ist ...«

Der Besucher des Präfekten beugte sich aus dem Schatten hervor, in dem er saß. »Es war ein Mädchen?«, fragte er. »Wie sah sie aus?«

»Wie die alle. Angemalt und geschminkt wie eine Elfe, bunt wie ein Papagei, ausstaffiert mit Klunkern, in Samt und Brokat, dazu eine Kappe mit Federn ...«

»Mit hellen Haaren?«

»Ich glaube, Herr. Wie ich sie gesehen habe, bin ich mit dem Pferd auf sie losgeritten, hab gedacht, wenigstens die erledige ich für die Kameraden, Blut um Blut ... Bin sie von rechts angegangen, um kräftiger zuhauen zu können ... Wie sie das gemacht hat, weiß ich nicht. Aber ich habe sie wohl verfehlt. Wie wenn ich auf ein Gespenst oder eine Erscheinung eingeschlagen hätte ... Ich weiß nicht, wie diese Teuflin das gemacht hat ... Obwohl ich mich gedeckt habe, hat sie mich durch die Deckung hindurch erwischt. Genau in die Fresse ... Herr, ich bin bei Sodden dabeigewesen, bei Aldersberg auch. Und jetzt hab ich von dem verfluchten Weibsbild ein Andenken fürs ganze Leben ...«

»Sei froh, dass du lebst«, brummte der Präfekt und schaute seinen Besucher an. »Und sei froh, dass man dich verwundet an der Furt gefunden hat. Du wirst jetzt als Held gelten. Wenn du dich ohne Kampf verdrückt hättest, mir ohne Andenken in der Fresse den Verlust der Fracht und der Pferde gemeldet hättest, hättest du sofort am Strick mit den Fersen klappern können! Na, marschier ab. Ins Lazarett.«

Der Soldat ging hinaus. Der Präfekt wandte sich dem Besucher zu. »Ihr seht selbst, verehrter Herr Untersuchungsführer, dass der Dienst hier nicht leicht ist, dass es keine Ruhe gibt, dass ich alle Hände voll zu tun habe. Ihr dort in der Hauptstadt glaubt, dass wir in den Provinzen Maulaffen feilhalten, Bier saufen, Mädels bumsen und Schmiergelder nehmen. Daran, mehr Leute oder mehr Geld zu schicken, denkt niemand, nur Befehle werden geschickt: Gib, mach, finde, bring alle auf die Beine, rotier von früh bis spät ... Aber hier platzt uns vor eigenen Sorgen der Kopf. Fünf oder sechs solche Banden wie die Ratten treiben hier ihr Unwesen. Gewiss, die Ratten sind am schlimmsten, aber es vergeht kein Tag ...«

»Genug, genug.« Stefan Skellen verzog den Mund. »Ich weiß, wozu dieses Euer Barmen dienen soll, Herr Präfekt. Aber Ihr barmt vergebens. Von den erteilten Befehlen wird Euch niemand befreien, damit rechnet nicht. Ratten oder nicht, Banden oder nicht, Ihr habt die Suche fortzusetzen. Mit allen verfügbaren Mitteln, bis die Suche beendet wird. So lautet der Befehl des Kaisers.«

»Wir suchen seit drei Wochen«, sagte der Präfekt mit gerunzelter Stirn. »Übrigens ohne besonders gut zu wissen, wen oder was wir suchen, ein Gespenst, einen Geist oder eine Nadel im Heuhaufen. Und was kommt dabei heraus? Nur, dass mir ein paar Leute spurlos verschwunden sind, sicherlich von Aufständischen oder Briganten umgebracht. Ich sage Euch nochmals, Herr Untersuchungsführer, wenn wir dieses Euer Mädchen bisher nicht gefunden haben, dann finden wir sie nicht mehr. Wenn es sie überhaupt gegeben hat, was ich bezweifle. Es sei denn ...«

Der Präfekt stockte, überlegte, schaute den Untersuchungsbeamten unter gesenkten Brauen hervor an.

»Dieses Mädchen ... Diese siebte, die mit den Ratten reitet ...«

Der Uhu winkte ab, bemüht, seine Geste und seine Miene überzeugend aussehen zu lassen.

»Nein, Herr Präfekt. Sucht keine allzu leichten Lösungen. Eine aufgedonnerte Halbelfe oder eine andere Banditin in Brokat ist mit Sicherheit nicht das Mädchen, um das es uns geht. Es ist mit Sicherheit nicht diese. Setzt die Suche fort. Das ist ein Befehl.«

Der Präfekt machte eine finstere Miene, schaute zum Fenster hinaus.

»Und mit dieser Bande«, fügte scheinbar gleichgültigenTonesder Untersuchungsbeamte Kaiser Emhyrs Stefan Skellen, genannt der Uhu, fort, »mit diesen Ratten oder wie sie heißen ... Mit denen räumt auf, Herr Präfekt. In den Provinzen muss Ordnung einkehren. Macht Euch an die Arbeit. Fangen und aufhängen, ohne Drumherum und ohne zu fackeln. Alle.«

»Leicht gesagt«, murmelte der Präfekt. »Aber ich tue, was in meiner Macht steht, dessen könnt Ihr den Kaiser versichern. Trotzdem denke ich, dass es sich lohnen könnte, dieses siebte Mädchen von den Ratten lebendig ...«

»Nein«, unterbrach ihn der Uhu, wohlbedacht, dass ihn seine Stimme nicht verriet. »Keinerlei Ausnahmen, alle aufhängen. Alle sieben. Wir wollen nichts mehr von ihnen hören. Wir wollen kein Wort mehr davon hören.«